

**Grabmäler des 19. Jahrhunderts im Rheinland  
zwischen  
Identität, Anpassung und Individualität.**

Inaugural - Dissertation  
zur  
Erlangung der Doktorwürde  
der  
Philosophischen Fakultät  
der  
Rheinischen Friedrich - Wilhelms - Universität  
zu Bonn

vorgelegt von  
Ulrike Evangelia Meyer -Woeller  
aus  
Erlangen

Bonn 1999

Gedruckt mit der Genehmigung der  
Rheinischen Friedrich - Wilhelms - Universität

1. Berichterstatter: Prof. Dr. Zehnder

2. Berichterstatter: Prof. Dr. Cox

Tag der mündlichen Prüfung: 30. Juni 1999

## Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis .....	3
Vorwort .....	4
I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle .....	6
Entwicklung des Rheinlandes .....	6
II. Die Entwicklung der Friedhöfe .....	29
III. Friedhof und Landschaftsgarten .....	42
IV. Aufgabe und Funktion von Friedhöfen und .....	48
Grabmälern im 19. Jahrhundert .....	48
V. Grabmal und Denkmal .....	54
VI. Die Schöpfer der Grabmäler: .....	63
Künstler, Handwerker und Industrie .....	63
VII. Zur Stildiskussion allgemein und in Bezug .....	69
auf Grabkunst .....	69
Klassizismus .....	72
Neogotik .....	75
Rundbogenstile .....	85
VIII. Portraitdarstellungen .....	88
Medaillon und Relief .....	90
Büste und Herme .....	93
Sitzbild und Standbild .....	97
IX. Darstellungen von Frauen in der Sepulkralkultur .....	100
X. Berufsdarstellungen .....	112
Paradigmenwechsel an „Montangrabmälern“ .....	122
Grabmäler von Militärs .....	127
XI. Außergewöhnliches Kunstschaffen in der .....	131
Sepulkralkultur .....	131
XII. Sepulkralkultur im jüdischen Rheinland .....	134
Literaturverzeichnis .....	148
Abbildungsverzeichnis .....	155

## Vorwort

Die Sepulkralkultur ist ein Spiegel individueller und sozialer Verhältnisse. Die Form des Grabmals und die Art der Bestattung werden in entscheidender Weise vom Verhältnis des Menschen zum Tod geprägt. Friedhöfe dienen nicht nur der zeitlich meist begrenzten Aufnahme unserer Toten, sondern sind zugleich Orte der langfristigen Erinnerung und Besinnung. In ihrer Gesamtheit, mit ihren Gebäuden, ihrer Flächengestaltung und ihren Grabmalen sind sie Zeugnisse des Zeitgeistes. Sie spiegeln wandelnde Einstellungen zum Tod und zum Toten und verweisen auf die Geschichte der Gemeinde oder Region sowie handwerkliche Traditionen und Neuerungen.

Jeder Grabstein ist als Ausdruck des Selbstverständnisses und Anspruches einzelner oder gesellschaftlicher Gruppen zu verstehen. Er ist ein bewußt gesetztes Denkmal und Erinnerungszeichen, das den individuellen Ansprüchen und /oder materiellen Möglichkeiten sowie dem Zeitgeschmack entsprechend gestaltet wurde.

In der vorliegenden Arbeit sollen Grabstätten nicht nur unter dem Aspekt „individueller, künstlerischer Schöpfung“ und „hoher Qualität“ untersucht werden, vielmehr bestand die Aufgabe darin, Grabstätten als Spiegel der Gesellschaft, in der sie entstanden sind, zu sehen. Unterschiedlich waren soziale Stellung, Prestige und Beruf der Auftraggeber und Verstorbenen, unterschiedlich war auch - jenseits der zeitbedingten Gemeinsamkeiten - das Sepulkralverhalten. „Grabmäler des 19. Jahrhunderts im Rheinland zwischen regionaler Identität, Anpassung und Individualität“ teilt sich in zwei Abschnitte auf. Zuerst soll die Rede von allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen sein, um sozusagen den Hintergrund, vor dem die bürgerliche Sepulkralkultur zu untersuchen ist, näher zu beschreiben. Neben der Genese des Friedhofs, seiner Aufgabe und Funktion soll ein Augenmerk auf den Zusammenhang zwischen Grabmal und Denkmal, die Schöpfer der Grabmäler und den Stil gelenkt werden.

Danach befaßt sich die Arbeit mit der Individualdarstellung des Verstorbenen, dem Wandel der Frauenbildnisse und Berufsdarstellungen. Anschließend soll ein außergewöhnliches Grabmal in seinem kunsthistorischen Zusammenhang erörtert werden. Den Schluß bildet die bürgerliche jüdische Sepulkralkultur im Rheinland zwischen Integration und orthodoxem Glauben.

Der Zeitraum „19. Jahrhundert“ ist in der vorliegenden Arbeit sehr großzügig ausgelegt: Der Wandel des alten Kirchhofs zum kommunalen Begräbnisort und vom Grabzeichen zum Grabmal begann bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert und manche Entwicklungen, die ihren Ursprung vor 1900 haben, setzen sich noch in die ersten beiden Jahrzehnte unseres Jahrhunderts fort.

Naturgemäß kann nur ein kleiner Teil der relevanten Objekte aus dem Rheinland besprochen werden: Die Zahl der Friedhöfe ist groß, unüberschaubar ist die Zahl der historischen Grabmäler allein in den großen Städten. Aus diesem Grund können nur Aspekte bürgerlicher Sepulkralkultur im Rheinland angesprochen werden.

Hennef 1999

Ulrike Meyer-Woeller

# I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle

## Entwicklung des Rheinlandes

Im 18. Jahrhundert präsentierte sich das Rheinland als unübersehbares Gewirr von ungefähr 150 Einzelterritorien. Diese Gebiete gehörten zum Teil zu großen Herrschaftsbereichen wie Preußen oder Österreich<sup>1</sup>, waren im Besitz von Kirchenfürsten (ihrerseits wiederum Mitglieder größerer Herrscherhäuser<sup>2</sup>) oder waren einzelne Zwergstaaten mit lokalen Herrscherfamilien. Folge dieser Zersplitterung war eine Politik, die nicht in erster Linie die Interessen des Rheinlandes vertrat, eine vollkommene Machtlosigkeit der kleinen Territorialfürsten innerhalb des Deutschen Reiches, verbunden mit einer Schwächung der westlichen Reichsflanke. Absolutistische Strukturen hatten nur die Erzbistümer durchgesetzt, die städtischen und ländlichen Kommunen aber hatten eine unterschiedlich weitgehende Selbstverwaltung behaupten können.

Das kirchliche Leben hatte sich seit dem 16. Jahrhundert im enggesteckten Rahmen abgespielt. Geprägt durch eine stark traditionsgeleitete Frömmigkeit, kümmerten sich volksnahe Seelsorger und alte Bruderschaften aus mittelalterlichen Traditionen um die geistlichen, aber auch praktischen Belange, wie Armenfürsorge und auch Bestattungswesen. Auf der anderen Seite war die Geistlichkeit im Rheinland während des Ancien Régime durch Elitenbildung, wie die Marianische Kongregation, geprägt.

Die Volksfrömmigkeit entwickelte ein ausgedehntes Wallfahrtswesen. Nicht mehr die Märtyrergräber und berühmten Reliquien der weit entfernten Orte standen im Vordergrund, sondern Nahwallfahrten zu Heiligtümern und wundertätigen Kultbildern. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde aufklärerische Kritik an Prozessions-, Wallfahrts- und

---

<sup>1</sup> Friedrich der Große hätte seine Besitzungen im Westen am liebsten gegen Mecklenburg oder Sachsen eingetauscht um eine politischen Schwerpunkte in Brandenburg - Preußen zu festigen. Österreich besaß nur kleine Splitter, die mit den Herzogtümern Luxemburg und Limburg zu den Österreichischen Niederlanden gehörten, vgl. Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.10f.

<sup>2</sup> Die Besetzung der Erzstühle Köln und Trier war trotz des Wahlrechts der Domkapitel keine bistumsinterne Angelegenheit: die Kurfürsten waren wie die Reichsfürsten Mitglieder im Reichstag und hatten neben ihrem geistlichen, auch ein ebenso gewichtiges weltliches Amt inne.

Bruderschaftswesen laut<sup>3</sup>. Im Konflikt des 18. Jahrhunderts, katholischer Traditionalismus mit breitenwirksamer Demonstration von Frömmigkeit versus aufklärerischer Forderung nach Zurückdrängung und Beschneidung der Kirche in ihrer Macht und ihrem Aufgabenfeld, zeichnet sich bereits das große Problem des nachfolgenden Jahrhunderts ab: rheinischer politischer Katholizismus gegen den aufgeklärten protestantischen Preußenstaat.

In den kleinen „selbstständigen“ Territorien, den Reichsstädten, den Kurstaaten und den österreichischen Gebieten, allesamt in ihrem Bestehen unmittelbar an die Zukunft des Alten Reiches gebunden, war ein Reichspatriotismus weit verbreitet. Die preußischen Besitzungen am Niederrhein dagegen hatten eine straffe preußische Verwaltung erhalten, durch die sich relativ früh eine preußische Staatsgesinnung herausbildete. In dieser Zweiteilung zeigen sich die Unterschiede innerhalb eines politisch zersplitterten Kulturraums: es konservierten sich altertümliche ständische Strukturen<sup>4</sup>, die anderenorts überwunden waren oder wurden.

In vielen Herrschaftsgebieten stand eine höfisch-repräsentative Kultur in Kontrast zu einem bürgerlich-städtischen Leben. Beide Bereiche entwickelten sich weitgehend unabhängig, hatten bisweilen Berührungspunkte, vermischten sich jedoch nicht. Die Gedankenwelt der Aufklärung fand zunächst an den spätabsolutistischen Höfen stärkeren Zuspruch als im Bürgertum. Letztere organisierten sich erst in kleinen Privatzirkeln, zunehmend auch in Lesegesellschaften, Logen und Illuminatenorden. Im ganzen stand eine dünne Schicht aufgeklärter, gebildeter Bürger einer großen, geschlossenen, unaufgeklärten Bevölkerungsmasse gegenüber. Die kulturpolitischen Ziele der Aufklärung versprachen jedoch Verbesserungen für jedermann: z.B. im Bereich der Bildung<sup>5</sup> oder auch des Sepukralwesens<sup>6</sup>

---

<sup>3</sup> Die Amtskirche nutzte ihrerseits diese Kritik an der Volksreligiösität, um mißfallende Aktivitäten zu verbieten.

<sup>4</sup> Die Ständevertretungen waren vor der französischen Herrschaft, die sie abschaffte, sehr unterschiedlich organisiert und befugt. Ihr Hauptrecht, die Bewilligung gewisser Steuern, wurde von den Landesherrn stets beschnitten, sodaß die Ständevertretung oft eine inhaltsleere Veranstaltung wurde. Vgl. Klaus, U.: Die Verwaltung der Provinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.80. Das kapitalkräftige Bürgertum, der Träger des wirtschaftlichen Aufschwungs, hatte noch keinerlei politische Rechte. Die Leitung des Staates oblag ausschließlich dem Adel und dem Klerus.

<sup>5</sup> Gründung von weiterführenden kaufmännischen Schulen z.B. 1776 in Düsseldorf, 1792 in Elberfeld. Die Universität Bonn sorgte seit ihrer Gründung 1786 für Konflikte mit

So wurden neue politische Prinzipien umgesetzt, die einige Jahrzehnte später, als das Rheinland nach dem Wiener Kongreß zu Preußen kam, den Sprung in eine neue Zeit nach der Französischen Revolution und in ein größeres, politisch einheitliches Herrschaftsgebiet erleichterten<sup>7</sup>.

Parallel zu den revolutionären Ereignissen in Frankreich begann in vielen westdeutschen Gebieten ein Phase restriktiver Politik. Die aufgeklärten Ideen waren an den Höfen immer staatskonform und niemals revolutionär interpretiert worden. Für die Erhaltung des Status Quo war die traditionelle Verfassung und die kirchlich gebundene, traditionsgeprägte Religiösität zuträglich. Andererseits sorgte ein gravierendes soziales und ökonomisches Ungleichgewicht für Konflikte zwischen den Landständen und innerhalb der städtischen Gesellschaft. Aber meist nur das wirtschaftlich gutsituierte Bürgertum, das von der grundsteuergewaltigen Macht ausgeschlossen war, hing den Forderungen der Französischen Revolution an. Das wenig gebildete kleinbürgerliche Stadtvolk, das in traditionellen handwerklichen Strukturen beheimatet war, sehnte sich vielmehr nach der vermeintlichen Sicherheit der alten Zunftstrukturen zurück, besonders dann, als diese durch die französischen Besetzer abgeschafft worden waren. Man hing an den Traditionen trotz der offenkundigen Schwächen des Systems für die Mehrzahl der Bürger. Die Neuerungen wurden nicht als Chance, sondern vielfach als Bedrohung empfunden und diese Einstellung wurde zur Antriebskraft des Konservatismus. Die Forderung nach Freiheit und Gleichheit waren im Rheinland nur von einem Bruchteil der Bevölkerung zu hören. In Deutschland gab es nur wenige politisch extreme Gruppen wie die Jakobiner, folglich auch nur vereinzelte Aktivitäten. An der Definition und Umsetzung von Freiheit und Gleichheit schieden sich nach 1800 auch die Geister der Bürgerlich-Liberalen, der Bürgerlich-Demokratischen und der Republikaner. Das Grundproblem blieb: die importierte und oktroyierte „Neue

---

Köln und der konservativen Kirchlichkeit.

<sup>6</sup> Aufgeklärte Ärzte wiesen als erste auf die Notwendigkeit hin, das Bestattungswesen zu kommunalisieren und strengere Hygienevorschriften einzusetzen.

<sup>7</sup> Argarwirtschaftlich unterschied sich das Rheinland von Preußen wesentlich, da im Westen der Schritt von der Mittelalterlichen Grundherrschaft zur Gutsherrschaft, die im Osten viele ursprünglich freie Bauern in die Leibeigenschaft trieb, nicht vollzogen wurde. Im Rheinland war dadurch der Unterschied „agrarisches Land“ und „gewerbliche Stadt“ weniger stark. Besonders in Gebieten, die in der ersten Jahrhunderthälfte an der Industrialisierung teilhaben, ist diese Teilung kaum vorhanden. Vgl. Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.14.



Zeit" konnte während der französischen Besatzungszeit nur bedingt fußfassen.

Beachtenswert ist auch, daß die plebiszitären Forderungen der Revolution und des bürgerlichen Direktoriums sich für das Rheinland wenig niederschlugen. Die größten Veränderungen stammen erst aus der Zeit der Diktatur und des Kaiserreichs, die ja bekanntlich schon weit entfernt von den ursprünglichen Idealen der Revolution war. Zudem stellten die Bürgerlich-Liberalen in Deutschland das Fortbestehen der Monarchie ohnehin nicht in Frage.

Waren die ersten Jahre der französischen Besetzung durch systematische und rücksichtslose Plünderung<sup>8</sup> gekennzeichnet, so war das Rheinland ab 1798 in eine Phase wirtschaftlicher und politischer Konsolidierung innerhalb des französischen Staatssystems getreten. Die maßgeblichen Neuregelungen aus der Zeit waren die Vereinheitlichung des Wirtschaftsraumes, eine bürgerliche Rechtsordnung mit Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und mit individuell uneingeschränktem Grundeigentum. Durch die Säkularisierung war es zudem zu einer ungeheuerlichen Grundbesitzumschichtung gekommen<sup>9</sup>. Des weiteren war ein modernes einheitliches Handelsrecht für einen großen, geschlossenen Wirtschaftsraum eingeführt worden. Dies galt für die linksrheinischen Gebiete.

Die offizielle Anerkennung der Rheingrenze von seiten des Reiches erfolgte zwar erst durch den Frieden von Lunéville, doch faktisch war das linke Rheinufer seit 1794 in französischer Hand. Während der Zeit der französischen Okkupation stellte der Rhein die Grenze zwischen zwei wirtschaftlich und politisch unterschiedlichen Systemen dar. Die eigentliche französische Machtsphäre veränderte sich aber innerhalb der zwei Jahrzehnte dahingehend, daß auch rechtsrheinische Gebiete zunehmend unter ihren Einfluß kam. Trotzdem widersprach die Scheidung der beiden Rheinufer der traditionellen Gliederung der Region: Seit der Römerzeit hatte der Strom eine verbindende, keine trennende Funktion<sup>10</sup>. Besonders die kirchliche Herrschaft hatte ihre Besitzungen immer auf beiden Seiten und war somit durch die Trennung besonders betroffen. Später, während der napoleonischen

---

<sup>8</sup> Gemeint sind hier nicht nur kriegsbedingte Plünderungen. Requisitionen und Kontributionen, die dem Unterhalt der Besatzer dienten, schwächten das Rheinland sehr. Die Bezahlung der Leistungen erfolgte durch wertlose Assignaten. Vgl. Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.19f.

<sup>9</sup> 40% des Grund und Bodens wechselte im Rheinland durch die Auflösung des Kirchenbesitzes den Besitzer.

<sup>10</sup> Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.20.

Außenpolitik, schützte die Rheingrenze (und die Kontinentalsperre) die inländischen Absatzmärkte. Der deutliche Aufschwung der Textilindustrie um Krefeld ist darauf zurückzuführen, ebenso wie die Krise der rechtsrheinischen Textil- und Eisenregion, die ihres natürlichen Absatzmarktes jenseits des Rheines entbehrten.

Die wichtigste Veränderung blieb die Aufhebung der kleinen Einzelterritorien: im Januar 1798 wurden ohne Rücksicht auf vorherige Zusammengehörigkeit vier Departements geschaffen<sup>11</sup> mit einer einheitlich-zentralistischen, großräumig strukturierten Verwaltung und wirtschaftlich abgesichert durch Schutzzollpolitik. Die neue, streng diktatorische Ordnung beseitigte nicht nur die altertümlichen ständischen Einheiten<sup>12</sup>, sondern verhinderte auch wie in Frankreich selbst, die Ausbildung einer Repräsentativverfassung<sup>13</sup>. Die von der napoleonischen Zentralregierung ernannten Maires waren nur dem Präfekten verantwortlich und konnten von den Gemeinden nicht kontrolliert werden. Traditionelle kirchliche Strukturen, die im alten Reich auch politische waren, wurden zerschlagen. Nach anfänglicher Verfolgung und Schikanen Geistlicher, was die Besatzer bei der Bevölkerung nicht gerade beliebt machte, wurden nach dem Konkordat zwischen Napoleon und Pius VII. die linksrheinischen Diözesen neu eingeteilt, mit rein geistlichen Aufgaben betraut und durch Würdenträger von Napoleons Gnaden besetzt<sup>14</sup>.

---

<sup>11</sup> Département de la Roer, - de Rhin et Moselle, - de la Sarre, - du Mont Tonnère. Diese Einteilung nahm weder auf Kulturellen noch wirtschaftliche Zusammenhänge Rücksicht: Der Agrarüberschuß der linksrheinischen Bauern, denen nun ihre rechtsrheinischen Absatzmärkte fehlten, war für diese nach Westen kaum absetzbar. Andererseits verloren die bergischen Industriebetriebe ihre Absatzmöglichkeiten westlich des Rheins.

<sup>12</sup> Endgültig durch die französische Gemeindeordnung vom 17. Februar, s. Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S. 23. Die Bauernschaft wurde von wirtschaftlichen Lasten befreit und einem einheitlichen Steuer- und Abgabensystem angegliedert. Die Zunftrechte wurden beseitigt und die allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt.

<sup>13</sup> Neben den Verwaltungsbeamten gab es eine Art "Volksvertretung": Departements, Arrondissements- und Gemeinderäte. Sie wurden jedoch nicht gewählt, sondern aus den Höchstbesteuerten ernannt. Damit kam eine neue gesellschaftliche Gruppe in politische Ämter, die im Ancien Régime nicht beteiligt worden war.

<sup>14</sup> Vom Bischof bis zum Pfarrer mußten alle Geistlichen den Amtseid auf die Regierung schwören und erhielten staatliche Besoldung.

Die Evangelische Kirche kam bei der Neuordnung besser weg: die neue Toleranz ermöglichte es ihr erstmals, auch innerhalb der katholischen Hochburgen Kirchen zu errichten oder zu erwerben. Ihr Vermögen galt als Privatbesitz. Der Protestantismus hatte zudem einen nicht unwesentlichen Beitrag am wirtschaftlichen Prosperieren einzelner Gegenden: fromme pietistische Zirkel erklärten wirtschaftliches Streben zu einer gottgnädigen Tugend.

Solche Errungenschaften, wie auch die Kommunalisierung ehemals kirchlicher Bereiche in dieser Zeit, konnten später unter preußischer Regierung nur schwer oder überhaupt nicht rückgängig gemacht werden<sup>15</sup>.

Das kulturelle und künstlerische Leben der gesamten linksrheinischen Bereiche war mit dem Einmarsch der französischen Truppen zunächst zusammengebrochen. Heimischen Künstlern und Kunsthandwerkern war somit der Verdienst entzogen, sieht man z.B. von den wenigen Beispielen klassizistischer Grabmalkunst ab. Mit der Säkularisierung<sup>16</sup> wurde besonders in Köln, das viele Klöster und Stifte<sup>17</sup> in seinen Mauern beherbergte, eine große Anzahl mittelalterlicher Kunstschatze frei, obwohl diese als Inventare Besitz des französischen Staates waren.

Nur wenige Kölner Bürger hatten genug antiquarisches Interesse und Kenntnis, um zumindest für einen Bruchteil der Kölner Kirchenschätze die Zerstreung oder gar Zerstörung zu verhindern. Erst im Laufe der Befreiungskriege bewirkte der nationale Impuls Mittelalterbegeisterung.

Während der Besatzungszeit wurden dem Rheinland zwar staatlich und verwaltungstechnisch viele Neuerungen zuteil. Das allgemeine Bildungswesen, vormals hauptsächlich kirchlich

---

<sup>15</sup> Diese inhaltliche Kontinuität ist im Rheinland auch vielfach mit einer personalen Kontinuität verbunden: Viele Beamte blieben auch unter preußischer Regierung im Amt.

<sup>16</sup> Konsularbeschuß vom 9. Juni 1802 "Arreté des consuls Portant suppression des ordres monastiques et congregations régulières dans les Départements de la Sarre, de la Roer, de Rhin-et Moselle et du Mont-Tonnerre". Der Beschuß traf die Mönchsorden und Ordenskongregationen sowie die kirchlichen Titel und Einrichtungen mit Ausnahme der Bistümer, Pfarreien, Domkapitel und (Priester-) Seminare. S. Diederich, T.: Die Säkularisation in Köln während der Franzosenzeit - Vorgeschichte, Durchführung und Folgen, in: Lust und Verlust, Köln 1995, S.80.

<sup>17</sup> In Köln wurden 76 Institutionen der insgesamt 219 aufgelösten Gemeinschaften des linksrheinischen Teils des Erzbistums Köln aufgehoben. S. Diederich, T.: Die Säkularisation in Köln während der Franzosenzeit - Vorgeschichte, Durchführung und Folgen, in: Lust und Verlust, Köln 1995, S.81.

getragen, kam aber fast vollständig zum Erliegen. Das Geistesleben in den Städten zerbrach<sup>18</sup>, da alle Aktivitäten vorerst unter staatliche Aufsicht gestellt wurden. Erst als wirtschaftliche Aktivitäten für einige neuen Wohlstand schufen, wurde z.B. Sammlertätigkeit in größerem Rahmen ausgeübt.

Die neue Verwaltungsorganisation für die preußischen Provinzen war in der Leipziger Konvention im Oktober 1813 unter Führung des Reichsfreiherrn vom Stein festgelegt worden: neben dem Generalgouvernement Berg mit Sitz in Düsseldorf und demjenigen in Frankfurt wurden nach dem zweiten Pariser Frieden<sup>19</sup> noch die Generalgouvernements Mittelrhein (Trier) und Niederrhein (Aachen) gegründet. Die innere Struktur der mittleren und unteren Verwaltung aus der Franzosenzeit wurde im wesentlichen zunächst beibehalten. Die früheren Präfekten wurden durch Gouvernementskommissare, die Unterpräfekten durch Kreisdirektoren und die Maires durch Bürgermeister oder Oberbürgermeister ersetzt<sup>20</sup>. Kurz darauf kamen die Reformen Steins und Hardenbergs für ganz Preußen zum Tragen: der Staat bestand nun aus zehn Provinzen, die Verwaltungseinheiten bildeten. Das Rheinland wurde damit in die Provinz Jülich-Kleve-Berg mit Sitz in Düsseldorf und die Provinz Großherzogtum Niederrhein, zunächst mit Sitz in Köln, ab 1816 in Koblenz, aufgeteilt. 1822 wurden beide Einheiten zur preußischen Rheinprovinz<sup>21</sup> zusammengelegt. Der Sitz des Oberpräsidiums blieb in Koblenz. Die Regierungspräsidenten bildeten sozusagen das Rückgrat der preußischen Provinzialverwaltung, nachdem der preußische Staat 1808 Fachministerien anstelle der Provinzialminister, die in ihrem Gebiet für alle Ressorts zuständig waren, erhalten hatte. Die Devise der Berliner Zentrale lautete: soviel Zentralismus wie nötig und soviel Dezentralismus wie möglich<sup>22</sup>.

Zu Beginn hatte man gehofft, die kommunale Verwaltung mit ehrenamtlichen Bürgermeistern leiten zu können, die Resonanz aus dem Kreis der Honoratioren war jedoch dünn geblieben. Also ernannte man durch die Provinzialregierung, bei größeren Städten sogar durch den König selbst, die Bürger- und

---

<sup>18</sup> Nach einer Erhebung von 1814 waren am Niederrhein 75% der Bevölkerung Analphabeten, s. Lewald, U.: Vor hundertfünfzig Jahren, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.34.

<sup>19</sup> November 1815.

<sup>20</sup> Klaus, U.: Die Verwaltung der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.71f.

<sup>21</sup> Seit 1830 auch so benannt.

<sup>22</sup> Klaus, U.: Die Verwaltung der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.75.

Oberbürgermeister<sup>23</sup>. Ihnen standen ehrenamtliche Beigeordnete und beratende Gemeinderäte zur Seite. Sie wurden ebenfalls (auf Vorschlag der Bürgermeister) von der Provinzialregierung berufen. In den größeren Städten kamen sie aus den Kreisen der Höchstbesteuerten. Je nach Struktur der Städte stammten sie aus unterschiedlich gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Kontext: freie Berufe wie Juristen, Kaufleute und größere Handel- und Gewerbetreibende, aber auch Beamte und Professoren. In den jungen zunehmend industrialisierten Städten wurden Männer aus den aufstrebenden Unternehmerfamilien berufen.<sup>24</sup>

Ähnlich der Verwaltung, die Errungenschaften aus der Franzosenzeit hinüberrettete, konnten nach 1815 neue Wirtschaftsstrukturen auf dem Fundament jener Zeit aufgebaut werden. So hatten z.B. die Handels- und Gewerbekammern<sup>25</sup>, in denen Kaufleute und Unternehmer saßen, zwar nur beratende und gutachterliche Aufgaben, stellten aber trotzdem ein wichtiges Verbindungsglied dar zwischen privatwirtschaftlichen Unternehmungen und preußischem Staat sowie ostdeutschen Agrar- und westdeutschen Industrieinteressen her<sup>26</sup>. Mitgliedschaft in derartig bedeutenden Gremien war innerhalb der Gesellschaft während des gesamten Jahrhunderts wichtig. Am einheitlichen Staatsgebiet mit einheitlich moderner Verwaltung, mit rechtsstaatlicher Justiz für alle Bürger, mit bürgerlicher Freiheit und einem modernisiertem Wirtschaftssystem nahm Preußen nur wenig Änderung vor. Zwar hatte Napoleon sich im Konkordat 1801 mit dem Papst versöhnt, das Episkopat war und blieb jedoch entmachtet. Der Katholizismus hatte zwar größere Akzeptanz erfahren, war jedoch nicht zur Staatsreligion geworden. Die Kirche war in der Franzosen- wie in der Preußenzeit die Dienerin des Staates.

1824 wurden durch preußisches Gesetz die vier Stände<sup>27</sup> wiedereingeführt. 1826 trat der Provinziallandtag mit den

---

<sup>23</sup> Örtliche Spannungen zwischen Bürgermeistern und Bevölkerung führten in manchen Städten (z.B. Essen und Mühlheim) zur Einführung einer revidierten Städteordnung, die die direkte Wahl der Bürgermeister vorsah, s. Croon, H.: Rheinische Städte, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.94.

<sup>24</sup> Croon, H.: Rheinische Städte, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S. 91f.

<sup>25</sup> Die preußischen Handelskammern waren zum Preußischen (ab 1861 Deutschen) Handelstag zusammengefaßt.

<sup>26</sup> Lewald in: Das Rheinland in preußischer Zeit, S.10 und 25.

<sup>27</sup> Den ersten Stand bildeten Fürsten und Standesherrn (im Rheinland die Familien Solms-Braunsfeld, Solms-Hohensolms Lich, Wied, Hatzfeld, Salm-Reifferscheid-Dyck), die Ritterschaft, die Städte und die Landgemeinden; Klaus, U.: Die Verwaltung der Provinz, in: Das Rheinland im 19.Jahrhundert, hrsg. von Walter Först, S.80f.

Vertretern der Stände erstmals zusammen. Dieser Landtag und seine Provinzialregierung waren in ihrer Kompetenz sehr beschränkt: Sie durften nur über königliche Propositionen beraten oder Petitionen an den König richten. Die Redefreiheit war eingeschränkt und die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Beschlüsse, die vom König dann zu genehmigen waren, wurden bei der absoluten Mandatsmehrheit der ersten beiden Stände nicht gegen diese gerichtet. Doch überwog auch bei diesen vielfach das rheinische Interesse gegenüber dem Staatsinteresse, sodaß Petitionen von Berlin häufig zurückgewiesen wurden<sup>28</sup>. Die Vertreter des Dritten und Vierten Standes gehörten zu altansässigen Familien oder waren zugewanderte Unternehmer. Neben den konfessionell-katholischen Abgeordneten waren führende Liberale des Rheinlandes<sup>29</sup> im Vormärz politisch aktiv.

Zugang zu politischen Wahlämtern aber war in Preußen aufgrund des Dreiklassenwahlrechts für das engagierte Bürgertum fast ausgeschlossen. Maßgeblich für die Zugehörigkeit zu den ersten beiden Klassen war die Grund- und Gebäudesteuer sowie die Klassensteuer. Im Verhältnis zu steigenden Steuerleistungen in Gewerbe- und Verbrauchssteuern stand diese Gewichtung in eklatantem Ungleichgewicht, weshalb die Liberalen eine Änderung zugunsten eines Zensuswahlrechts befürworteten.

Wesentlich für die wirtschaftliche Entwicklung des Rheinlandes war eine vollständig andere Ausgangslage im Verhältnis zum preußischen Kernland: am Rhein herrschte schon im 18. Jahrhundert keine starke Trennung zwischen Land und Stadt<sup>30</sup>. Die französische Politik betrieb, zusätzlich neben einem völlig unrheinischen Zentralismus, auch die Gleichstellung von Stadt und Land. Ihre Festschreibung im Code Napoléon empfand man als ureigen rheinisch und verteidigte später die rheinische Gemeindeordnung<sup>31</sup>. Die Stein'sche Städte- und

---

<sup>28</sup> Klaus, U.: Die Verwaltung der Provinz, in: Das Rheinland im 19. Jahrhundert, hrsg. von Walter Först, S.82.

<sup>29</sup> z.B. Hansemann in Aachen, Schaafhausen, Mevissen und Camphausen in Köln, von Beckerath in Krefeld.

<sup>30</sup> Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren alle Städte mit mehr als 10000 Einwohnern Großstädte: größtes Zentrum des Rheinlandes war Köln mit 49000 Einwohnern, gefolgt von Aachen mit 32000, Düsseldorf mit 22000 und Trier mit 10000 Einwohnern. Bonn (10000 Ew.) und Koblenz (8400 Ew.) zählten nur zu den größeren Städten; Croon, H.: Rheinische Städte, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.88f.

<sup>31</sup> Zwischen der Inbesitznahme des Rheinlandes durch Blücher 1813 und der organisatorischen Einfügung in den preußischen Staat vergingen fast zwei Jahre, in denen die französischen Organisationen und der Code als rheinisches Recht weitgehend erhalten blieben. Aus dieser Sonderstellung und diesen Vorbehalten gegenüber dem protestantischen Preußen resultierte das rheinische

Gemeindeordnung hätte nach preußischem Vorbild diese Trennung zugunsten der Städte herbeigeführt: ihrem Scheitern ist zu verdanken, daß auch außerhalb der großen Städte das rheinische Wirtschaftsbürgertum ein reiches und individuelles Leben, auch mit Auswirkung auf die Sepulkralkultur, erreichen konnte. Nicht unwesentlich an dieser Entwicklung ist auch, daß Preußen sich bemühte, die rheinischen Städte mit unterschiedlichen Aufgaben zu betrauen und somit ihre Eigenständigkeit und Bedeutung zu erhalten. Lediglich Köln, Hauptsitz des rheinischen Katholizismus wurde beschnitten: z.B. wurde der Sitz des Oberpräsidenten und des kommandierenden Generals nach Koblenz, die Universität nach Bonn gelegt. Wenn wir heute das Rheinland im 19. Jahrhundert als historischen und territorialen Komplex überhaupt fassen können, liegt es eben einerseits an dem direkten formenden preußischen Einfluß, andererseits daran, daß sich die Rheinprovinz in ihrer eigenen Tradition behaupten wollte.

Zwar hatte vor allem das wirtschaftlich aktive Bürgertum die Befreiung von den Franzosen und damit die Aufhebung unnatürlicher Handelsgrenzen begrüßt, in nationaler Euphorie das Deutschtum im Rheinischen zelebriert und in vormals preußischen Gebieten ihren Patriotismus nicht vergessen - „..als das wirtschaftlich und sozial fortgeschrittenste<sup>32</sup> und zugleich auf seine alte, reiche Kultur mit Recht stolze westdeutsche Land stand das Rheinland dem konservativen und noch ganz vorwiegend agrarischen Staat, in den es eintrat, zwar ohne Abneigung, aber doch mit einer unverkennbaren Dosis Skepsis gegenüber..“<sup>33</sup> Preußen war zwar geprägt durch eine liberale Wirtschaftspolitik mit weitgehender Ausschaltung staatlicher Wirtschaftslenkung wie Protektionismus, durch fehlende Sozialpolitik, lediglich Rahmenbedingungen schaffend. Die Innenpolitik unterlag jedoch restriktiveren Regeln. Neben der katholischen Kirche hatten auch viele rheinische Bürger Vorbehalte gegenüber einem Staat, dem es selbst nicht gelang, seine eigenen bürgerlichen Kräfte angemessen zu integrieren. Zwar bemühte man sich, die konfessionelle Disparität im Beamtenstand zu ändern, der preußische Adel bestimmte jedoch weiterhin das Beamtentum im bürgerlichen Rheinland und wurde durch das Militär maßgeblich unterstützt. Die Fronten zwischen rheinischen Kräften und preußischer Provinzialregierung verhärteten sich, sie wurde als fremde, aufoktroyierte Kaste

---

Bewußtsein.

<sup>32</sup> Die rheinischen Kommunen hatten ihre mittelalterlichen Strukturen noch weitgehend erhalten, auch wenn sie über Ihre alten Befestigungen hinausgewachsen waren. Die Frühindustrialisierung hatte erst im Bergischen Land, in der nördlichen Eifel und am linken Niederrhein begonnen, Landschaft und Städte aber noch nicht weiter verändert.

<sup>33</sup> Petri, F.: Preußen und das Rheinland, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.41.

empfunden, was generell das Verhältnis zum preußischen Staat trübte.

Die wirtschaftlichen Veränderungen, die mit dem Eintritt in den preußischen Staat verbunden waren, wirkten sich für das Rheinland besonders in den neueren Betriebszweigen positiv aus: der Freihandel erlaubte einen binnenzollfreien Warenabsatz innerhalb des Preußischen Zollvereins, die neue übergreifende Verkehrspolitik erleichterte den Vertrieb. Traditionelle Sparten aber wie Winzerei hatten ohne Schutzzölle einen harten bis hoffnungslosen Stand. Ebenso trafen die Eisenerzeuger im Bergischen Land die Importe der englischen und belgischen Konkurrenz. Im ganzen betrachtet, standen jedoch Industrie und Handel hinter der preußischen Politik, was das Engagement rheinischer Frühliberaler immer wieder belegt. Bald rückten Familien wie Hansemann, Camphausen, von der Heydt oder Mevissen von Gewerbe und Fabrikation auch auf die politische Bühne und festigten so ihre Bedeutung innerhalb der Gesellschaft. Dagegen bestand die Kleinbürgerschaft aus oft existentiell gefährdeten Handwerkern und kleinen Handeltreibenden. Unzufriedenheit mit dem neuen wirtschaftsliberalen Umfeld bewirkten bei den kleinen Leuten oft eine Rückwärtsorientierung. Der Industrialisierung wurde vielfach die Schuld am anwachsenden Pauperismus gegeben. Die Armut war jedoch ein Landpauperismus, der durch ein zuwenig, nicht durch ein zuviel an Fabriken und Großgewerben bedingt war.

Um erneuten kulturellen Aderlaß des Rheinlandes zu verhindern, hatte der Kaufmann und Kunstsammler Sulpiz Boisserée schon vor dem Einmarsch der alliierten Truppen in Köln am 14.1.1814 im Hauptquartier zu Frankfurt vorgeschlagen, um auf die erhaltenen Kunstschatze der Region und eine erstrebenswerte zukünftige Kulturpolitik unter preußischer Regierung aufmerksam zu machen<sup>34</sup>. Sechs Monate später besichtigte er mit dem preußischen Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm IV., den Torso des Kölner Domes. Der Abbruch denkmalwürdiger Bauten wurde auf seinen Befehl unverzüglich eingestellt.<sup>35</sup>

Auch Goethe hatte Einfluß auf die Entwicklungen dieser Region: Die Domvollendung fand in ihm einen Befürworter<sup>36</sup>. Am 6. Mai

---

<sup>34</sup> Köln sollte mit einer Provinzialregierung, einer Universität und der Domvollendung zum Mittelpunkt der Preußischen Rheinprovinz werden.

<sup>35</sup> Ruland, J.: Kulturpflege im Rheinland, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.188/189.

<sup>36</sup> Goethe hielt die Erforschung alter Architekturdenkmäler grundsätzlich für sinnvoll, weil sie "Dokument einer Stufe menschlicher Kultur" seien, warnte jedoch eindringlich "die Geister der vorigen Jahrhunderte in die Wirklichkeit hervorrufen zu wollen", zitiert nach Dolgner, D.: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993, S.20.



1811 hatte Sulpiz Boisserée Goethe die wiedergefundenen Aufrißzeichnungen des Domes gezeigt und ihn in der darauffolgenden Zeit für das Projekt gewinnen können, obwohl dieser seit seiner Straßburger Zeit von der christlichen Mittelalterbegeisterung Abstand genommen hatte.<sup>37</sup>

Vier Jahre später wurde Goethe vom Freiherrn von Stein und dem preußischen Reichskanzler Hardenberg aufgefordert, sein berufenens Urteil zu den kulturellen Verhältnissen im Rheinland zu geben. Zusammen mit Sulpiz Boisserée, dem es um eine vorbildliche zukunftssträchtige Gesamtkonzeption ging, verfaßte er bis 1816 die Schrift „Kunst und Altertum am Rhein und Main 1814-15“.

Am 15.1.1816 sandte Goethe dem neuen Oberpräsidenten Johann August Sack ein Schreiben, in dem er die grundsätzlichen Möglichkeiten von Kultur- und Wissenschaftspolitik im Rheinland darlegte<sup>38</sup>. Dabei sollte Köln der Mittelpunkt der neuen Provinz sein, die anderen Städte ihrer Aufgaben jedoch nicht ganz entkleidet werden.

Ein weiterer wichtiger Mann, der die Konzeption der Kulturpolitik am Rhein in den nächsten Jahren stark beeinflussen sollte, war Karl Friedrich Schinkel. 1816 kam er erstmals in die neue Provinz. Als Fachreferent für ästhetische Fragen in der Oberbaudeputation erkannte er rasch die Wichtigkeit der Denkmalpflege für die alten Städte am Rhein und befürwortete, entgegen der üblichen Meinung der Berliner Zentralstellen, den Verbleib der Kunstwerke in der Provinz<sup>39</sup>. Die zentrale Oberbaubehörde, deren Leiter Schinkel später wurde, konnte sich jedoch um die Belange der weiten Landesteile nur unzureichend kümmern<sup>40</sup>. Erst nach der

---

<sup>37</sup> Ruland J.: Kulturpflege in der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.188.

<sup>38</sup> Ein wichtiger Punkt betraf das Sammlungs- und Museumswesen. Goethe plädierte dafür, daß die privaten Sammlungen in einem städtischen Museum zusammengefaßt und von der öffentlichen Hand erweitert werden sollten. Dieses Museumskonzept steuerte nicht auf ein reines Kunstmuseum hin, sondern sollte vielerlei dem Rheinland zugehörige Museumstücke in sich vereinen. Sitz der Kunstakademie sollte Düsseldorf bleiben. Für die großen Baudenkmäler sollte ständige und individuelle Vorsorge getroffen werden. Ruland J.: Kulturpflege in der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.189-192.

<sup>39</sup> Auch die Sammlung Boisserée sollte nach Berlin transferiert werden.

<sup>40</sup> Die Oberbaubehörde mußte sich nicht nur um die Belange der Denkmalpflege kümmern, sondern war auch mit Planung und Ausführung sämtlicher neuer Bauprojekte, z.B. der Bonner Anatomie Anfang der 1820er Jahre, beschäftigt.

Thronübernahme durch Friedrich Wilhelm IV. (1843), der sich schon in seiner Kronprinzenzeit sehr für die Belange der Rheinprovinz interessiert hatte, wurde ein hauptamtlicher Konservator aller Provinzen bestimmt und mit dem Architekten Ferdinand von Quast besetzt.<sup>41</sup>

In der Frühzeit der Rheinprovinz gingen alle Konzeptionen einer Kulturpolitik davon aus, das Zentrum der wichtigsten Unternehmungen würde in Köln liegen. Aber die Entscheidung des Standortes einer neu zu gründenden Universität fiel 1818 zugunsten Bonns. Dies hatte seinen Ursprung in der Kompromißunfähigkeit der katholischen Fraktion des Rheinlandes in Bezug auf eine konfessionell paritätische Universitätsstruktur. Ebenso wurde das rheinische Zentralmuseum 1820 in Bonn, die beiden Provinzialarchive, später Staatsarchive, 1831 in Düsseldorf und Koblenz gegründet. Aachen, das eine polytechnische Hochschule erhielt, bestätigte damit seine Rolle als ein technisches und wirtschaftliches Zentrum. Düsseldorf war und blieb künstlerischer und kultureller Mittelpunkt. Die Düsseldorfer Malerschule und Wilhelm Schadow wurden über das Rheinland hinaus hochbedeutend, ebenso das Düsseldorfer Theater mit den Dramatikern Immermann und Grabbe. Das Bildungs- und Schulwesen, das unter den Franzosen keine Verbesserungen erfahren hatte, wurde neu strukturiert und ausgebaut. Neben den elitären humanistischen Gymnasien wurden sog. Höhere Bürgerschulen, auch Realschulen oder Höhere Gewerbeschulen genannt, eingerichtet, die den Bedarf an Absolventen für wirtschaftliche oder technische Berufe befriedigen konnten. Aber das rheinische Bürgertum, das vielfach in den neuen Gewerben sein Geld machte, hing den anerkannten Bildungsgütern weiter an.

Die Archäologie, Sammeltätigkeit und Geschichtsforschung wurde lange Zeit durch Einzelpersonen oder Gesellschaften bzw. Vereine getragen. In der Denkmalpflege auf wissenschaftlicher Basis gab Professor Aus'm Weerth mit einer Kunstdenkmäleraufnahme („Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden“) aus den Jahren 1857 bis 1868 neue Impulse. Schon seit 1841 leitete Aus'm Weerth den damals neugegründeten „Verein der Altertumsfreunde im Rheinland“, der ab 1864 eine eigene Sammlung zusammenstellte und die „Bonner Jahrbücher“ herausgab. Die Vollendung des Domes führte 1841 zur Gründung des „Kölner Dombauvereins“, 1854 fand sich der „Historische Verein für den Niederrhein“, 1863 der „Bergische Geschichtsverein“ zusammen<sup>42</sup>. Mit Publikationen, Treffen und

---

<sup>41</sup> Ruland J.: Kulturpflege in der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S. 194-196. Der Vorschlag, De Noel zum Konservator der Rheinprovinz zu bestellen, schlug in den dreißiger Jahren fehl.

<sup>42</sup> Ruland J.: Kulturpflege in der Rheinprovinz, in: Das

Exkursionen traten sie publikumswirksam in die Öffentlichkeit. Durch die vielfältigen Sammel- und Forschungsaktivitäten im Rheinland angeregt, beschloß der Landtag 1874 die Einrichtung der Provinzialmuseen in Bonn und Trier.<sup>43</sup> Um dem Berliner Zentralismus entgegenzuwirken, gründete sich in den 1890er Jahren in Düsseldorf der „Verein zur Förderung der Bildhauerkunst in Rheinland und Westfalen“, dem u.a. Albermann, Buscher, Faßbinder, Iven, Müsch und Rutz angehörten<sup>44</sup>.

Die Unabhängigkeit der Kirche war immer als ein wesentliches Stück rheinischer Tradition empfunden worden. Die ursprünglich propagierte Toleranzpolitik der Preußen, die sich z.B. auch in der Anordnung interkonfessioneller Friedhöfe zeigt, erlitt Glaubwürdigkeitsverlust durch die offizielle Förderung des Liberalismus, durch teilweise Diskriminierung des katholischen, bzw. der offensichtlichen Bevorzugung des protestantischen Bevölkerungsteils. Der politische Katholizismus im Rheinland hatte seinen Ausgangspunkt in der Säkularisierung während der Franzosenzeit. Nach der Zerschlagung des Episkopalismus folgte während der preußischen Zeit keineswegs dessen Wiedererstarben. Auf der einen Seite war die Bildung eines liberalen Katholizismus mit der Suche nach Integration und Erneuerung zu beobachten auf der anderen Seite eine starke Orientierung am Vatikan, die den orthodoxen Ultramontanismus schürte. Im Gegensatz zu Liberalismus und Konservatismus, beide eher eine Angelegenheit der Honoratioren, besaß der politische Katholizismus einen breiten Rückhalt in der Bevölkerung und besaß starke sozialintegrative Wirkung.

Wesentlich beeinflusst haben kirchenpolitische Auseinandersetzungen das Verhältnis Rheinland-Preußen auch in staatspolitischer Hinsicht. Das Schlüsselereignis Ende der dreißiger Jahre, das zu einer Solidaritäts-Erneuerungsbewegung führte, die das gesamte religiöse und weite Teile des gesellschaftlichen und politischen Lebens neu definierte, war der sog. Kirchenkampf mit dem „Kölner Ereignis“: Zwischen dem Jahr der Wiedereinrichtung des Amtes des Kölner Bischofs 1821 und dem Tode des ersten Würdenträgers Erzbischofs Spiegel zu Desenberg 1835 hatte mit dem preußischen Staat ein relativ friedvolles Nebeneinander bestanden. Die Frage nach der Akzeptanz von Mischehen und der konfessionellen Erziehung der Kinder aus einer gemischten

Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.201.

<sup>43</sup> Ruland J.: Kulturpflege in der Rheinprovinz, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.198-201.

<sup>44</sup> Vomm, W.: Denkmäler für Herrscher, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.213/14.

Verbindung hatte zwar zum generellen Konflikt zwischen Kirche und Staat geführt, war aber zwischen dem Landesepiskopat und der preußischen Regierung mit einem Konsens für die Praxis aufgelöst worden. Diese innerpreußische Einigung stieß auf vollkommene Ablehnung des Vatikans, der seine zentralistischen Machtstruktur unterlaufen sah. Papst Pius VII. hatte 1830 in seiner Mischehenbreve die Auffassung der Tridentinischen Canones erneut bekräftigt: konfessionsverschiedene Ehen nur beim Gelöbnis katholischer Kindererziehung. Desenberg hatte auch die Auseinandersetzung mit dem Kölner Domkapitular Hermes, der als Bonner Universitätslehrer eine aufgeklärte Theologie lehrte<sup>45</sup>, vermieden.

Dies alles änderte sich mit der Amtübernahme durch Clemens August Droste zu Vischering. An Fragen zur Mischehenakzeptanz entbrannte erneut der Konflikt zwischen Kirche und Staat. Außerdem startete der betont traditionalistische, antiaufklärerische und ultramontane Bischof eine Offensive gegen die staatliche Priesterausbildung durch Theologiestudium an der Universität. Droste bevorzugte eine Seminausbildung unter bischöflicher Autorität. Zusammen mit seinem Angriff auf die aufgeklärte Theologie der Hermesianer an der Universität Bonn mußte die preußische Regierung dies als einen eklatanten Angriff auf staatliche Angelegenheiten und die akademische Lehrfreiheit werten. Als die preußische Regierung 1837 den Erzbischof verhaften ließ, löste dies eine überaus starke Solidarität besonders unter den rheinischen Katholiken aus<sup>46</sup>. Leben und Handeln im Geiste der katholischen Kirche war ab diesem Zeitpunkt nicht nur eine christliche und konfessionelle, sondern auch eine politische Angelegenheit - die Gotik des Kölner Domes wurde nun Sinnbild der Bewegung.

Sprachrohr der katholischen Fraktion war seit 1851 das „Organ für christliche Kunst“. Kurz danach wurde der dogmatisch katholische „Verein zur Förderung christlicher Kunst“ gegründet. Seine oberste Entscheidungsinstanz war der Erzbischof, seine erklärte Aufgabe die Erforschung der mittelalterlichen Kunst und Findung von Regeln zur Schaffung neuer christlicher Kunst. Zwar wurde den kirchlichen Würdenträgern die oberste Richtlinienkompetenz zugewiesen,

---

<sup>45</sup> Diese reasonable Politik, die Koordinationslehre, hatte als Ziel die Neben- und Gleichordnung von Kirche und Staat. Zur Zeit ihrer Begründung im 16. Jahrhundert sollte sie die Eigenstaatlichkeit gegenüber Papst und Kirche sichern. Mit ihrer Wiederbelebung um 1800 kam ihr mit dem Versuch der Stärkung der Katholischen Kirche dem Staat gegenüber die gegenteilige Aufgabe zu.

<sup>46</sup> Görres, der einst für liberal-demokratische Ideale gefochten hatte, stellte sich mit der antipreußischen Schrift "Athanasius" 1838, der Gründungsschrift des Politischen Katholizismus, in die erste Reihe der kirchlichen Restauration.

entscheidend war aber auch der Apell an die Verantwortlichkeit der Künstler<sup>47</sup> und der „Besteller“ der kirchlichen Kunst<sup>48</sup>, nicht nach geschmacklicher Willkür zu bestellen und zu fertigen sowie handwerkliche Qualität vor Massenherstellung zu bevorzugen. Organ und Verein waren konfessionelle Institutionen.

Das bürgerlich - liberale Gegenstück war schon 1842 gegründet worden. Im Zentraldombauverein waren auch Protestanten Mitglieder. Er diente mit seinem Publikationsorgan „Kölner Domblatt“ ausschließlich dem Ziel, die Vollendung des Domes voranzutreiben.

Die Verschärfung der preußischen Kulturpolitik während des Kulturkampfes forderte die katholische Kirche im Rheinland heraus, monumentalere und prächtigere Sakralbauten, z.B. St. Elisabeth in Bonn zu bauen. Eine rheinische Besonderheit des christlichen Denkmals in dieser Zeit waren Mariensäulen, Muttergottesdenkmäler und Marienbrunnen<sup>49</sup>.

Die rheinische Tages- und Wochenpresse stand bis auf die katholische Koblenzer Rhein- und Mosel-Zeitung im Lager des Liberalismus und der demokratischen Kreise. Die bedeutendste und einflußreichste unter ihnen war die Kölnische Zeitung<sup>50</sup>. In der Presse standen sich, wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen, Liberalismus und Ultramontanismus gegenüber.

Auch die evangelische Kirche im Rheinland stand in den 30er Jahren im Konflikt zum preußischen Staat. Die basiskirchlich, „demokratisch“ strukturierte rheinische Synodalkirche sollte in eine staatsgesteuerte Konsistorialkirche umgewandelt werden. Die Verdrängung des besonders am Niederrhein starken Laienelements, das vom Staat nicht leicht zu kontrollieren war, erschien der preußischen Regierung besonders wünschenswert. Bis 1835 aber hatte man zu einer Kompromißlösung gefunden, die der evangelischen Kirche des Rheinlandes eine gewisse Sonderstellung zubilligte.

In der ersten Jahrhunderthälfte veränderten sich manche Städte in ihrer Struktur zum Teil nur wenig: Sie blieben Behörden- und Verwaltungsstädte ihrer Kreise. Köln<sup>51</sup> dagegen wurde zum

---

<sup>47</sup> Vom Künstler wurden nicht nur handwerkliche Fähigkeiten und künstlerische Talente verlangt - er sollte leichzeitig auch ein guter Christ sein.

<sup>48</sup> Lauer, R.: Die Skulptur des 19. Jahrhunderts am Kölner Dom, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.68.

<sup>49</sup> Trier, E.: Die religiösen Denkmäler, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.202.

<sup>50</sup> Petri, F.: Preußen und das Rheinland, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.49.

<sup>51</sup> Bevölkerungswachstum Köln bis 1848 auf 88000 Einwohner.

ersten Handels- und Bankplatz der Rheinlande. Von dort aus wurde das Eisenbahnsystem angelegt. Aachen expandierte im Bereich Webereien und Nadelfabrikation. Elberfeld, Barmen und Krefeld, die Hauptorte der Textilindustrie, wuchsen bis zur Jahrhundertmitte auf 35000 Einwohner<sup>52</sup>. Der allmähliche Anstieg der Einwohnerzahlen hing mit der schrittweisen Umstellung vom Verlags- zum Fabrikwesen in der Textilindustrie zusammen. Hüttenwerke und metallverarbeitende Betriebe an der Ruhr waren noch nicht groß, die Kohleförderung im Tiefbau setzte erst ein.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. konnte das Rheinland fester an Preußen gebunden werden. Sein Vater Friedrich Wilhelm III. und sein Kultusminister Altenstein hatten zeit ihres Lebens eine betont staatskirchliche, protestantische Politik betrieben. Beide waren 1840 gestorben und Friedrich Wilhelm IV. setzte auf die Kooperation zwischen Kirche und Staat zur Abwehr moderner politischer und philosophischer Strömungen mit dem Ziel eines christlich-germanischen Gemeinwesens. Dies beinhaltete auch mehr Eigenständigkeit und Macht für die katholische Kirche. Als „Bauernopfer“ der Katholiken war jedoch der Rücktritt von Droste zu Vischering gefordert. Sein Nachfolger wurde Johannes Geissel. Auch die westdeutschen Liberalen setzten Hoffnungen in den neuen König bezüglich der nationalen Idee, aber auch der Vereinheitlichung der Wirtschafts-, Verkehrs- und Handelspolitik. Gegenspieler in diesen Bestrebungen der Vereinigung und Vereinheitlichung zugunsten einer Rheinischen Sonderstellung waren bedeutende Kreise der rheinischen Katholiken unter ihrem Erzbischof Geissel. Während sich die Liberalen an die Spitze der Reformbewegung setzten, übten die Ultramontanen sich in konfessions- und traditionsgebundenen Forderungen<sup>53</sup>. Erhaltenswert bzw. erneuerungswürdig erschien ihnen die vorrevolutionäre europäische Ordnung mit ihren korporativen politischen und religiösen Bindungen aber auch Freiräumen.

Während der 48er Revolution kam es nicht zu den erwarteten separatistischen Tendenzen: Die Führungsrolle Preußens war prinzipiell unumstritten, auch wenn die Forderung nach der Wiedereinberufung des Vereinigten Landtages gestellt wurde.

Einige Zeitgenossen sahen dies jedoch anders. 1851 resumierte Leopold von Gerlach, ein konservativer Politiker aus dem Umkreis des Königs: „In unserer Revolution und

---

<sup>52</sup> Croon, H.: Rheinische Städte, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.90.

<sup>53</sup> Peter Reichensperger trat mit der Aufsatzreihe "Das katholische Rheinland und seine Zukunft" als katholischer Politiker besonders hervor, s. Petri, F.: Preußen und das Rheinland, in: Das Rheinland in preußischer Zeit, hrsg. von Walter Först, S.50f.

Konterrevolution kann man eine Aktion der Rheinlande und eine Reaktion der alten Provinzen gegen diese sehen.“<sup>54</sup>

Eine richtige Einschätzung der Tragweite der Revolution fällt schwer, da sich revolutionäre Ereignisse ausschließlich in den größeren rheinischen Städten abspielten, die Mehrzahl der Rheinländer jedoch nach wie vor auf dem Lande lebte.

Politisch gab es im Rheinland besonders viele verschiedene Tendenzen. Nicht einmal der rheinische politische Katholizismus präsentierte sich einheitlich: Es gab orthodox-konservative, eher liberale und sogar demokratisch gestimmte Katholiken. Auch innerhalb der Liberalen gab es weder feste Organisation noch Programm. Die politischen Richtungen besaßen einen großen Spielraum, waren kaum zu harmonisieren und paralyisierten sich häufig gegenseitig.

Die Ereignisse von 1848/49 lassen sich für ganz Deutschland in drei Wellen unterteilen. Zum ersten die Märzunruhen, ausgelöst durch die Französische Februarrevolution. Daraufhin erfolgten Wahlen zur preußischen und deutschen Nationalversammlung. Im September 1848 dann erneute Unruhen und die Auflösung der Nationalversammlung nach der Regierungskrise sowie dem Waffenstillstand von Malmö (preußisch-dänischer Krieg). Die Reaktion hatte bis dahin überall die Oberhand zurückgewonnen. Im Januar folgte schließlich die Auflösung der Zweiten Kammer der preußischen Nationalversammlung, die gegen den Willen des Königs die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung angenommen hatte.

Am Rhein kam es im März 1848 zu Unruhen. In Köln wurden die revolutionären Forderungen im Stadtrat vorgetragen. Eine Deputation des Kölner Rates, u.a. d'Estér und Raveaux, überreichte am 18. März dem preußischen König eine Petition mit dem Aufruf zur Konstitution. Am selben Tag mußte der König nach blutigen Straßenkämpfen kapitulieren.

Dann folgte die Beauftragung der bisher oppositionellen Liberalen mit der Regierung - dies wurde die Sternstunde rheinischer Liberaler. Ludolf Camphausen wurde Premierminister, David Hansemann sein Finanzminister. Aber schon bald war keine Verständigung zwischen König, Regierung und Kammer möglich. Das Ende der liberalen rheinischen Ära in der preußischen Politik war nach kurzer Zeit da. Schon während des Sommers gelang es der Reaktion sich zu sammeln. Der ursprüngliche Gegensatz zwischen monarchisch- absolutistisch contra monarchisch-konstitutionell wurde im Laufe des Jahres reduziert auf monarchisch contra republikanisch. Die einzelnen Gruppierungen schlossen sich enger zusammen. Die rheinische Arbeiterbewegung, die in der Tradition des Frühsozialismus stand, solidarisierte sich mit den bürgerlichen Demokraten.

---

<sup>54</sup> zitiert nach Janssen, W.: Kleine rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997, S.310.

An der preußenweiten Steuerverweigerungskampagne beteiligten sich die rheinischen Städte unterschiedlich: Köln gar nicht, Bonn halbherzig, doch nur Düsseldorf, die revolutionärst gesonnene Stadt im Rheinland, beteiligte sich radikal. Das preußische Militär und die preußische Provinzverwaltung griffen hart durch. Die Unruhen des Herbstes 1848 waren schon kein breit getragener Bürgeraufstand mehr. Im März scheiterte das Bürgertum mit seiner Frankfurter Nationalversammlung endgültig: Die neue Reichsverfassung wurde zwar von 29 Staaten anerkannt, Österreich, Bayern und Preußen verweigerten jedoch ihre Zustimmung. Außerdem nahm Friedrich Wilhelm IV. die Wahl zum deutschen Kaiser nicht an. In Folge wurde der Belagerungszustand verhängt, was große Antipathie im Rheinland verursachte. In Elberfeld und Iserlohn z.B. kam es im Mai zu Aufständen, besonders unter den Arbeitern, in Düsseldorf kämpfte man auf den Barrikaden. Das Militär griff erneut hart durch. Zwar hatten in den industrialisierten Gebieten des Rheinlandes die Unruhen im Frühjahr 1849 eine bedeutende Intensität erreicht, eine politische Wende, wie noch ein Jahr zuvor gelang den revolutionären Kräften jedoch nicht. Dies lag zum einen an der fehlenden Koordination und der Uneinigkeit über die genauen Ziele, zum anderen an der mangelnden revolutionären Bereitschaft der Bevölkerung. Die Reaktionäre agierten wesentlich entschlossener als 1848, und nicht zuletzt sah man zumindest einen Teil der gestellten Forderungen durch die vom König oktroyierte Verfassung erfüllt: Die rheinischen Katholiken, denen es neben kirchlicher Unabhängigkeit auch um bürgerliche Rechte sowie um sozialpolitische Positionen gegangen war, sahen zumindest den Stand ihrer Kirche im preußischen Staat gefestigt. Friedrich Wilhelm IV. hatte es verstanden, z.B. durch sein Engagement bei der Vollendung des Kölner Domes, die katholische Kirche und das katholische, rheinische Bürgertum an den Staat zu binden. Die Interessen der katholischen mittelständischen Bevölkerung im Rheinland schienen gewahrt und damit gab sich der politische Katholizismus vorerst zufrieden. Auch das rheinische Wirtschaftsbürgertum sah seine Position im Staatsgefüge wesentlich verbessert. Sie hatten Zugang zu politischen Ämtern erreicht, der König hatte trotz Defizits an Liberalität und Modernität die Möglichkeiten des Wirtschaftsbürgertums verbessert. Gescheitert war jedoch die liberale Forderung nach deutscher Einheit.

Nach 1850 machte sich eine allgemeine Erschlaffung bürgerlicher Politikbereitschaft bemerkbar. Die politischen Energien der Bürger schienen verbraucht. Führende Liberale der Märzbewegung z.B. Camphausen, Hansemann, Mevissen hielten sich aus der großen Politik fern und engagierten sich höchstens auf kommunaler Ebene. Ansonsten konzentrierte man sich auf die eigenen Unternehmungen. Mit der politischen Situation hatte man sich vielfach abgefunden. Die Reaktion war stark und die alten Mächte erneut etabliert. Im Gegensatz dazu war die liberale Bewegung in viele verschiedene Einzelrichtungen



zerfallen. Der preußischen Politik war die Integration des größten Teils des Bürgertums durch liberale Wirtschaftspolitik gelungen. Viele ehemalige Politiker hatten ihre Aktivitäten vollends auf ihre Unternehmen konzentriert.

Für das Rheinland läßt sich feststellen, daß in den Jahren 1850-70 die regionale Eigenständigkeit aufgegeben wurde zugunsten einer Anpassung in allgemeine deutsche und preußische Verhältnisse. Ehemalige Kontrahenten, Liberale und Regierung kamen sich sogar auch in einigen innenpolitischen Fragen näher. Der nachmärzliche Liberalismus war in starkem Maße antikatholisch eingestellt. „Das Rheinische“ wurde zusehends nur noch durch das Zentrum, der Partei des politischen Katholizismus, verkörpert. Die zweite innenpolitische Bedrohung Preußens in der Bismarckzeit war der Sozialismus. Die Fronten für Kulturkampf und Sozialistengesetzgebung waren abgesteckt.

Der Modernitätvorsprung des Rheinlandes aus der ersten Jahrhunderthälfte schrumpfte: andere Gebiete Preußens und des übrigen Deutschland zogen unaufhörlich nach. In der ersten Dekade nach der Revolution erfuhr die Wirtschaft in weiten Teilen Deutschlands einen enormen Schub. Dieser schwächte sich um 1860 ab, um kurz danach einen erneuten Boom zu erreichen. Voraussetzungen dafür waren technologische Verbesserungen, die zu Produktionssteigerung im Bergbau und der Montanindustrie führten. Die lokale Zusammenführung von Förderung und weiterverarbeitender Industrie im Rhein-Ruhrgebiet trug maßgeblich zum Wachstum dieser Region bei. Hoherfolgreiche Familien dieser Branche<sup>55</sup> konnten sich daraufhin einen Lebensstil leisten, der dem der alten Eliten in keiner Weise nachstand. Dies dokumentieren heute noch die erhaltenen Palais und Villen der Familien, aber auch ihre Sepulkralkultur. Ihre Familiengrablagen befinden sich entweder in prominentester Lage auf den kommunalen Friedhöfen oder auf familieneigenen Privatfriedhöfen. Diese neue rheinische Wirtschaftsaristokratie, die z.T. auf lange unternehmerische Familientradition zurückblicken konnte, arrangierte sich gerne politisch und sozial mit dem altpreußischen Establishment. Neben der Führung des eigenen Unternehmens engagierte man sich bei Interessensverbänden. Düsseldorf wurde z.B. durch den Industrie- und Handelstag zum Zentrum der Lobbyisten. In der Gesellschaft am Rhein traten neben die Montanbarone die großen Textilfabrikanten des Aachener und des Krefelder Raumes.

Durch die Industrialisierung konnte der (Land-) Pauperismus wesentlich zurückgedrängt werden. Die sozialen Probleme in den rheinischen Ballungszentren aber häuften sich. Mit der Industrialisierung war eine breite Urbanisierung verbunden: Die großen Belegschaften der arbeitskräfteintensiven Industrie siedelten in unmittelbarer Nähe der Produktions- und Förderstätten. Ganz neue Zentren, z.B. im Wuppertal, bildeten

---

<sup>55</sup> z.B. Poensgen, Krupp, Hoesch, Stinnes, Haniel, Thyssen.

sich, aber auch um alte Städte bildeten sich neue Anlagen und Siedlungen. Das Wachstum wurde nicht zuletzt durch den Ausbau des rheinischen Eisenbahnnetzes begünstigt.

Die neuen Städte und Ansiedlungen forderten eine Vielzahl neuer kommunaler Aufgaben<sup>56</sup>. Die Stadtregierung und die Verwaltung der Städte war und blieb bis auf weiteres in der Hand des etablierten Bürgertums. Nach dem Kölner Kommunistenprozeß 1852 hatte die rheinische Arbeiterbewegung für 10-15 Jahre jeden Einfluß verloren. Die wachsende Arbeiterschaft mit ihren drückenden Problemen wurde nicht durch ihresgleichen in der Politik vertreten. Sozialpolitik lag in den Händen der Kommunen<sup>57</sup>, der Arbeitgeber<sup>58</sup> und der Kirche<sup>59</sup>. Ihre Wirkung und Effektivität hing noch stark von der Toleranz der übergeordneten Politik ab.

Zwischen 1850 und 1870 hatte sich die Gesellschaft in Arbeits-, Siedlungs- und Lebensweise vollkommen verändert. Ein Wandel des Bewußtseins, des Verhaltens, der Orientierungsmuster und Werte war überall festzustellen. Aber diese Veränderungen schlugen sich nur langsam in der Art nieder, daß neben der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht auch die arbeitende Bevölkerung in den politischen Prozeß integriert wurde. 1867 waren mit der Wahl zum neuen Norddeutschen Reichstag erstmals Arbeiter ins Parlament eingezogen.

Nach 1871 war die zunehmende Dynamik der Hochindustrialisierung zu verspüren, die nun auch vormals ländliche Gebiete ergriff. Unmittelbar nach der Reichsgründung, gestützt auch durch die französischen Reparationszahlungen, kam es zum wirtschaftlichen Hoch der sogenannten Gründerjahre 1871-73. Danach setzte eine herbe Rezession ein, die ihren Tiefstpunkt 1879 fand. Eine Vielzahl von Konkursen brachte Arbeitslosigkeit, soziale Not und Existenzängste. Die Firmen, die Anfang der 70er Jahre gegründet worden waren und die Rezession überstanden hatten, bildeten den Ausgang für Konzerngründungen in den 90er Jahren. Nicht unwesentlich beteiligt an dieser Entwicklung war eine rigorose Schutzzollpolitik, die von den Interessensverbänden<sup>60</sup> eingefordert worden war. Sie schützte seit 1879/80 deutsche Eisen- und Agrarprodukte. Nachdem die ausländische Konkurrenz

---

<sup>56</sup> z.B. Wasser - Abwasser, Infrastruktur, Armenunterstützung, Schulwesen.

<sup>57</sup> z.B. sog. Elberfelder System: Kontrollierende Betreuung der Unterstützungsempfänger, die über den Entzug oder die Fortdauer der Unterstützung zu entscheiden hatte. Verweigerung angebotener Arbeit führte zum Verlust der Unterstützung.

<sup>58</sup> z.B. Alfred Krupp.

<sup>59</sup> z.B. katholische Gesellenvereine.

<sup>60</sup> Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrie, gegr. 1874. Centralverband Deutscher Industrieller, gegr. 1876.

so vom Markt vertrieben war, schaltete man mit der Bildung von Kartellen und Syndikaten die innerdeutsche Konkurrenz aus.

Seit den 80ern hatte sich eine wirtschaftliche Erholung abgezeichnet, die Mitte der 90er Jahre in einen noch nicht dagewesenen Boom mündete und bis zum ersten Weltkrieg anhielt. Trotzdem war auch im Rheinland die wirtschaftliche Entwicklung nicht flächendeckend: Schwerpunkte lagen auf dem nördlichen Teil des Rheinlandes, dem Ruhrgebiet mit dem Wuppertal und dem Saarland. Die Kluft zwischen dem großstädtisch geprägten nördlichen Rheinland und dem kleinstädtischen, agrarischen Süden mit Kleingewerbe wirkte sich auch auf die politische Gesinnung aus: sozialprogressiv bis sozialrevolutionär in den Ballungsgebieten; sozialkonservativ, wenn auch mit größerem kommunalpolitischen Engagement im Süden. Das preußische Dreiklassenwahlrecht nach Zensus für die Gemeindevertretungen bevorzugte die traditionell strukturierten Gebiete. In den industriellen Großräumen hingegen konnten 90% der stimmberechtigten Bevölkerung nur die dritte Klasse wählen.

Innerhalb des Reiches konnte das Rheinland durch seinen hohen Industrialisierungsgrad noch eine Zeitlang sein Sonderprofil behalten. Die Dominanz der Schwerindustrie war überall zu erkennen. Die Steigerung der Produktion in der Eisen- und Stahlindustrie baute auf technische Innovationen, z.B. die Erfindung des Thomas-Verfahrens (1878). Auch die Textilindustrie am linken Niederrhein und im Wuppertal expandierte. Für den Kölner und Düsseldorfer Raum war außerdem Maschinenbau und die chemische Industrie bedeutend. Weiterhin gab es natürlich eine Vielzahl kleinerer und mittlerer Gewerbe sowie Handwerksbetriebe, die sich nun aber auf die Zulieferung und die Reparatur von Industrieprodukten spezialisierten.

Unternehmenskonzentrationen durch Kartellbildungen schufen auf der anderen Seite riesige Konzerne mit einem Heer von Arbeitern. Vertikale Unternehmenskonzentrationen verbanden Zeche, Hüttenwerk, Walzwerk und eisenverarbeitende Fabriken in unmittelbarer Nähe. Die Familie Thyssen besaß beispielsweise 1871 ein Bandeisenwalzwerk in Mühlheim. Ab 1891 war Thyssen Alleineigentümer der Zeche Deutscher Kaiser in Hamborn und errichtete daneben ein Stahl- und ein Walzwerk. Hamborn wuchs durch den riesigen Zustrom an Arbeiterfamilien und war 1910 mit 100 000 Einwohnern das größte Dorf im Reich. Ähnlich groß war die „industrielle Armee“ der Firma Krupp in Essen: 1910 beschäftigte man 75 000 Menschen.

Die Nachfrage nach Arbeitskräften konnte zum einen durch das starke Bevölkerungswachstum, zum anderen durch Wanderbewegungen befriedigt werden. Die hohe Bevölkerungskonzentration schuf gravierende soziale Probleme, obwohl die Industrialisierung für viele, die dem Landpauperismus entflohen waren, ein Auskommen sicherte. Insgesamt hatte sich das Bevölkerungswachstum im Rheinland

gegen Ende des Jahrhunderts rasant erhöht<sup>61</sup>. Um die Industriebetriebe herum erhielten die Gemeinden geradezu einen Urbanisierungsschub. Die kommunale Politik wurde in den neuen Ballungsräumen durch die alteingesessenen Honoratioren und die neu zugezogenen Industriellen gestaltet. Ihre politische Orientierung war überwiegend rechtsliberal. Ihr primäres Anliegen war der Ausbau und die Verbesserung der städtischen Lebensverhältnisse<sup>62</sup> z.B. durch Gas, Wasser und Elektrizität sowie den Nahverkehr. Ihre Motivation zu solchem Engagement ist u.a. in ihrem patriarchalischen Selbstverständnis zu suchen. Eine politische Mitwirkung der Arbeiter, gar durch eine Gewerkschaft, lehnten sie vielfach rigoros ab.

Durch die Hochindustrialisierung wurde das Rheinland in viel größerem Maße verändert, als andere Gebiete des Reiches, wo noch das Agrarwesen vorherrschte. Vorwiegend in den Industrialisierungszonen hatten die Parteien mit sozialpolitischem Engagement, Sozialdemokraten sowie der sozialpragmatische Flügel des Zentrums, ihre Schwerpunkte. Nicht nur die konfessionelle Bindung der Rheinländer, die zu  $\frac{3}{4}$  katholisch waren und ihr Bewußtsein, innerhalb des Reiches einer Minderheit anzugehören, solidarisierten die Menschen am Rhein, sondern auch der soziale Ansatz des Zentrums und der politische Druck von außen im seit 1871 geführten Kirchenkampf. Aber in den 80er Jahren zeigte sich, daß durch die Auseinandersetzungen im Kulturkampf eine Schwächung des „Rheinischen“ eingetreten war. Das Zentrum und die Kirche konnten das Rheinland nur bedingt zusammenhalten: Für viele aktuelle Probleme hatten sie keine Lösungsvorschläge und verloren so an Glaubwürdigkeit. Der jahrzehntealte Antiborussismus wurde schwächer und die Integrationsbereitschaft stieg in der Bevölkerung. Als der Kulturkampf schließlich beigelegt wurde, traten die inneren Konflikte des rheinischen Katholizismus und des Zentrums hervor. Des weiteren hatten die sozialen Veränderungen vormalige Anhänger des Zentrums zu den Sozialdemokraten überwechseln lassen. Trotz allem blieb diese Partei im Rheinland stärkste politische Kraft.

Jenseits der Parteien gewannen die Gewerkschaften an Einfluß. Ihre Ziele waren neben der Verbesserung und Sicherung der Lebensverhältnisse, die Absicherung der Arbeiter für die Zukunft (Alter oder Arbeitsunfähigkeit) sowie die Interessenvertretung gegenüber den Arbeitgebern. Neben den

---

<sup>61</sup> 1849-80:45%,1880-1910:75% s. Janssen, W.: Kleine rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997, S.347.

<sup>62</sup> Oft wurden zuerst Verbesserungen in den Städten, in denen auch die Unternehmerschaft sowie die leitenden Angestellten wohnten, durchgeführt. Deren Wohnquartiere waren natürlich von denen der Arbeiter getrennt. Dort herrschte vielfach ungesundes Klima und Tristesse noch für Jahrzehnte.

sozialdemokratischen, freien Gewerkschaften gab es im Rheinland eine Besonderheit: die christlichen Gewerkschaften in Anlehnung an das Zentrum. Bei Streiks und Arbeitskämpfen<sup>63</sup> kooperierten sie meist und kollidierten heftig mit der feudalistisch-patriarchalischen Gesinnung vieler Unternehmer, die ihrerseits in der Fürsorge für die Arbeiter engagiert waren z.B. Krupp in Essen oder Stumm- Halberg im Saarland. Deren Vorschläge und die Forderungen der Arbeitervertreter mündeten schließlich in eine staatlich organisierte Arbeiterschutzversicherung. Bismarcks Sozialgesetzgebung<sup>64</sup> ging jedoch nicht in erster Linie auf das soziale Verantwortungsbewußtsein der Regierung zurück, sondern ist vor allem als Kompensation für die Sozialistengesetze zu werten.

## II. Die Entwicklung der Friedhöfe

Bis in das 18. Jahrhundert lag die Verantwortung für das Begräbniswesen hauptsächlich bei den Kirchen, den Angehörigen und der Nachbarschaft. So verwundert es nicht, daß die Begräbnisorte um die geistliche „Zentrale“ der Gemeinden angelegt wurden.

Der mittelalterliche Kirchhof war ein natürlich gewachsener Bestattungsort von meist unregelmäßigem Grundriß. Er umgab immer eine Kirche oder Kapelle, zur Einfriedung diente Mauer oder Hecke. Das Gotteshaus bildete sowohl örtlich als auch geistig den Mittelpunkt der Anlage und gab die Anordnung der Gräber vor: in den Teilbezirken war der Boden aufgrund seiner Entfernung zum Altar unterschiedlich heilig und somit für den Gläubigen als Grablege auch unterschiedlich erstrebenswert. Der Grabkult des christlichen Mittelalters ist in seiner Tendenz prospektiv, das heißt auf ein Leben nach dem Tode orientiert<sup>65</sup>. Dies bildet die Grundlage für die mittelalterliche Einheit von Gotteshaus, Begräbnisstätte und Totenkult: die Gewißheit, die Hinterbliebenen könnten durch Fürbitte Einfluß auf das zukünftige Schicksal der Verstorbenen nehmen, die Gemeinschaft der Heiligen und die Kraft der Reliquien, die jede Kirche beherbergte, versprachen Seelenheil, wenn man nur möglichst nahe oder sogar in der Kirche seine letzte Ruhe fand.

---

<sup>63</sup> 1872, 189, 1905, 1912.

<sup>64</sup> 1883/84 Unfall- und Krankenversicherung, 1889 Alters- und Invalidenversicherung.

<sup>65</sup> "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S. 167-169.

Da die Kirchhöfe sozusagen privates Eigentum der Gemeinden waren, konnten diese auch bestimmen, wer in ihrer geweihten Erde Aufnahme fand: So mußten im katholischen Rheinland Protestanten und Juden mit Totenäckern vor den Toren der Stadt vorliebnehmen. Arme, Fremde und Soldaten wurden außerhalb der Städte eher verscharrt als beerdigt, das „ehrliche“ Begräbnis blieb ihnen versagt. Die Einrichtung von Simultanfriedhöfen<sup>66</sup> konnte das Problem für die Protestanten nicht lösen.

Christliche Friedhöfe waren aufgrund ihrer Struktur ständigen Veränderungen unterworfen. Die Wiederbelegung der Grabstellen, der Pflanzenwuchs, Verwitterung und andere äußere Einflüsse haben ihre Spuren hinterlassen.

Bevölkerungswachstum und Epidemien hatten zu Beginn der Neuzeit zusammen mit Fortschritten in der Medizin ein verändertes Bewußtsein für Gesundheit und Hygiene geschaffen. Die örtliche Gemeinschaft mit den Toten wurde als potentiell Risiko für die Lebenden erkannt. Das massenhafte, bisher unehrenhafte Feldbegräbnis für Arme und Fremde wurde auch durch die Befürwortung Luthers vom Makel befreit. Der Reformator nahm in der Friedhofsproblematik eine sehr moderne Position eingenommen: Hygienische Fragen zum Schutz der Bevölkerung und ästhetische Gesichtspunkte, die den Begräbnisort zum angenehmen Aufenthaltsort machten, standen für ihn im Vordergrund. Das Begräbniswesen wurde aus seinem traditionellen kultischen Zusammenhang gerissen.

In der Folge wurden im 16. Jahrhundert nicht nur in protestantischen Gemeinden viele außergemeindliche Friedhöfe angelegt. „Das Spektrum der... außerörtlichen Friedhöfe reicht von einfachen Armen- und Fremdenbegräbnisplätzen bis zu architektonisch gestalteten Anlagen im Stile von Camposanto-Friedhöfen.“<sup>67</sup> Besonders der Camposanto besitzt die Funktion eines Bindegliedes innerhalb der Genese des Friedhofs zwischen Mittelalter und Neuzeit<sup>68</sup>. Bei den privilegierten Kirchenbegräbnissen blieben nördlich der Alpen<sup>69</sup> noch lange die mittelalterlichen Typen (Grabplatte, Tumba, Epitaph und Tischgrab) bedeutend. Man beschränkte sich vielfach darauf, architektonische Details und dekorative Beigaben dem

---

<sup>66</sup> Auf Simultanfriedhofen werden mehrere Konfessionen bestattet.

<sup>67</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.205. Wie jedoch die einfachen Feldbegräbnisse konkret ausgesehen haben, ist nicht bekannt.

<sup>68</sup> vgl. Aachener Camposanto und Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.209, Ratsprotokoll aus Luzern 1639.

<sup>69</sup> Der grundsätzliche Wandel der italienischen Grabmalsplastik von der Sorge und Angst um das Leben nach dem Tode zu einer heidnischen Verherrlichung des vergangenen Lebens wird in Deutschland nicht vollzogen.

derzeitigen Stil anzupassen. Nur die Grabmäler der Humanisten vollzogen den Wandel, der durch die italienischen Vorbilder aufgezeigt worden war<sup>70</sup> und der für das individuelle Grab(denk)mal späterer Zeit von ausschlaggebender Bedeutung wurde.

Mit der Reformation kam das Ende des Heiligenkultes zumindest für einen Teil der Bevölkerung. Es machte theologisch für Protestanten keinen Sinn, ein Grab einem Sepulcrum möglichst nahe zu haben<sup>71</sup>. Die Fürbittgemeinschaft zwischen Heiligen und Gläubigen war, ebenso wie die zwischen Hinterbliebenen und Verstorbenen, zerbrochen. Diese beiden Veränderungen waren Grundvoraussetzungen für eine Neubestimmung des Begräbnisortes. Die Veränderung des Kultes und des Ortes führte zu einem religiösen Bedeutungsverlust und damit zum Bedeutungswandel: erstens war der Friedhof nun als Ort der Trauer in erster Linie ein Ort für die Hinterbliebenen. Das Bedürfnis des Grabbesuches und der Grabgestaltung als Teil der Trauerarbeit nahm hier, zumindest für Bürgerliche, seinen Anfang und wurde zur privaten Angelegenheit, indem die Verbindung zur (protestantischen) Gemeinde gelockert worden war. Zweitens trat die gesellschaftliche Hierarchie und Repräsentation an die Stelle der religiösen Ordnung der Gräber.

Das Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen und der daraus resultierenden Untrennbarkeit von Kirche und Begräbnisort wiederum wurde von der katholischen Kirche in der Gegenreformation beschworen. Diese Identität blieb für Katholiken auch über die Veränderungen der nächsten Jahrhunderte bestehen<sup>72</sup>.

---

<sup>70</sup> "Verherrlichung geistiger Errungenschaften und akademischer Ehren hat den Platz frommer Zukunftserwartungen für die Seele eingenommen, und die von dem Verstorbenen erhoffte Unsterblichkeit beschränkt sich auf den fortdauernden Ruf und die Popularität seiner Bücher. Apoll und die Musen werden anstelle Christi und der Heiligen angerufen." Panofsky, Erwin: Grabplastik: Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, S.76.

<sup>71</sup> Trotzdem blieb aufgrund seines repräsentativen und gesellschaftlichen Wertes das Kirchengrab auch für Protestanten erstrebenswert. Wie aus evangelischen Kirchenordnungen hervorgeht, war die Wahl des Bestattungsortes zwar keine Glaubens-, wohl aber eine Standesfrage, und auch für Protestanten gab es Friedhofsbereiche, z.B. Hauptwege, die im Ansehen höherstanden als andere. Vgl. Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991 S.205ff.

<sup>72</sup> Reichensperger Zitat von 1845, siehe Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es dann mit der Aufklärung in vielen europäischen Ländern zu den Veränderungen und grundlegenden Reformen im Friedhofs- und Bestattungswesen, die sich als Positionen schon in den beiden vorausgegangenen Jahrhunderten abgezeichnet hatten. Sie wurden vom Staat eingeleitet und durch Gesetzgebung geregelt. Die Säkularisierung des Friedhofs und des Begräbniswesens nahm ihren Anfang. Die traditionelle innergemeindliche Bestattung und das privilegierte Kirchengrab bereiteten angesichts des Bevölkerungswachstums und der Vergrößerung der Städte, Probleme aus hygienischen und verwaltungs - technischen Gründen. Besonders in den Städten traten immer unzumutbarere Verhältnisse ein. Drangvolle Enge brachte immer kürzere Belegzeiten mit sich: Zeitgenossen berichten von gehobenen Särgen mit Leichen, die lediglich an Weichteilen verwest waren. Bretter und Knochen wurden herausgerissen, letztere in den Beinhäusern untergebracht<sup>73</sup>. Überhandnehmende Kirchenbegräbnisse verpesteten die Luft in den Kirchenräumen. Von einheitlicher Grabgestaltung oder Bepflanzung konnte keine Rede sein. Die Anwohner nutzten vielmehr das Areal, um Wäsche zu trocknen, Gartenbau zu betreiben oder das Vieh weiden zu lassen.

Besonders Frankreich und Österreich setzten sich durch z.T. radikale Reformmaßnahmen in eine Vorreiterrolle. Schon 1737 hatte eine Ärztekommision die katastrophalen Zustände der Pariser Friedhöfe untersucht und die Ergebnisse dem Stadtparlament vorgelegt<sup>74</sup>. Dieses erließ in Aussetzungsbeschlüssen von 1763 und 1765 Richtlinien für die geplanten Friedhöfe außerhalb des Stadtkerns. Aber erst 1780 wurde der Cimetièrre des Innocents als erster Pariser Stadtfriedhof geschlossen, alle anderen folgten. Nur Familienbegräbnisse in Kapellen und Grüften waren weiterhin erlaubt, Kirchenbegräbnisse wurden generell nicht ausgeschlossen, aber horrend teuer. Nach provisorischen Lösungen während der Revolutionszeit wurde 1804 endlich der Friedhof Père Lachaise, 1824 der Cimètièrre Montparnasse und ein Jahr später derjenige an Montmartre eröffnet.

Bedeutender theoretischer Beitrag der französischen Architekten zur internationalen Entwicklung Ende des

---

bis 1870, Tübingen 1991, S.178.

<sup>73</sup> Mayer, 1796: "In der nachlässigsten Unordnung erheben sich die Hügel, über welche der Wanderer mühsam einen Weg sich bahnen muß. Mit Ekel sieht er neben sich in der aufgeworfenen Erde die nur halb verwesten Gebeine, und an der Mauer die kaum angefaulten Bretter ausgegrabener Säрге." zitiert nach "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S.129.

<sup>74</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.20.



18. Jahrhunderts waren Entwürfe, in denen die christliche Todesvorstellung einer pantheistischen Naturverehrung Platz machte. Boullées Entwürfe z.B. zeigen riesige, flache Einöden mit ägyptisierenden Monumenten wie Pyramiden als Tempel der Natur. Diese Friedhofsutopien gelangten wie die meisten Projekte der Revolutionsarchitektur nie zur Ausführung.

In Österreich trieb Joseph II., schon während der Zeit der Mitregentschaft und vor allem nach 1780 die Reformen voran. Auch seine Veränderungen zielten auf eine völlige Neuordnung des Bestattungswesen und waren mitunter über hundert Jahre gültig. In einem Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 verfügte der Kaiser die Gleichberechtigung aller Konfessionen. Diese behielten zwar das Recht, eigene Friedhöfe zu unterhalten, mußten sie aber unter die sanitäre und technische Aufsicht der Staatsbehörde stellen. Am 7. Februar des darauffolgenden Jahres verbot ein Hofdekret generell die Kirchenbestattungen. Ab sofort waren Ausnahmen nur für die Herrscherfamilie und die Wiener Erzbischöfe möglich.<sup>75</sup>

Das Ergebnis der Neuordnungen war die Eröffnung von Friedhöfen außerhalb der bebauten Stadtgrenzen, sie standen unter staatlicher Aufsicht und sollten nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführt werden<sup>76</sup>.

Auch in Deutschland wurde im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Notwendigkeit für Veränderungen erkannt: die nach wie vor praktizierten Kirchenbestattungen und die völlig unorganisierten Kirchhöfe schufen besonders angesichts der steigenden Bevölkerungszahlen in den Städten große hygienische und logistische Probleme. Die räumliche Enge der Friedhöfe verursachte sehr kurze Ruhezeiten, oft nur 3 bis 5 Jahre, in denen die Verwesung kaum abgeschlossen sein konnte<sup>77</sup>.

Vorbildlich für die Reformierung der Friedhöfe in Deutschland war der 1730 angelegte „Gottesacker der Brüdergemeinde“ bei Herrnhut<sup>78</sup>. Unter der einheitlichen Planung des Grafen von Zinzendorf wurde eine in der Zeit außergewöhnliche Anlage geschaffen: Ein Hauptweg teilt das Areal in zwei Hälften, in denen, nach Geschlechtern getrennt, bestattet wurde. Über Seitenwege waren die in einheitlichem Rasen gestalteten

---

<sup>75</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.22.

<sup>76</sup> s. Anordnung im preußischen Staat die Friedhöfe mit Maulbeerbäumen zur Seidenraupenzucht zu bepflanzen, in "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S.157.

<sup>77</sup> "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S.156.

<sup>78</sup> Rietschel, Chr.: Das Herrnhuter Modell eines Gemeinschaftsfriedhofes, der Gottesacker der Brüdergemeinde, in: Vom Kirchhof zum Friedhof, Kassel 1984, S.75-88.

Grabfelder zu erreichen. Ab 1744 wurden die Grabstellen mit schlichten Namentafeln bezeichnet. Den Mittelpunkt der Anlage bildete ein Kreuz. Nur die Gräber der gräflichen Familie von Zinzendorf lagen am Eingang des Friedhofes und waren durch ihre Form hervorgehoben. Innerhalb des Friedhofs wird durch die Struktur und Bepflanzung der egalitäre Geist der demokratisch-selbstbestimmten Gemeinde deutlich, indem alle unter dem einheitlichen Rasengrün ruhen. Nur der Graf, der sich als patriarchalisches Oberhaupt sah, reihte sich nicht vollends ein.

Die Wege und Arealsgrenzen waren einheitlich mit Baumreihen bepflanzt.

Der „Neue Begräbnisplatz“ in Dessau<sup>79</sup>, den der Herzog von Anhalt-Dessau ab 1787 anlegen ließ, lehnt sich an das Vorbild Herrnhuts deutlich an. Der Plan stammt von Friedrich von Erdmannsdorff der auch den berühmten Landschaftsgarten im benachbarten Wörlitz anlegte. Erstaunlicherweise plante der Architekt einen Friedhof, der ganz anderen Gesetzmäßigkeiten folgt als ein Park<sup>80</sup>. Die Wege schneiden rechtwinklig und sind einheitlich mit Bäumen bepflanzt, die dem Friedhof räumliche Struktur geben. Erst ab 1820 war die Errichtung von Grabsteinen zugelassen.<sup>81</sup>

Da aber im Alten Reich die territoriale Gesetzgebung teilweise zu unentschlossen war, wurden Veränderungen nur zögerlich betrieben. Im Rheinland wurden lediglich in Koblenz 1777 und in Bonn 1787 Friedhöfe außerhalb der Stadtmauern gegründet<sup>82</sup>.

---

<sup>79</sup> Richter, G.: Die Wandlung des friedhofsarchitektonischen Erscheinungsbildes für die Zeit zwischen 1750 und 1850, in: Vom Kirchhof zum Friedhof, Kassel 1984, S.138.

<sup>80</sup> In Magdeburg wurde 1827 der "Nordfriedhof" nach einer Planung J.P. Lennés angelegt. Auch hier folgte der Architekt nicht den Prinzipien des Landschaftsgartens, sondern hielt sich an das traditionelle, geometrische Schema.

<sup>81</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.102: "Der Imperativ, die Menschheit durch das ideale Kunstwerk zu veredeln, wurde nun auch für Friedhöfe gültig. In Dessau wurde erstmals ein Friedhof im Sinne klassizistischer Gestaltungsideen angelegt."

<sup>82</sup> Vgl. F.Michel: Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Koblenz, Die profanen Denkmäler, Koblenz 1954, S.368f: Friedhof vor der Löhrpforte, gen. die Stauberwiese, bis 1818.

Vgl. Ennen, E., u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn, Bonn 1981, S.10. Der Friedhof vor dem Sterntor, späterer Alter Friedhof, war schon Anfang des 18.Jahrhunderts als Soldatenfriedhof gegründet und 1787 zum allgemeinen Begräbnisplatz erklärt worden.

Die Staaten mit einer Affinität zu Frankreich, wie Bayern oder Westdeutschland, konnten am frühesten Reformen durchsetzen. Dem französisch besetzten Rheinland kam eine besondere Vorreiterfunktion zu: Nachdem im Frieden von Luneville 1801 die linksrheinischen Gebiete französisch geworden waren<sup>83</sup> und 1802 alle katholischen Friedhöfe säkularisiert wurden<sup>84</sup>, ordnete seit 1804 das napoléonische „Décret imperial sur les sépultures“, das Bestattungswesen einheitlich<sup>85</sup>: Siebenundzwanzig Artikel regelten die Lage und Einrichtung der Friedhofsareale, die innere Gliederung der Grabfelder bis zur Größe des Einzelgrabes, die Belegzeiten, Erbbegräbnisse, Grabmalkunst, Bepflanzung und den Kult. Trotz der zeitlichen Verzögerung in der Umsetzung kam es noch in der Franzosenzeit zu einigen Neugründungen<sup>86</sup>. Erhalten blieben z.B. die protestantischen und jüdischen Friedhöfe, die ja schon immer vor den Toren der Städte gelegen hatten.

Die radikale Schließung der alten Friedhöfe hatte oftmals auch ihre Zerstörung zur Folge. Auf Befehl der Militärregierung demontierten die Revolutionstruppen nicht nur die christlichen Kunstwerke in Kirchen, sondern auch Grabzeichen mit christlicher Ikonographie auf Friedhöfen<sup>87</sup>. Metallobjekte wurden oft eingeschmolzen, Steingrabmäler als Baumaterial verwendet. Manchmal wurden die Steine auch mit überarbeiteten Inschriften auf den neuen Friedhöfen wiederverwendet.

Ein wichtiger Aspekt der Stadtentwicklung um 1800 war die Schleifung der Befestigungsanlagen<sup>88</sup> vieler Städte. Durch die wachsende Bevölkerung war der Siedlungsraum innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern nicht mehr ausreichend. Folglich wurden auf den freigewordenen Arealen erste öffentliche Grünanlagen, aber auch Friedhöfe gegründet. Die Entwicklungen verliefen jedoch keinesfalls stereotyp, sondern hingen stark von örtlichen Begebenheiten ab. In Paris hatte man schon im 17. Jahrhundert die Stadttore zu Triumphbögen<sup>89</sup> umgewandelt, da die Stadt über den alten Befestigungsring hinausgewachsen war. In Bremen wurden 1802, in München um die Jahrhundertwende und

---

<sup>83</sup> Nachdem 1806 der Kurfürst Max Joseph das Herzogtum Jülich-Berg an Frankreich abgetreten hatte, galt dort auch das französische Recht inclusive "Décret sur les sépultures".

<sup>84</sup> Konsularbeschluß vom 8.6.1802.

<sup>85</sup> Vom 12.6.1802. Übersetzung ins Deutsche bei Pieper, P.: Entwicklung des Beerdigungswesens der Stadt Köln, Diss. Worms 1905, S.88.

<sup>86</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S. 21.

<sup>87</sup> Z.B. Krefeld. Vgl. G. Buschbell, Geschichte der Stadt Krefeld, Krefeld 1954, Bd.II, S.79.

<sup>88</sup> Traeger, J.: Der Weg nach Walhalla, Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19. Jahrhundert, Regensburg 1987, S. 18ff.

<sup>89</sup> z.B. Porte Saint-Bernard.

in Regensburg schon um 1780 die Bastionen niedergelegt oder zumindest in Grünanlagen umgewandelt.

Während der Franzosenzeit wurden durch die Besetzer aber nicht nur Friedhöfe gegründet. Auch Grabmäler wurden für Franzosen oder von französischen Künstlern im Rheinland errichtet. Oft waren die Bestatteten hohe Militärs<sup>90</sup> oder Verwaltungsbeamte<sup>91</sup>. Aber auch reiche rheinische Familien orientierten sich zu Beginn des Jahrhunderts an klassizistischer französischer Sepulkralkunst. Bisweilen bestellte man Monumente auch in Paris. Die Monumente Pariser Bildhauer auf den Friedhöfen der Metropole wurden durch Stiche verbreitet, sodaß sie von einheimischen Steinmetzen nachgeahmt wurden<sup>92</sup>. Im Überblick stehen jedoch die Grabmäler dieser Zeit, die im Rheinland selbst produziert wurden, künstlerisch weit hinter den französischen Arbeiten zurück. Ein Erblühen der Sepulkralkunst erschwerte die schlechte wirtschaftliche Lage des Rheinlandes, das von den französischen Besatzern durch Abgaben und Steuern geschröpft und durch Schutzzollpolitik wirtschaftlich lahmgelegt wurde. Außerdem gab es kaum gut ausgebildete und genügend leistungsstarke Bildhauerwerkstätten.

Nach dem Abzug der Franzosen und der Übergabe des Rheinlandes an die Preußen blieb das Décret in Kraft und wurde nur dahingehend geändert, daß die Trennung der Konfessionen aufgehoben wurde. Außerdem regelte das Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 seit 1815 auch für das Rheinland das Begräbniswesen<sup>93</sup> und garantierte jedermann das „ehrliche“ Begräbnis bei gleichzeitigem Verbot innerstädtischer Friedhöfe. Im Vordergrund der nun sich häufenden Neugründungen stand die einheitliche Regelung von Hygiene, die Benutzerordnung und die platzsparende Belegung. Die generellen gesetzlichen Bestimmungen wurden durch Verordnungen der Regierungsbezirke in den Detailfragen der Gestaltung und Einrichtung ergänzt.

Anzumerken ist aber, daß die Gesetzgebung nicht dogmatisch umgesetzt wurde: Besonders in kleineren Gemeinden blieben die alten Kirchhöfe in Betrieb. Bis in das späte 19. Jahrhundert hielt besonders in kleineren Städten und Gemeinden die zweckfremde Nutzung der Friedhöfe an. Zwar war es nicht mehr

---

<sup>90</sup> z.B. Grabdenkmal des Generals Marceau auf dem Petersberg bei Lützel, 1797.

<sup>91</sup> Aachen, Grabmal des 1802 verstorbenen Präfekten des Roer-Départements Nikolaus Sebastian Simon.

<sup>92</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.423.

<sup>93</sup> Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten vom 1.6.1794 Teil II, Titel 11, Abschnitt 4-10. Vgl. Grotefend, G.A.: Das Leichen- und Begräbniswesen im Preußischen Staate, Arnsberg 1869.

allen erlaubt, dort Vieh weiden zu lassen, die Wäsche zu trocknen oder Gemüse- und Feldbau zu betreiben. Den Pfarrern, Mesnern und Lehrern, die nur über ein geringes monetäres Einkommen verfügten, konnte man dieses Privileg nur schwer nehmen.

Manche Institutionsfriedhöfe oder Privatfriedhöfe wurden auch geduldet, solange sie die offiziellen hygienischen Bestimmungen einhielten.

Ebenso wurde das Sonderprivileg einer Bestattung im Kircheninnern im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder gewährt. Die Kirchen, die durch die Verstaatlichung der Friedhöfe eine wichtige Einnahmequelle eingebüßt hatten, ließen sich solche Privilegien teuer bezahlen.

Die Struktur des kommunalen Friedhofes war stark von den Ideen des Rationalismus und der Aufklärung bestimmt: Das gesamte Areal sollte eine möglichst gleichmäßige, rechtwinklige äußere Form haben. Da die meisten Neugründungen „auf dem Acker“ stattfanden, war diese Forderung leicht zu erfüllen. Als Binnengliederung war ein rechtwinkliges Netz aus Haupt- und Nebenwegen vorgesehen. Die so entstehenden Felder wurden in gleichmäßige Gräberreihen aufgegliedert und in gleichgroße Grabstellen unterteilt. Innerhalb dieses Rasters wurde der Reihe nach, d.h. der Folge des Sterbedatums nach bestattet und nach Ablauf der Belegzeit wieder geräumt.

Nur die Besitzer von Kauf- und Familiengräbern - der Erwerb dieser privilegierten Grabstellen, z.B. entlang der Wege und Mauern, war

vielfach wieder möglich - schieden aus dem allgemeinen Begräbnisturnus aus und konnten die Größe, die Belegzeit und die Gestaltung des Grabes selbst bestimmen. Der ursprüngliche Vorsatz, nur Reihengräber zuzulassen, konnte selten lange aufrecht erhalten werden: Zu groß war der Druck aus wohlhabenderen Kreisen nach repräsentativen Familiengrabstellen<sup>94</sup>. Die Nachfrage stieg in dem Maße, wie die Region sich in Wirtschaft und Handel nach den Einschränkungen der Franzosenzeit erholte und Privatleute über freies Kapital für oft recht teure Grabsteine verfügten. Außerdem konnten die Städte und Gemeinden auf die Einnahmen aus dem Verkauf von Wahlgräbern nicht verzichten. Die Kaufgräber waren zunächst nur an den Hauptwegen und der Umfassungsmauer erlaubt. Erst im Laufe des Jahrhunderts drangen die Kaufgräber auch in die Felder der Reihenbegräbnisse vor und belegten immer größere Bereiche der Friedhöfe. Die Voraussetzungen für diese negative Entwicklung in der zweiten Jahrhunderthälfte wurden also schon bald nach der Eröffnung der Friedhöfe gelegt: Von Gleichheit im Tode war bald nichts mehr zu erkennen. Die Struktur der Gemeinschaft der Lebenden hatte sich auf die der Toten übertragen.

---

<sup>94</sup> Vgl. Dessau.

Die einfachen Reihengräber waren mit schlichten Holzkreuzen bezeichnet, von denen selten Beispiele erhalten sind. Einblick in ein Gräberfeld, in dessen Zentrum sich Reihengräber mit Holzkreuz und kleinem Schutzdach befanden und dessen Randzone von Wahlgräbern gebildet wurde, verschafft das 1842 von C.Scheuren gemalte Aquarell „Der Kirchhof“ im Düsseldorfer Stadtmuseum<sup>95</sup>. Die Entwicklung der Friedhöfe von einer sanitären Zweckanlage mit Reihenbegräbnissen ohne ästhetischem Anspruch über die geometrische Vierfeld-Anlage, dann die Auflösung der Randbezirke zugunsten einer kurvigen Wegeführung mit aufgelockerter, landschaftsgärtnerischer Bepflanzung bis hin zur freien parkartigen Gestaltung hat B.Happe in ihrer Entwicklungsgeschichte<sup>96</sup> ausführlich dargestellt.

Hatte man sich in der Franzosenzeit an Pariser Vorbildern orientiert, blickte man nun künstlerisch nach Berlin. Man blieb zwar dem Klassizismus treu, orientierte sich aber am Kunstschaffen Berliner Architekten und Bildhauer<sup>97</sup>.

Die Grabmäler auf den Wahlgrabstellen waren genehmigungspflichtig. Entwürfe mußten, je nach Trägerschaft des Friedhofes, dem Pfarrer oder Bürgermeister vorgelegt werden. Später waren die Friedhofs-kommissionen zuständig. Zugelassen waren von Beginn an sowohl christliche wie auch klassizistische Symbole.

Ebenso rasch wie sich die Lebensbedingungen und die Gesellschaft im Laufe des Jahrhunderts veränderte oder verändern mußte, war man gezwungen, die Friedhöfe zu erweitern und umzugestalten. Als größtes Problem hatte sich schnell erwiesen, daß die ursprünglichen Hochrechnungen für den jährlichen Platzbedarf wegen des sprunghaften Bevölkerungsanstiegs und der Migration in Ballungszentren bald nicht mehr stimmten. Die Areale mußten erweitert werden. Für den Kölner Melaten-Friedhof bedeutete das durch Erweiterungen 1830, 1849, 1868 und 1875 einen Zuwachs auf das Sechseinhalbfache der ursprünglichen Größe<sup>98</sup>.

Mit den Gründerjahren war die Erweiterungsfähigkeit der Friedhöfe ausgeschöpft, genügte aber immer noch nicht. Die Städte hatten in ihrem ungebremsten Wachstum die Friedhöfe

---

<sup>95</sup> Abgebildet bei Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.395.

<sup>96</sup> Happe, B.: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991.

<sup>97</sup> Vgl. E.Brües: Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk, Die Rheinlande, Berlin 1968, S.158f.

<sup>98</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.393.

längst erreicht und in den Stadtorganismus eingeschlossen. So wurden noch wesentlich weiter von den Stadtzentren entfernt neue Anlagen ausgewiesen, die nur noch für Stadtbezirke<sup>99</sup> zuständig waren und nicht mehr die Toten der ganzen Stadt aufnehmen mußten. Oft wurden die alten Anlagen nicht nur geschlossen, sondern planiert und neu profan bebaut. Manchmal wandelte man sie auch in Parkanlagen um<sup>100</sup>.

Manche Friedhöfe zeigten durch ihre lange Bestandszeit und diversen Erweiterungen in der zweiten Jahrhunderthälfte ein völlig verändertes Bild. Waren zu Beginn der Reform Hygiene und Verwaltungsprinzipien im Vordergrund gestanden, widmete man bald nicht nur dem Einzelgrabmal, sondern auch der gartenkünstlerischen Gestaltung des ganzen Areals große Aufmerksamkeit. Entwürfe und Wettbewerbe dokumentieren den Balanceakt zwischen Zweckmäßigkeit und Ästhetik. Mit der Gestaltung waren üblicherweise die städtischen Gartenarchitekten betraut. Wenige von ihnen sind außerhalb ihres unmittelbaren Wirkungskreises so bekannt geworden wie z.B. von Sckell. Von überregionaler Wirkung war der königliche Gartenbaudirektor Maximilian Friedrich Weyhe (1775-1846) der 1816 für den Golzheimer Friedhof, 1826 für Melaten tätig war<sup>101</sup>.

Planungen gingen auf Wegführung, Bepflanzung<sup>102</sup>, Wahl der Bäume in Alleen, Gestaltung der Kreuzungen, Kleinarchitektur wie Hochkreuze und die Nutzbauten ein. Dabei mußte die Gestaltung immer gleichzeitig die staatlichen Vorschriften nach geometrischer, zweckmäßiger Aufteilung berücksichtigen. So konnten Prinzipien des Landschaftsgartens, die z.B nach den theoretischen Schriften von C.Hirschfeld „Die Theorie der Gartenkunst“ auch auf den Friedhof übertragen werden sollten, erst spät und nur in Ansätzen verarbeitet werden<sup>103</sup>. Der

---

<sup>99</sup> Nord-, Süd-, West-, Ostfriedhof.

<sup>100</sup> Vgl. Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.393.

Der Neußer Friedhof mußte einer Eisenbahnstrecke weichen, der Essener Friedhof vor dem Kettwiger Tor einer Bundesstraße. Der Golzheimer Friedhof in Düsseldorf und die kommunalen Friedhöfe in Krefeld Emmerich und Kleve wurden in Parkanlagen umgewandelt.

<sup>101</sup> Stadtarchiv Düsseldorf, Plan Nr. 346 Akte II/1015.  
Historisches Archiv der Stadt Köln, Plan Nr.I/551.

<sup>102</sup> Die luftreinigende Wirkung der Vegetation stand lange Zeit im Vordergrund. Dabei durfte die Luftzirkulation innerhalb des Areals nicht gestört werden, aber gleichzeitig sollte sie die Außenwelt vor den gefürchteten Leichenausdünstungen schützen.

<sup>103</sup> Sogar Gartenarchitekten wie Lenné, der durch seine Landschaftsgärten berühmt geworden war, legte Friedhöfe

deutsche und damit nun auch der rheinische Friedhof blieb lange Zeit ein Ort, der vor allem staatliche Reglements zu erfüllen hatte. Erst als es in den 80er Jahren zu einer erneuten Welle von Gründungen kam, konnte man auf freiem Areal neue Pläne verwirklichen. Ein gutes Beispiel ist der 1883 gegründete Düsseldorfer Nordfriedhof, der vom Berliner Gartenarchitekt Eduard Hoppe gestaltet wurde: Innerhalb eines polygonalen Areals liegt hinter dem Haupteingang der axial gegliederte Kernbereich. Drumherum wurde der hügelige Bereich nach den Prinzipien des Landschaftsgartens gestaltet<sup>104</sup>.

Einige der rheinischen Friedhöfe zeichnen sich ihrerseits durch eine außergewöhnliche Lage aus: Der Golzheimer Friedhof in Düsseldorf wurde auf leicht erhöhtem Niveau an der rechten Rheinseite 1805 eröffnet. Der Koblenzer Hauptfriedhof liegt zum Teil an einem steilen Berghang. Die einzelnen Grabterrassen sind durch romantische Treppchen verbunden.

Bis auf einen Unterstand für schlechtes Wetter waren keine Friedhofsbauten vorgeschrieben. Die Bevölkerung hielt lange an der häuslichen Aufbahrung fest, sodaß Leichenhäuser erst notwendig wurden, als man durch beengte Wohnverhältnisse der einfacheren Bevölkerung gezwungen war, das Beerdigungswesen zu verändern. Auch der ursprüngliche Brauch, die Trauerfeier in der Kirche abzuhalten und dann mit der Trauergemeinde zum Friedhof zu ziehen, wurde geändert. Neben repräsentativen Toren der Friedhofsmauern wurden in der zweiten Jahrhunderthälfte verstärkt Leichenhäuser, Friedhofskapellen und andere Zweckbauten auf dem Friedhof errichtet<sup>105</sup>. Häufig wurden sie durch Spenden der Bevölkerung ermöglicht. Im Rheinland ist das älteste erhaltene Leichenhaus auf dem Hauptfriedhof in Koblenz zu finden.<sup>106</sup> Es wurden aber nicht nur

---

(z.B. Nordfriedhof in Magdeburg 1827) im herkömmlichen geometrischen Muster an.

<sup>104</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.396.

Konkurrenzpläne für den Nordfriedhof Düsseldorf, Stadtarchiv Düsseldorf.

<sup>105</sup> vgl. Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.398ff. Beispiele für Tore in Köln, Trier, Düsseldorf, Leichenhäuser in Weimar, Düsseldorf, Krefeld, Koblenz.

<sup>106</sup> Es wurde 1821-23 nach Plänen von J.C. von Lassaulx errichtet und nimmt die Form des spätromanischen Baptisteriums in Kobern auf, dessen Restaurierung Lassaulx zuvor geleitet hatte. Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von



Neubauten errichtet, sondern auch vorhandene Gebäude restauriert. Die Kölner Melaten-Kapelle beispielsweise wurde 1810 notdürftig, 1850 unter der Leitung des Dombaumeisters Vinzenz Statz gründlich restauriert und mit einem neugotischen Westgiebel und einem steinernen Glockenstuhl versehen. Die 1847 unter der Leitung von J.C.von Lassaulx auf den Alten Bonner Friedhof translozierte Ramersdorfer Kapelle ist ein weiteres Beispiel früher Denkmalflege im Rheinland.

Auf den neuangelegten Friedhöfen der Gründerzeit wurden die Zweckbauten meist als einheitliches Ensemble gestaltet. Die Kapelle bildete dabei den Mittelpunkt, die Leichenhalle wurde angegliedert<sup>107</sup>. Diese Bauten wurden im letzten Drittel des Jahrhunderts zu wahren Wunderwerken der Stilbaukunst. Gegen diese Entwicklung hatte sich A.Reichensperger schon früher ausgesprochen: er forderte, den christlichen Charakter der Nutzbauten auf den Friedhöfen durch die Stilwahl hervorzuheben. So fanden beispielsweise Eingangsbauten im „altdorischen Style oder in dem irgend eines asiatischen Sonnentempels“<sup>108</sup> nur seine Kritik und Hohn.

Einige Friedhöfe sind besonders weit vor den Toren der Städte angelegt worden, was in unserer Zeit als bewußte Verdrängung des Todes aus der bürgerlichen prosperierenden Gesellschaft interpretiert worden ist. So war z.B. die Anlage des Ohlsdorfer Friedhofs 10 Km von der Kaufmannsstadt Hamburg entfernt. Außerdem war er organisatorisch und verwaltungstechnisch der Stadtregierung eingeordnet, was eine Bürokratisierung und endgültige Profanisierung nach sich zog.<sup>109</sup>

Um die Jahrhundertwende wurde deutlich, daß die gesellschaftliche Entwicklung in den Ballungszentren die Ideen und Konzepte des kommunalen Friedhofs, wie sie in der Aufklärung entwickelt worden waren, überholt hatten. Viele Friedhöfe der Gründerzeit waren dem Bevölkerungszuwachs nicht gewachsen und mußten viel dichter belegt werden als ursprünglich geplant - dadurch verloren sie ihren weitläufigen, parkähnlichen Charakter. Immer monumentalere Grabanlagen der Reichen „versteinerten“ die Hauptachsen der

Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.401.  
Das erste deutsche Leichenhaus überhaupt war 1792 in Weimar errichtet worden.

<sup>107</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.405f.

Nord- und Südfriedhof in Düsseldorf

<sup>108</sup> Reichensperger, Der Kirchhof, in: Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, Leipzig 1855, S.101.

<sup>109</sup> s. Umgang mit historischen Friedhöfen, Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, Bd.3, hrsg. von H.-K.Boehlke, Kassel 1984, S.34f.

Friedhöfe. Sowohl bei den großen als auch gerade bei kleineren Grabanlagen stellte sich durch den Verlust handwerklicher und künstlerischer Qualität eine unvermeidliche Monotonie ein. Durch industriell gefertigte und deutschlandweit verbreitete Monumente glich bald ein Friedhof dem anderen. Importierte Hartgesteine reduzierten die Steinarten auf den Friedhöfen und ließen jede Regionalität aufgrund des Materials verschwinden.

Überspitzt formulierte H.Sedlmayer diese Entwicklung: „Der Verfall des Grabmals, das seine letzte große Zeit um 1800 hatte, als das Verhältnis zum Tode das Tiefste war, gehört zu den furchtbarsten Zeichen des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Mißachtung des Menschen kommt nirgends so drückend zum Ausdruck wie im Geist der Friedhöfe und Bestattungsbräuche moderner Großstädte; nirgends so kraß die absolute Kulturlosigkeit.“<sup>110</sup>

Erste Ansätze zur Reform, dem Gestaltverlust Einhalt zu gebieten, zeichneten sich um 1900 ab: Architekten, Landschaftsplaner, Künstler, Philosophen und Theologen bemühten sich, der Bestattungskultur neue Wege zu ebneten und die Einheit zwischen Areal, Grabmal und Vegetation wiederherzustellen.

### **III. Friedhof und Landschaftsgarten**

Das Bild, das sich unser Jahrhundert lange Zeit vom Friedhof des 19. Jahrhunderts gemacht hat, war romantisch und idealisiert<sup>111</sup>. Man versuchte nachträglich die Ästhetik der bildenden Künste auf die damaligen neuangelegten Begräbnisstätten zu übertragen. Dabei wurde fast immer vergessen, daß der Friedhof kein stimmungsvoller Musengarten,

---

<sup>110</sup> Sedlmayr, Verlust der Mitte, Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symbol der Zeit, Salzburg 1948, S.243. Der Beurteilung Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, S.106 kann man sich heute kaum mehr anschließen: "Im allgemeinen aber befanden sich die, die nach Bernini kamen, in einem Dilemma - oder eigentlich in einem Trilemma - zwischen Großsprecherei, Sentimentalität und bewußtem Archaismus. Wer versucht, die Geschichte der Kunst des achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts zu schreiben, muß sein Material außerhalb der Kirchen und außerhalb der Friedhöfe suchen."

<sup>111</sup> Martin Kazmeier, Die Deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert, Diss.Tübingen 1977, schreibt gar von kontemplativer Feierabendstimmung, die der Friedhof verbreiten sollte!

sondern eine kommunale Zweckeinrichtung war und somit ganz anderen Aufgaben gerecht werden mußte. Das Ideal eines glückseligen Lebens und Todes im Einklang mit der Natur wurde durch den außergewöhnlichen Grabmalentwurf für J.J.Rousseau im Park von Ermenonville (bald nach 1778) umgesetzt. Literarisches Vorbild für das Grab auf einer mit Pappeln bepflanzten Insel war Hesiod. Er beschreibt die vom Okeanos umspülte Insel der seligen Heroen. Dieser Prototyp fand Eingang in das Repertoire des Englischen Landschaftsgartens: 1782 wurde eine Rousseauinsel im Park von Wörlitz eingerichtet. Die Einbettung des Grabmals oder Denkmals im landschaftlichen Kontext entspricht ganz den Vorstellungen Hirschfelds. Aber nur gelegentlich wurden diese modernen Vorstellungen in der Denkmal-Praxis verwirklicht<sup>112</sup>, so gut wie nie spielten sie es auf den neuangelegten Friedhöfen eine Rolle.

Happe konnte zeigen, daß Landschaftsgarten und theoretische Friedhofsideale nichts mit der tatsächlichen Struktur der Friedhöfe zu tun hatten. Dies gilt bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. Anderslautende Ansichten in der Literatur beruhen auf Mißverständnissen bezüglich der Quellen und auf mangelhafter Überprüfung der Fakten<sup>113</sup>. „Einige Beispiele genügen, um zu verdeutlichen, wie wenig sich Hirschfelds Vorstellungen mit den Reformbestrebungen im damaligen Friedhofswesen vertrugen. Nach Hirschfelds Auffassung war der Begräbnisplatz eine großräumige Anlage, deren unscheinbare Umfriedung den fließenden Übergang zur Landschaft nur unmerklich unterbrechen sollte. Dagegen hatte der damalige kommunale Friedhof eine beschränkte Ausdehnung und seine Umfriedungsmauer trennte den Bestattungsbezirk bewußt von der Umgebung ab. Die Plazierung der Grabmäler in Hirschfelds

---

<sup>112</sup> z.B. Denkmal für den Dichter Salomon Gessner (+1788) in Zürich, s. Memmesheimer, P.A.: Das klassizistische Grabmal, Eine Typologie, Diss. Bonn 1969, S.94.

<sup>113</sup> Aber nicht nur die Schriften der Theoretiker wurden fehlinterpretiert. Ähnlich erging es den Friedhofsbildern C.D. Friedrichs (vgl. Langenbach, H.: „Über die Anlegung und Umwandlung der Gottesäcker in heitere Ruhegärten der Abgeschiedenen“, in: "Oh ewich is so lanck", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987 S.139). Seine Einblicke durch Kirchhoftore zeigen jedoch keinen stimmungsvollen Totengarten, sondern ein unorganisiertes Gräberfeld, ohne planvolle Gestaltung, Holzkreuze und kleinere klassizistische Male bunt gemischt, dazwischen offene Erdlöcher und aufgeworfene Erde - also eine Situation, wie sie wahrscheinlich noch auf den meisten Kirchhöfen herrschte. Beispiele aus dem Werk C.D.Friedrichs: Kirchhofseingang 1822, Karlsruhe, staatliche Kunsthalle, Friedhof im Schnee 1826, Leipzig Museum der bildenden Künste, Das Friedhofstor 1825/30, Bremer Kunsthalle.

Entwurf orientierte sich am Einzelgrab im Park. Sie stellt die ästhetische Wirkung des Grabes in der Landschaft in den Vordergrund und kümmert sich nicht um pragmatische Aspekte, wie z.B. die Art der Belegung. Auf dem allgemeinen Begräbnisplatz war man indessen bemüht, jegliche Regellosigkeit zu unterbinden, da sie, wie vielfach erwähnt, an die chaotischen Zustände auf den alten Kirchhöfen und an die Feldbegräbnisse erinnerte. Von diesen Grundsätzen diktiert, entstanden meist geometrische Anlagen, auf denen aus rein praktischen Erwägungen heraus nach der Reihe begraben wurde.

Bei Hirschfeld ist die Bepflanzung stets Mittel zur Komposition einer ästhetischen Friedhofslandschaft. Auf dem kommunalen Begräbnisplatz hingegen ist der ästhetische Aspekt der Bepflanzung ihrer hygienischen Funktion untergeordnet.<sup>114</sup>

Der mittelalterliche Friedhof kannte wahrscheinlich nur sehr eingeschränkt Bepflanzungen, sichere Befunde fehlen in diesem Bereich. Zwar gibt es Pflanzen, die seit der Antike und, übernommen vom Christentum, mit Begräbnis in Verbindung stehen<sup>115</sup>, aber auch zum Beginn der Neuzeit sah man selten Anlaß zur Friedhofsgestaltung. Dies war bedingt einerseits durch die unorganisierte Belegung und die kurzen Ruhezeiten. Zum anderen sah man Pflanzungen unter utilitaristischen Gesichtspunkten: Die Bäume auf Kirchhöfen waren oft Obstbäume. Klee und Gras, die auf den Grabhügeln wuchsen, wurden an Tiere verfüttert<sup>116</sup>. Ebenso „nützlich“ schien die magisch-kultische Bedeutung einiger Pflanzen, die bewußt gepflanzt wurden<sup>117</sup>.

---

<sup>114</sup> Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.224f.

<sup>115</sup> Richter, G.: Zur historischen Pflanzenverwendung auf Friedhöfen, in: Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985 S.34f.

<sup>116</sup> Göttingisches Unterhaltungsblatt vom 18.6.1843, Gedanken über Todtenhöfe, S.100. Miede befürchtet, daß sich die Fremdnutzung auf dem Lande nicht so einfach abschaffen lasse: „Da ist der Kirchhof leider oft ein wichtiges Stück, der für ihren Stand noch immer kläglich besoldeten Schullehrer, welches auf alle Weise benutzt werden muß. Aber bei den neuangelegten Todtenhöfen sollte nichts als Gras die Erde, von Bäumen Obstbäume den Umfang, den Eingang Linden zieren; nicht Akazien und andere vergängliche Zierbäume.“ Zitiert nach Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991 S.81f., Fußnote 279.

<sup>117</sup> Efeu, Immergrün und Buchs waren Zeichen der Unsterblichkeit und der Auferstehungshoffnung, Weißdorn, Eibe und Wachholder boten Schutz vor bösen Mächten, s. Richter, G.: Zur historischen Pflanzenverwendung auf

Durch alte Stadtansichten ist bekannt, daß eine einheitliche Bepflanzung bis in das 18. Jahrhundert hinein nicht üblich und wenn dann nur vereinzelt und beschränkt vorkam.

Während die Gartenkunsttheoretiker auf dem Papier also ein wirklichkeitsfremdes Ideal eines Friedhofes entwarfen, orientiert sich Goethe im zweiten Teil seiner Wahlverwandtschaften (erschienen 1809) ganz an den vorbildlichen Anlagen in Herrnhut und Dessau und zeichnet ein konkretes Bild der damaligen Zustände, Ansprüche und Verbesserungen, aber auch der Probleme bei der Neugestaltung: „Wir erinnern uns jener Veränderungen, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pfortchen führte, war das übrige alles mit verschiedenen Arten Klee besäet, der auf das schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besäet werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon mit seiner Baucis vor der Hintertüre ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zugute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.“<sup>118</sup>

Goethe spricht andererseits das Bedürfnis der Menschen nach einer Markierung des Begräbnisortes durch einen Grabstein an, was letztendlich auch in Herrnhut und Dessau zu einer Wiedereinführung desselben führte: „Allein desungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht; denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie viele behaupteten.“<sup>119</sup> „...dem Geringsten wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren,

---

Friedhöfen, in: Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S. 35.

<sup>118</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd.6, S. 361.

<sup>119</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd.6, S. 361.

um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein solches Merkzeichen, wie die Trauer selbst, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden, so haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneuert und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal, denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich wie um einen Markstein Gatten, Verwandte, Freunde selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.“<sup>120</sup>

Charlotte aber verfißt hartnäckig das egalitäre Bestattungsfeld: „Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigstens nach dem Tode, scheint mir beruhigender als dieses eigensinnige, starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse.“... „Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweise nebeneinander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel ungesäumt vergleiche und so die Decke, indem alle sie tragen, einem jedem leichter gemacht werde.“<sup>121</sup> Goethe hatte die Problematik, die zwei Generationen später zu den bekannten „Alleen der Eitelkeiten und Standesdünkel“ führte, wohl erkannt.

Goethes Roman bestätigt, daß der zeitgenössische Friedhof mit der Konzeption des Englischen Landschaftsgarten nichts gemeinsam hatte. Die Schrift des königlich bayerischen Bauinspektors zu Augsburg R.J.Voit „Über die Anlegung und Umwandlung der Gottesäcker in heitere Ruhegärten der Abgeschiedenen“ (1825) ist weitaus mehr in die Friedhofsgestaltung eingegangen: Innerhalb der Reihengrabfelder war nur eine Bepflanzung nach hygienischen Gesichtspunkten erlaubt. Einerseits durfte sie die Luftzirkulation nicht behindern, andererseits sollte sie die gasförmigen Verunreinigungen filtern und die Winde von der Stadt abhalten<sup>122</sup>. Bei den geometrischen 4-Felderanlagen wurden

<sup>120</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd.6, S. 362.

<sup>121</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd.6, S. 363.

<sup>122</sup> Zur Lufthygiene s. Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen

Bäume meist in Form von Alleen an den Wegen und am Rand des Areals gepflanzt. In der Art war der Golzheimer Friedhof in Düsseldorf 1804 gegründet, 1816 nach den Plänen von M.F. Weyhe erweitert worden. Seine idyllische Lage am Rheinufer und die Bepflanzung u.a. mit Akazien wurden von den Zeitgenossen trotz der traditionellen geometrischen Aufteilung mit romantischen Lobpreisungen bedacht<sup>123</sup>. Viele der großen Bäume, die heute den park-/waldartigen Charakter historischer Friedhöfe bestimmen, sind erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gepflanzt oder durch Samenanflug angesiedelt worden. Das Aquarell von J.P. Weyer von Köln-Melaten aus dem Jahre 1838<sup>124</sup> zeigt die kahle Hauptallee und die spärlich begrüneten Felder. Der „Plan über die neue Einrichtung und Bepflanzung des Gottesackers der Stadt Cöln zu Melaten gelegen“ von M.F.Weyhe von 1826<sup>125</sup> zeigt, wie die Alleen und die Schnittpunkte der Wege unterschiedlich bepflanzt werden sollten. Eine Beschreibung Melatens von 1908 nennt als Baumbestand u.a. Platanen, Ulmen, Birken und Thuyen<sup>126</sup>. Ähnlich verhielt es sich in Krefeld mit dem Friedhof am Stadtgarten. Die Lithographie von P.J. von de Fenn von 1833 „Begäbnisplatz der Crefelder Gemeinde“<sup>127</sup> zeigt: Vier quadratische Felder, von Baumreihen gesäumt. Entlang der Wege waren Laubbäume vorgesehen, nach außen schirmten Nadelbäume ab. Die Besonderheit in Krefeld ist die aufgelockerte, gärtnerisch gestaltete Zone zwischen Friedhofstor und Begräbnisfeldern u.a. mit Trauerweiden.

Erst als der Randbereich der Vierfelderanlage sich endgültig zugunsten einer landschaftsgärtnerischen Struktur aufzulösen beginnt, setzte sich eine artenreichere Bepflanzung durch, die nicht mehr ausschließlich hygienischen Zwecken diente<sup>128</sup>. Ihre neue Aufgabe war es, eine dem Friedhof angemessene Atmosphäre zu schaffen, die den Besucher in melancholische Stimmung versetzen sollte. Mit Ruheplätzen in dieser parkartigen Randzone sollte man über den eigentlichen Grabbesuch hinaus zum Verweilen angeregt werden.

Nur langsam dringt der aufgelockerte Randbezirk in die linear gegliederten Grabfelder vor, obwohl derartige Entwürfe von Sckell<sup>129</sup> und Dykerhoff schon früh in diese Richtung weisen.

---

1991, S.59.

<sup>123</sup> Zacher, I.: Düsseldorf Friedhöfe und Grabmäler, Begräbniswesen und Brauchtum im 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1982, S.61.

<sup>124</sup> Rheinisches Bildarchiv Köln, Plattennr. 121820.

<sup>125</sup> Historisches Archiv der Stadt Köln.

<sup>126</sup> Ibach, Johannes: Die Friedhöfe, in: Naturwissenschaft und Gesundheitswesen, Cöln 1908, S.144 f.

<sup>127</sup> Stadtarchiv Krefeld H 19, 258a.

<sup>128</sup> Die individuelle Grabgestaltung incl. der Bepflanzung unterlag oft strengen Reglements.

<sup>129</sup> Der Entwurf für Mannheim von 1842 wurde zugunsten einer streng linearen Anlage nicht ausgeführt.

Am Ende steht im 19. Jahrhundert der Park- und Waldfriedhof mit einer Vielzahl von Pflanzen, der nach 1900 wiederum durch eine erneute Geometrisierung aufgelöst wird<sup>130</sup>. Ob eine geometrische oder eine freie Konzeption den großen Anlagen seit der Gründerzeit eher gerecht werden kann, darüber herrschte andauernd Uneinigkeit. Auch im Rheinland wurden Kompromißlösungen angestrebt: Der Düsseldorfer Nordfriedhof vereint nach dem Entwurf von Eduard Hoppe von 1883 einen geometrisch geformten Kern mit einer landschaftsgärtnerisch gestalteten Peripherie. Der Alte Friedhof in Bonn zeigt durch seine fortlaufenden Erweiterungen im älteren Teil ein ehemaliges Feldbegräbnis mit geradliniger und im jüngeren mit geschwungener Wegführung<sup>131</sup>.

## **IV. Aufgabe und Funktion von Friedhöfen und**

### **Grabmälern im 19. Jahrhundert**

Die Friedhöfe des 19. Jahrhunderts waren, im Gegensatz zu unseren heutigen Gegräbnisstätten, Orte, die von bewußt gesetzten Erinnerungsmalen bestimmt wurden. Diese Erinnerung war geprägt von subjektiver Rückschau. Grabmäler entstammen einer eigenen Initiative und sind nicht abhängig von dem Nachweis einer Denkmälwürdigkeit. Bisweilen verklärte sich die Sicht auf die Vergangenheit auch durch die Retrospektive, oder sie wurde sogar bewußt revidiert oder „berichtigt“. Das Erinnerungsmal sollte genau an das erinnern, was dem Grabeigentümer oder seinen Nachkommen auch als Erinnerungswert erschien. Wie die Bauskulptur an Gebäuden, so gibt auch Schmuck an Grabarchitektur Auskunft über Erbauer und Besitzer. In früheren Jahrhunderten stellten Grabmäler Menschen vor, wie sie einst aufzuerstehen hofften, ausgestattet mit Zeugnis ihrer verdienstvollen Werke und Taten - im 19. Jahrhundert wird die Person des Verstorbenen ausschließlich in seiner irdischen Dimension dargestellt.

Das Kunstschaffen im Bereich Grabstätte ist darauf ausgerichtet, die Stellung innerhalb einer Gruppe zu repräsentieren, aber auch die unverwechselbare Individualität nach dem Tod aufrechtzu-erhalten. Das Grabmal und das ihr verwandte Denkmal ist der stete Versuch, den vermeintlichen Widerspruch von Leben und Tod zu harmonisieren.

---

<sup>130</sup> In Hamburg Ohlsdorf steht der von Cordes entworfene Parkfriedhof neben dem späteren geometrischen Reformfriedhof.

<sup>131</sup> "Der Kirchhof zu Bonn", Besitzstand von 1859, Stadtarchiv Bonn, Bildsammlung 1816.



Das Grabmal besitzt eine größere retrospektive Funktion als das Denkmal, da sich für das Grab auch der normale Bürger ein Mal kaufen konnte, das seinen Ansprüchen und seinen finanziellen Mitteln entsprach. Wurden siegreichen Militärs, erfolgreichen Industriellen oder auch herausragenden Künstlern offizielle Denkmäler gesetzt, auf dem Friedhof konnte sich jeder auf seine Weise verewigen.

Der Denkmal- wie der Grabmalkult entsprachen dem Bedürfnis breiter Bevölkerungskreise nach individueller Repräsentation und deshalb wurden die Wünsche von auftraggebenden Bürgern wie die Entwürfe ausführender Handwerker und Künstler sehr ernst genommen. Allerdings ist bei frühen Grabanlagen und Mausoleen auf Grund meist mangelnder Aktenlage der Auftraggeber (innerhalb der Familie) nicht zu ermitteln.

Der Grabstein ist so ein (selbst)gesetztes Denkmal für die Nachwelt, das sich nur bedingt, im fortschreitenden Jahrhundert immer weniger, im fortschreitenden Jahrhundert immer weniger, offiziellem Reglement unterziehen mußte, und sich in erster Linie an den materiellen Möglichkeiten, individuellen Vorlieben und dem Zeitgeschmack messen wollte. Dieser Geschmack der Zeit, der wiederum vom Zeitgeist abhängig war, beeinflusste jedoch Denkmäler wie Grabmäler unterschiedlich stark und machte aus manchen Kunstäußerungen ein „gesellschafts-politisches Zeichen“.

Diese persönliche Initiative, die dem Grabmal eigen ist, unterscheidet es vom offiziellen Denkmal auf Plätzen. Gemeinsam ist aber beiden der stete „Versuch, die Dialektik von Leben und Tod aufzuheben“ und die „unverwechselbare Verschiedenheit des Individuums auch nach dem Tod aufrechtzuerhalten“<sup>132</sup>.

Bis zur Jahrhundertmitte hatte sich parallel zum öffentlichen Denkmal in der Grabskulptur ein Menschenbilde auf der Grundlage von Idealismus, Humanismus und bürgerlicher Emanzipation entwickelt. Das Grabdenkmal bot jedoch größere ikonographische Freiheiten als das offizielle Personendenkmal. Natürlich stand durch ein neugewonnenes Selbstbewußtsein die bereits angesprochene Würdigung und Präsentation der Person und deren Lebenswerk im Mittelpunkt. Dies ist die retrospektive Ebene des Grabmals als allgemeines und spezielles Thema - die prospektive Funktion machte das Grab zum Träger von Jenseitsvorstellungen.

Große Friedhöfe wie der Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg mit über 200 000 Grabsteinen oder auch kleinere Anlagen wie der Alte Friedhof in Bonn sind Spiegel der Kultur- und Sozialgeschichte ihrer Städte.

Überliefert sind jedoch meist nur die Grablegen des Adels und des gehobenen Bürgertums. Die Oberschicht fand ihre letzte

---

<sup>132</sup> Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.1.

Ruhe in langfristig belegten Erbbegräbnissen entlang der Friedhofsmauer oder der Hauptwege. Die Belegung bevorzugter Grabplätze wurde vom alten Kirchhof übernommen. Obwohl auf vielen Friedhöfen zu Beginn ihrer Belegung keine Erbbegräbnisse zugelassen werden sollten, konnte der Druck einflußreicher Familien auf Dauer nicht abwehrt werden. Auf dem Golzheimer Friedhof z.B. war es ab 1825 möglich, ein Kaufgrab als Erbbegräbnis zu erwerben. Im Laufe des Jahrhunderts entstanden in manchen Friedhofsarealen „Millionenalleen“ wie auf Melaten oder wie in Düsseldorf-Nord ein „Millionenhügel“.

Die Mittelschicht bemühte sich im Alltagsleben wie auf dem Friedhof um Angleichung nach oben - mit bescheideneren Mitteln und so mit bescheidenem Erfolg. Ihre Gräber finden wir manchmal noch an den Rändern der Reihenbegräbnissfelder oder an untergeordneten Wegen.

Die Unterschicht belegte die Reihengrabfelder. Als Grundlage für die Entstehung von Reihenbegräbnissen dienten die Reformgesetzgebungen in Frankreich und Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie regelten nicht nur die Anlage der Friedhöfe, sondern griffen auch in die Struktur der Grabfelder und Einzelgräber ein. In dem Beschluß des Pariser Stadtparlaments von 1765 wurde insbesondere die Errichtung von Denkmälern auf den Grabstellen selbst verboten. Lediglich Epitaphien durften an der Friedhofsmauer angebracht werden. Ebenso verfuhrten die österreichischen Reformer.<sup>133</sup> Überraschenderweise spielten ästhetische Gründe für dieses Verbot keine Rolle. Lediglich Funktionalität und Raumersparnis scheinen für die Reformer relevant gewesen zu sein.

Die größten Verluste an Grabzeichen sind im Bereich der Reihengräber zu verzeichnen. Die Grabstätten der weniger wohlhabenden Bürger lagen innerhalb der Grabfelder und hatten relativ kurze Belegzeiten. Waren diese abgelaufen, so wurden die hölzernen, manchmal auch guß- oder schmiedeeisernen Kreuze abgeräumt und vielfach eingeschmolzen. Blieben sie stehen, setzte ihnen über kurz oder lang die witterungsbedingte Korrosion zu. Da man ihre Denkmalwürdigkeit spät erkannte, war der Verfall oft schon so weit fortgeschritten, daß eine Sicherung nicht mehr möglich war.

Obwohl die Friedhofsverordnungen anfangs nur sehr beschränkte Bereiche für Wahlgräber vorsahen, weiteten sich diese zunehmend aus, bis sie die Reihengrabfelder umgürteten und schließlich in sie eindrangten. Am Ende der Entwicklung stimmte die Bedeutung des Grabes nicht mehr mit dem Umfeld überein. Die einzelnen Bereiche, die ursprünglich die sozialen Schichten trennten, hatten sich zu stark vermischt. Das Ende

---

<sup>133</sup> Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.162

der Entwicklung sollte die Integration der Grabmäler in eine übergeordnete Parkgestaltung sein.

Auf den rheinischen Friedhöfen sind Grabbauten wie Mausoleen und Grabkapellen eher selten anzutreffen. Für die erste Jahrhunderthälfte läßt sich das damit begründen, daß es dem rheinischen Bürgertum widersprochen hätte, sich diesem einst aristokratischen Bestattungsbrauch anzuschließen. Außerdem schrieben die Friedhofsordnungen eine unterirdische Bestattung vor. Mausoleen und Grabkapellen konnten also lediglich über Erdgrüften errichtet werden, sie erreichten in der Provinz jedoch nie die Popularität, wie in der Hauptstadt Berlin. Reiche Rheinländer ließen sich auch in der zweiten Jahrhunderthälfte Grabanlagen und keine Mausoleen bauen. Die Gräber besaßen jedoch oft ausgemauerte Grüfte.

Die Verwendung von Stein für Grabmäler weist auf das Bedürfnis von Dauerhaftigkeit auch über den eigenen Tod hinaus hin. Grundvoraussetzung, damit dies erfüllt werden kann, ist eine lange Belegzeit. Das Material Stein taucht deshalb vorrangig in Verbindung mit Familienbegräbnissen auf.

Bis über die Jahrhundertmitte hinaus verwandte man im Rheinland vorrangig Steine aus regionalen heimischen Brüchen. So ist z.B. auf dem Golzheimer Friedhof in Düsseldorf der Ratinger Blaustein oder der bräunliche Ruhrsandstein, auf Melaten ein roter Sandstein und in Trier ein poröser gelber Eifelsandstein zu finden. Die Friedhöfe erhielten so in ihrer Frühzeit schon durch das Material einen ganz eigenen Charakter. Marmor wurde in der Regel nur für Skulptur und Relief eingesetzt. Nach der Reichsgründung konnten diese Steine jedoch das wachsende Luxusbedürfnis nicht mehr befriedigen, und man begann, Hartgesteinssorten einzuführen. Beliebt wurde die Hochglanzpolitur und die Verarbeitung von farblich kontrastreichen Steinen an architektonischen Grabmälern, besonders wenn schwarzer Granit aus Schweden benutzt wurde.

Die Unterscheidung zwischen linearen Reihenbegräbnisfeldern und aufgelockerter Randzone für Wahlgräber weist nicht nur auf ein ästhetisches Problem hin, sondern verdeutlicht auch, daß sich die sozialen Spannungen auf dem Friedhof des vorigen Jahrhunderts ablesen lassen: „An den Hauptwegen durften die Reichen prunken. An den Nebenwegen der Mittelstand. Der gemeine Mann wurde auf die dahinterliegenden Quartiere hinter Hecken und Strauchwerk verwiesen.“<sup>134</sup>

Eine Untersuchung repräsentativer Grabmäler erfaßt also stets nur einen kleinen, bestimmten Personenkreis. Rückschlüsse auf die gesellschaftliche „Schichtung eines Raumes“ sollten und können anhand des überlieferten Objektmaterials nicht vorgenommen werden. Wer jedoch in jeweiligem Raum oder

---

<sup>134</sup> Lendholt, W.: Großstadtfriedhöfe von gestern und morgen, in: Hilfe durch grün, Bonn 1952, S.12.

jeweiliger Stadt die privilegierten Ämter, die lukrativsten Einkommensquellen und den politischen Einfluß inne hatte - darüber geben Friedhöfe, besonders der zweiten Jahrhunderthälfte bereitwillig Auskunft. In Düsseldorf waren Familien aus Handel, Gewerbe und später aus Industrie wichtig. Sie waren als Einheimische zu Geld und Einfluß gekommen. Hohe Beamte und Militärs bildeten als Zugezogene aus Preußen eine weitere Gruppe. Auch die Düsseldorfer Kunstakademie hat nach 1819 Fremde in die Stadt gebracht, die als Professoren oder freischaffende Künstler zu Prestige und Wohlstand kamen. Die Personengruppe, die auf fast allen rheinischen Friedhöfen vertreten ist, rekrutiert sich aus Bürgermeistern, Ärzten, Lehrern, Geistlichen und anderen akademischen Berufen.<sup>135</sup>

Der Wunsch nach weltlicher Repräsentation und persönlichem Nachruhm füllte nach dem Verlust der religiösen Heilserwartung das Vakuum. „Empfindende Teilnahme“ der Hinterbliebenen und eines breiten Publikums spielten ebenso eine Rolle. Die Fixierung auf bestimmte Formen, aber auch auf bestimmte Stellen innerhalb des Friedhofs machen dies deutlich. Barbara Happe hat den Zusammenhang von Grabort und Repräsentationsfunktion herausgearbeitet<sup>136</sup>.

Die standesbewußte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts legte auch Wert auf die Anbringung von Berufs- und Standeszeichen. Traditionsadel wie Neuadel zeigten ihre Familienwappen auf dem Grabmal, Geistliche legten Wert auf Symbole ihres Priestertums und Offiziere der Garnisonsstädte Koblenz oder Düsseldorf bevorzugten Eichenlaub, Schwerter, Helme und Rüstungen. Grabmäler wurden zum Teil mit konkreten Berufszeichen versehen. Die „Bürgerkrone“, ein aus der antiken Heldenverehrung übernommener Lorbeerkranz, ziert zahlreiche Gräber verdienter Bürger. Diese Zeichen wurden ergänzt durch eine Fülle zum Teil sehr ausführlicher Inschriften. Sie gaben genaueste Auskunft über den Verstorbenen und seine Familie. Wurde das Grabmal erst posthum von Familienmitgliedern errichtet, vermerkte man dies üblicherweise in einer eigenen Inschrift. Anders als in den vorausgegangenen Jahrhunderten, in denen die vornehmen Katholiken häufig lateinische Inschriften bevorzugten, setzte sich im 19. Jahrhundert das Deutsche durch. Aber nicht nur inhaltliche Aufgaben hatte die Inschrift zu erfüllen - auch ästhetisch kam ihr eine wichtige Rolle zu. Eingemeißelt oder erhaben, in einem hervorgehobenen Schriftfeld oder schlicht auf den glatten Untergrund gearbeitet, durch Farbe oder gar Vergoldung hervorgehoben - durch die unterschiedlichsten Mittel konnte die Intention des Grabmals gesteigert werden. Die Wahl des Schrifttyps

---

<sup>135</sup> Zacher, I.: Düsseldorf Friedhöfe und Grabmäler, Begräbniswesen und Brauchtum im 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1982, S.91.

<sup>136</sup> Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991, S.97.

harmonierte mit dem Stil des Grabmals: Für klassizistische Grabmäler bevorzugte man häufig lateinische Lettern, für solche in neogotischem Stil oft gotische.

Grabgedichte oder Bibelsprüche nahmen Bezug auf den Verstorbenen, die Familie oder illustrierte Reliefdarstellungen.

Das Interesse des rheinischen Publikums nach Kunstprodukten Berliner Provenienz, bzw. nach Arbeiten rheinischer Bildhauer, die im Stil der Berliner Bildhauerschule arbeiteten und meist auch dort ihre Ausbildung erfahren hatten, stieg ab der Mitte des Jahrhunderts an. Diese steigende Nachfrage hing eng mit dem wachsenden Wohlstand einzelner und dem daraus erwachsenen Repräsentationsverlangen zusammen sowie mit den gefestigten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der ganzen Region, das „im beruhigten Fahrwasser der Reaktion und im Vorgeschmack der neuen Ära Wilhelms I. entstanden war“<sup>137</sup>.

Die antiken Stoffe und klassischen Formen der Berliner Schule der Jahrhundertmitte verkörperten klassisches Bildungsgut und einen Adel und Bürgertum, solange es letzterem noch auf die Zurschaustellung traditioneller humanistischer Bildung ankam.

Im fortgeschrittenen Jahrhundert trat die rheinische Grabkunst nochmals in eine neue Phase ein. Die alteingesessenen großbürgerlichen Familien und das traditionelle Bildungsbürgertum traten von ihrer Führungsrolle als Auftraggeber repräsentativer Gräber zurück. Der durch den wirtschaftlichen Aufschwung zu Geld gekommene neue „Finanzadel“ hatte das gesellschaftliche Parkett betreten und rasch in den meisten Bereichen die Führungsrolle besetzt. So wurden repräsentative Grablagen in Unternehmerkreisen beliebt und sehr verbreitet. Es zeigen sich dabei zwei Tendenzen: Die eine Gruppe war bemüht, exklusive, auffallende oder auf jeden Fall pompöse Anlagen zu errichten - die andere legte mehr Wert auf eine zeitgemäße, moderne Gestaltung durch bekannte zeitgenössische Künstler. Beidesmal wurde nun weniger der Verstorbene als Individuum gewürdigt, als die wirtschaftliche Potenz des Familienunternehmens zelebriert. Der Tote ist nur noch Glied einer einflußreichen Familie und eines mächtigen Wirtschaftsunternehmens. Diese bisweilen ausufernde Zurschaustellung verdichtete sich dadurch, daß sich in einem Bereich des Friedhofs ähnlich intendierte Grabmäler häuften. Ein Aufbau der Grabmäler, der sich häufig am Typus des Wandgrabes orientiert, wurde geradezu verbindlich: Die Grabarchitektur erhält proszenienhaften Charakter.

---

<sup>137</sup> Trier, E., Puls, M.: Berlin und die Rheinlande. Tendenzen und Konstellationen, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge Mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch und Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990. S.154.

Besonders in der Spätgründerzeit steigerte sich das Bedürfnis des Großbürgertums, seinen erworbenen Wohlstand und seine Vorstellung von Bildung, Kunst und „savoir vivre“ nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch nach dem Tod öffentlich zu manifestieren.

Geldaristokraten mit Sammelleidenschaft integrierten manchmal Skulpturen ihrer Sammlungen in ihre Grabstätte. Ein bekanntes Beispiel ist das Grabmal des Fabrikanten Robert Stock auf dem Luisenstädtischen Friedhof in Berlin: Vor einer architektonischen Wand fand in einer Aedikula die Bronzeplastik „Der Schmied“ (1897) von Gerhad Janensch Aufstellung<sup>138</sup>. Vergleichbares begegnet auch im Rheinland.

## V. Grabmal und Denkmal

„Denkmal“ kann im weitesten Sinne jedes Gedächtniszeichen genannt werden<sup>139</sup>. Es dient der Nachwelt, die Erinnerung an einen Menschen oder ein wichtiges Ereignis wachzuhalten. Das 19. Jahrhundert verengt den Begriff Denkmal auf gesockelte Standbilder eines verdienten und bedeutenden Menschen<sup>140</sup>.

<sup>138</sup> Steckner, Cornelius: Museum Friedhof, bedeutende Grabmäler in Berlin, Berlin 1984, S.71 f.

<sup>139</sup> Conversations-Lexikon oder Enzyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände, 1816: "In dem eigentlichsten oder engsten Begriff bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunst, deren Bestimmung es ist, das Andenken merkwürdiger Personen oder Gegebenheiten der Nachwelt zu überliefern wobei man also das vergangene denken soll." Nach Schuchard, J.: Denkmäler und Denkmal-Entwürfe von Werner Henschel (1782-1850) in: Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.157f.

"Neben den Denkmälern für Monarchen, Militärs und Politiker. bürgerliche Denkmäler. Sie übertragen den Anspruch des Denkmals - Darstellungen einer exemplarischen Person im Sinne eines Appells an gemeinsame Geschichte und gemeinsame Gegenwart - auf den breiteren Bereich den kulturellen und Zivilisatorischen und zugleich auf den engeren Bereich einer lokalen Funktion.." Bloch in: Die Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Plastik, S.281. Bloch unterscheidet: Standbilder - Sitzbilder - Doppelgruppen - Gedenksäulen - allegorische und mythologische Umschreibungen des Verdienstes - Büsten-Denkmäler - Brunnendenkmäler, s. Bloch, P.: Heroen der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Zierbrunnen und „freie“ Kunst, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland,

Dieser eigentliche Denkmal-Begriff weist auf den unlösbaren Zusammenhang mit der individuellen, figuralen Darstellung in der Sepulkralkunst hin: Was der Denkmalkult für die Öffentlichkeit bedeutete, erfüllten Grab-Denkmäler im Privaten.

Im Laufe der Kunstgeschichte hat sich die figurliche Darstellung an Grabmälern im Bezug auf das Denkmal zum einen parallel entwickelt, zum anderen hat die Sepulkralkunst Traditionen aufrechterhalten, die das Denkmal schon längst verloren hatte. Bisweilen war es auch die Grabkunst, bei der sich Neuerungen, sozusagen im halböffentlichen Raum von Grabanlagen, leichter durchsetzen ließen.

Mit der Aufgabe der Erinnerung ist seit der Antike die öffentliche Ehrung verbunden. In der griechischen Welt gab es neben Figuren-gruppen und Einzelfiguren aus verschiedensten Zusammenhängen auch Grabfiguren und besonders Grabreliefs auf Stelen. Letztere waren von der Archaik bis zum Beginn der christlichen Zeit<sup>141</sup> häufig mit figürlichen Darstellungen der Verstorbenen geschmückt. Die Wege durch den Karameikos in Athen beispielsweise glichen in der späten Klassik Denkmalstraßen. Diese Reliefdarstellungen konnten sich auf die Figur des Verstorbenen beschränken oder den Verstorbenen auch mit Assistenzfiguren in einem szenischen Zusammenhang<sup>142</sup> zeigen. Manchmal sind in diesen Szenen die Verstorbenen von den Lebenden kaum zu unterscheiden. Fast immer ist der Verdienst und die Position des Verstorbenen, die er in der Gesellschaft inne hatte, durch Attribute näher bezeichnet. So werden Krieger mit Waffen und Kriegskleidung<sup>143</sup> gezeigt, in eine imaginäre Kampfeshandlung<sup>144</sup> verwickelt oder ein Seemann namens Demokleides sitzt sinnend im Bug seines Schiffes<sup>145</sup>. Das Grabmal soll hier also nicht nur erinnern, sondern auch ehren.

Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.284.

<sup>141</sup> Nur unterbrochen durch das "Gesetz des Demetrios" (auch "Grabluxusgesetz" genannt) in der Zeit Alexanders.

<sup>142</sup> z.B. Grabstele der Hegeso, Ende 5.Jahrhundert. Höhe 1,49m, Athen, Nationalmuseum. Abgebildet bei Fuchs, Werner: Die Skulptur der Griechen, München 1969. Abb.574.

<sup>143</sup> z.B. Stele des Aristion. Werk des Aristokles um 510. Höhe 2,40m. Athen, Nationalmuseum 29.

z.B. Krieger-Stele aus Pella, um 430. Höhe 1,725m. Istanbul, Archäologisches Museum 39. Beide abgebildet bei Fuchs, Werner: Die Skulptur der Griechen, München 1969. Abb. 555 bzw. 570.

<sup>144</sup> z.B. Grabmal des Dexileos. Marmor, 394. Höhe 1,75m. Athen, Karameikos Museum. Abgebildet bei Fuchs, Werner: Die Skulptur der Griechen, München 1969.

<sup>145</sup> Stele des Seemanns Demokleides. Nationalmuseum, Athen, abgebildet bei Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis

Dieselbe Aufgabe kommt ebenso, nun unabhängig vom tatsächlichen Begräbnisort, antiken Statuen von Philosophen, Dichtern und Rednern zu. Aus römischer Zeit kennt man Imperatorenstatuen, ferner Reliefs an Erinnerungsmonumenten und Sarkophagen. Die etruskische Kunst hielt an der lebensvollen, gelagerten Einzelfigur oder Paardarstellung fest. Das Moment der jenseitsgerichteten Vorsorge durch Erinnerung und Fürbitte ist der antiken Welt jedoch immer fremd gewesen.

Da das Christentum Darstellungen des menschlichen Körpers als sündige Hülle verteufelte und zunächst auch das „retrospektive oder erinnernde Prinzip“<sup>146</sup> ablehnte, mußte die figurliche Kunst ihre Ikonographie vollkommen verändern. Das ganze Mittelalter hindurch wurden Menschen vorrangig in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer Aufgabe innerhalb des göttlichen Heilsplans dargestellt. Das Denkmal in Form einer frei aufgestellten menschlichen Figur kannte das Mittelalter nicht. Hatte man dahingehende Ambitionen, war man, wie Heinrich der Löwe in Braunschweig, gezwungen, andere Wege der Selbstdarstellung zu wählen. Eine Ausnahme zeigt hier die Grabmalkunst, die durch massive Hinweise auf fromme Werke Heilsgewißheit zur Schau trägt und so zu denkmalgleichen Grabmälern führt. Die Monumentalität der liegenden Figuren<sup>147</sup> auf den mittelalterlichen Grabtumben läßt fast glauben, es handle sich ursprünglich um flachgelegte, vollplastisch Denkmäler<sup>148</sup>. Die eigentlich originäre mittelalterliche Grabmalsform war jedoch die schwach reliefierte Grabplatte.

Im frühen 15. Jahrhundert errang Claus Sluter in seinem Grabmal für Philipp den Kühnen in Champmol bei Dijon für seine Tumbenfiguren in Nischen Eigenständigkeit und Monumentalität, auch wenn sie im Klagegestus anonym bleiben<sup>149</sup> und immer noch in die Grabmals-architektur eingebunden bleiben. Einen weiteren Schritt zur Einzelfigur im Grabmalskontext geht das Grabmal für Philipp Pot, um 1480 aus Citeaux, heute im Louvre, bei dem monumentale Trauernde die Grabplatte auf ihren

---

<sup>146</sup> Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, S.43, Abb.38. Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, S.43.

<sup>147</sup> Ein gutes Beispiel ist das Grabmal des Erminold von Hirsau in St.Georg zu Prüfening bei Regensburg von 1283 und in St.Emmeram in Regensburg das Grabmal der Hemma um 1280.

<sup>148</sup> Panofsky (Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993 S.29) hat darauf hingewiesen, daß die Vorläufer in reliefierten Fußbodengrabplatten zu suchen sind, bei denen die Figur jedoch als stehend aufgefaßt ist und die im Laufe der Zeit an Plastizität gewann.

<sup>149</sup> z.B. Trauernder Mönch vom Grabmal Philipps des Kühnen.



Schultern tragen. Daß das Grabmal international diese Mittlerrolle zur Neuzeit übernimmt, zeigt auch das Grabmal de Luna in der Kathedrale von Toledo von 1489<sup>150</sup>.

Die Grabfiguren vom Grabmal der Isabella von Bourbon aus Antwerpen von 1474, heute im Rejiksmuseum Amsterdam, haben ihre Anonymität vollständig abgelegt: Die Verstorbene ist umgeben von Bildnissen der Familienangehörigen.

Die monumentale Sitzfigur wird z.B. von Giovanni Antonio Amadeo am Grabmal des Bartolommeo Colleoni in Bergamo aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts im direkten Rückgriff auf die Antike wiederbelebt.

Individuelle Stand- bzw. Sitzbilder setzen sich also zuerst in der Grabmalkunst durch. Dabei spielen Liegende oder Lagernde wie bei Bernardo Rossellino's Grabmal des Leonardo Bruni in S.Croce, Florenz, oder am Grab des Kardinals von Portugal in S.Miniato al Monte, Florenz, trotz ihrer traditionellen Form eine wichtige Rolle.

Erst nachdem die Reformation und der Humanismus mit der mittelalterlichen Darstellungswelt gebrochen hatte, wurden Ehrendenkmäler bedeutender Männer in Anknüpfung an die Antike wieder möglich. Die Entwicklung nahm ihren Anfang in der architekturgebundenen Skulptur<sup>151</sup> aus sepulkralem Kontext. Am Grabmal blieb andererseits auch die traditionellste Form, die „liegende Figur“ erhalten, auch wenn diese mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert manchmal von vornherein als stehendes Pfeiler- und Nischendenkmal konzipiert wurde. Das Grabmal Fürstbischof Scherenbergs von T.Riemenschneider im Würzburger Dom von 1496 vereint den altüberlieferten Figurentypus mit beeindruckendem Realismus und großer Lebendigkeit.

Aus dem Grabmal entwickelte sich seit der frühen Neuzeit, seit Humanismus und Reformation, das nicht mehr an den Begräbnisort gebundene, eigenständige und säkularisierte Personen-Denkmal. Der Weg führte über das mit dem Grabmal verbundene Reiterdenkmal<sup>152</sup> und Medaillenrelief zu Beginn des Cinquecento zum Standbild, wobei der Virgil in Mantua oder Michelangelos David noch wie mythologische oder biblische Metaphern behandelt werden. Die fortgeschrittene Renaissance erlaubt erstmals, im Rückgriff auf die Antike, Heroen des Geistes ein

---

<sup>150</sup> Am Ende dieser Entwicklung sieht Panofsky (Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, S.69) das Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche von Innsbruck.

<sup>151</sup> z.B. Jörg Syrlin d.Ä.: Büste des Vergil am Chorgestül des Münsters in Ulm. um 1470.

<sup>152</sup> z.B. Grabmal des Cangrande in Verona, Grabmal des Paolo Savinelli, Frarikirche Venedig oder auch das gemalte Beispiel des John Hawkwood von Paolo Ucello.

Denkmal zu setzen<sup>153</sup>. Wichtiger Mittler zwischen Grabmal und Denkmal wurden die Papstgräber in Rom. Das sitzende Majestas-Motiv z.B. finden wir bei Andrea Pollaiuolos Papstgrab für Innozenz VIII., vollendet 1498.

Andrea Calamechs Don Juan d'Austria von 1572 in Messina gilt als das „erste reine Standbild der Kunstgeschichte“<sup>154</sup>.

1621 wurde mit Hendrik de Kaysers Erasmus von Rotterdam das erste öffentliche Denkmal für einen Künstler errichtet. Diese Beispiele blieben jedoch vereinzelt. Nur in der Verbindung mit einem Grabmal fand die Denkmalsidee breitere Umsetzung.

In den folgenden zwei Jahrhunderten wurden in erster Linie den absolutistischen Herrschern Denkmäler gesetzt. Besonders das Reiterdenkmal und das Standbild wurde fester Bestandteil der staatstragenden Ikonographie. Zusammen mit mythologischen und allegorischen Denkmälern bildeten sie einen monotonen Formenschatz, der weder formal noch inhaltlich große Variationsmöglichkeiten zuließ.

Mit der Aufklärung empfand man, im Rückgriff auf Antike und Renaissance, ungekrönte Menschen aufgrund ihrer individuellen und intellektuellen Verdienste wieder für denkmalwürdig<sup>155</sup>. Der erzieherische Auftrag der Figur verdrängte ihren dekorativen und repräsentativen Wert. Geniekult für bereits Verstorbene löste mit dem Niedergang der vorrevolutionären Strukturen sowie der Säkularisation die Heiligen- und Monarchenverehrung früherer Jahrhunderte ab. Ein bedeutendes frühes Beispiel ist Houdons Voltaire in der Pariser Comédie française, der kurz nach der Französischen Revolution entstand. Schon hier zeigt sich ein Ansatz zur Erhebung des Profanen ins gleichsam Sakrale. Ebenso fand das Lessingdenkmal von 1794 in der Bibliothek von Wolfenbüttel oder auch das Denkmal für Winckelmann im Museum von Triest im profanen, öffentlichen Innenraum Aufstellung.

Mit die frühesten nicht-monarchischen Denkmäler im öffentlichen Raum in Berlin sind die preußische Generäle, die durch persönliche Leistungen glänzten und nach Bloch

---

<sup>153</sup> z.B. Ovid in Suloma, Livius in Padua.

<sup>154</sup> Replique in Regensburg von Peter Maier.

<sup>155</sup> C.L.Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst, 5 Bde., Leipzig 1779-1785, Bd.3, S.126ff: "Vorstellungen von Menschen, die wirklich gelebt haben, in der Gestalt, sie ihnen eigen war, und die so ganz ihren Charakter darstellt... Bildnisse der Männer, die mit uns zu einer Nation gehören, deren Zierde sie waren; Männer, denen wir Aufklärung, Freiheit, Wohlstand, Vergnügen verdanken...".S.a. Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in : Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.192.

„soldatische Varianten des Geniekultes“<sup>156</sup> wurden. Es folgten 1827 Schadows Lutherbildnis in Wittenberg, 1837 Thorwaldsens Gutenberg in Mainz, 1839 desselben Schiller-Denkmal in Stuttgart und 1840 wurde in Nürnberg Rauchs Dürerdenkmal enthüllt.

Ihre Bildsprache fand die Aufklärung im Klassizismus, ihren Ort in der von Hirschfeld beschworenen stimmungsvollen Natur: Wichtige außerdeutsche Vorläufer waren „Freundschafts- und Ehrenmonumente“, die im Englischen Landschaftsgarten aufgestellt wurden. Rousseaus Grab in Ermenonville hatte die Verbindung von Denkmal, Natur und Grab vorgebildet. 1790 wurde die von Hewetson geschaffene Leibnizbüste in einem Ehrentempel im Park von Hannover-Herrenhausen aufgestellt.

Der Deutsche Idealismus prägte einen Denkmalstil, der durch Christian Daniel Rauch das „Individuum und seine göltige Existenz, Realität und Idealität in Harmonie brachte“<sup>157</sup>. Der Konflikt zwischen Klassizität und realitätsnahem Genre, der noch Schadows Werk durchzieht, war vermittelt. Inbegriff dieser Denkmalkunst wurden Denkmäler wie Ernst Rietschels Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar von 1857.

Parallel zum öffentlichen Personen-Denkmal, das man das zentrale Thema der Bildhauerei des 19. Jahrhunderts nennen darf, vollzog sich auf den Friedhöfen Mitteleuropas eine simultane Entwicklung, die dieses, vom Idealismus, Humanismus und bürgerlicher Emanzipation geschaffene Menschenbild auch in der Sepulkralkultur präsentiert.

Mit der Romantik erfuhr das Denkmal eine breitere Öffentlichkeit und erhielt durch die Freiheitskriege eine patriotische Komponente<sup>158</sup>. Es wurde durch die nationale Frage

---

<sup>156</sup> Bloch, P.: Denkmal und Denkmalkult, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.195.

Man beachte die Zählebigkeit dieser Ikonographie: Auch Generalfeldmarschall von Moltke erscheint am Ende des Jahrhunderts als oberster Militär des Kaiserreiches wie ein Repräsentant bürgerlicher Tugenden, s. Müller, H.: Krieg und Tod als Mittel der Politik - Denkmäler für Politiker, Feldherren, Gefallene, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.249.

<sup>157</sup> Bloch, P.: Denkmal und Denkmalkult, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.197.

<sup>158</sup> Goethe rügt 1800 in den Propyläen unter "Flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland" die für seinen Geschmack zu prosaische Vaterlandstümelei: "Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, das

zum breitenwirksamen Identifikationsobjekt. Die herausragenden offiziellen Denkmalschöpfungen dieser Gesinnung sind Schinkels Kreuzbergdenkmal, der mit der Sprache der Gotik ein altdeutsch interpretiertes Mittelalter beschwört, sowie Klenzes Befreiungs-halle in Kehlheim a.D.. Nicht mehr Fürsten und Feldherren, sondern dem Gedenken an die Gefallenen und an das Volk sind diese Gedenkmonumente geweiht: „Das Volk ist Täter der denkwürdigen Tat.. und Adressat seiner Kult- und Erziehungsidee.“<sup>159</sup>

Die siegreiche „Volkserhebung“ gegen Napoleon hatte aber auch einzelne verdiente Bürger denkmalwürdig werden lassen. Diesen „Heroen“, meist mit lokalem Bezug, wurden in den Kommunen, weitgehend unabhängig von staatlicher Einflußnahme, Denkmäler gesetzt<sup>160</sup>. Diese boten den lokalen Künstlern neben der Grabkunst ein willkommenes Betätigungsfeld. Sämtliche Formen des Denkmals wurden zu Ehrung Bürgerlicher verwandt. Nur das Reiterstandbild konnte seine traditionelle, landesherrliche Exklusivität bewahren, zuerst der Hauptstadt vorbehalten, wurde sie später in die Provinzen exportiert. Die Zugehörigkeit des Rheinlandes zum preußischen Königreich wurde mit Denkmalenthüllungen zu Jubiläen als einer Art Dankbarkeitsbekundung gefeiert<sup>161</sup>.

Aber weder das patriotische noch das idealistische Denkmal waren von langer Dauer. Das Denkmal des Biedermeier lebt seine Vorliebe für genrehafte, Realismus betonende Portraitstand- (oder Sitz-) bilder und zeigt in Fülle Menschen des Dritten Standes: Universitätsprofessoren, Ärzte, Dichter, Unternehmer.

Bürgerliche Denkmäler wurden ganz unterschiedlich motiviert errichtet, haben jedoch fast immer einen engeren lokalen Bezug. Aber in jedem Fall zeigt sich, wie ernst die Auftraggeber und Künstler ihre Aufgabe nahmen. Man kann

<sup>159</sup> allgemein Menschliche durch Vaterländisches verdrängt...“ Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in : Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.208.

<sup>160</sup> z.B. Arndt Denkmal in Bonn, Alter Zoll.  
Vgl. Bloch, P.: Heroen der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Zierbrunnen und „freie“ Kunst, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.287: „..verengt.. das Vorbild des exemplarischen Menschen auf die politische Funktion eines über dem Rhein wachenden Rufers gegen den französischen 'Erbfeind'“.

<sup>161</sup> Trier, E., Puls, M.: Berlin und die Rheinlande. Tendenzen und Konstellationen, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.141.

durchaus von einem dringenden Anliegen weiter Bevölkerungsschichten reden.

Ein neues, dynamisches Menschenbild schuf erst Reinhold Begas: Leidenschaft, Sinnenfreude, Dynamik und Kampfgeist kennzeichnen das Pathos seiner Figuren und beschwören einen neuen Geniekult<sup>162</sup>.

Als während der Regierungszeit Wilhelms II. Begas Kunst zur Reichskunst avancierte, verband sich dieses extrovertierte Menschenbild mit dem Glanz der Macht. Das Pathos der Wilhelminischen Epoche, das sich in der Sprache des Neobarock artikulierte, hatte die leiseren Töne des Ethos des Deutschen Idealismus endgültig überstimmt. Die Folge war nach 1870 eine Schwemme von nationalmonarchischen Denkmälern im ganzen Reich, die im engsten Zusammenhang mit der Kunst der Hauptstadt standen. Diese erzeugte stereotype Formelhaftigkeit und überregionale Erstarrung. Typisch rheinische Eigenart ist in der Denkmalkunst dieser Jahre kaum auszumachen. „Diese Denkmäler sind immer weniger individuelle Denkmäler des dargestellten Monarchen, sie sind vielmehr Denkmäler des fürstlichen Berufs, Denkmäler der Monarchie als Regierungsform, und dann auch Denkmäler der Nation“<sup>163</sup>. Diese sind im kommunalen Rahmen oft „demonstrative Loyalitätsbekenntnisse eines Bürgertums, das sich mit der Kaiser- und Reichsidee identifiziert, weil es dieser Idee den Ausbau seiner gesellschaftlichen Stellung verdankt“<sup>164</sup>. Das triumphale Kaiserbildnis war und blieb aber vor allem das traditionelle, unnahbare Sujet der Großplastik. Im Extrem wird die Gestalt des Kaisers zur „quasi mystischen Devotionsfigur“<sup>165</sup>. Nicht der vorbildliche Mensch, sondern der Übermensch soll vorgeführt werden. Ein neuer „Idealismus“, der durch reines Deutschtum zu „höchsten Höhen“ führen sollte, wurde gegen die bedrohlichen Tendenzen der Zeit vorgeführt. „Idealismus und Sammlung sind bürgerlich antisozialistisch gemeint, das Denkmal, das alle die angerufenen Werte symbolisieren soll, ist auch und gerade gegen die „vaterlandslosen Mächte“... gebaut.“<sup>166</sup>

---

<sup>162</sup> z.B. Gustav Eberlein: Goethe, 1902, Rom.

<sup>163</sup> Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in : Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.197.

<sup>164</sup> Vomm, W.: Denkmäler für Herrscher, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980 Plastik, S.219.

<sup>165</sup> Vomm, W.: Denkmäler für Herrscher, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.220.

<sup>166</sup> Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in : Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S. 218.

Durch diese Flut der Formen verwässerte sich auch die Botschaft der Denkmäler. Die Darstellung des Individuums, die ihren Ursprung in der Aufklärung hatte, verlor in der gewandelten Gegenwart ihre Existenzberechtigung. Das Ergebnis war die sinnentleerte Chiffre<sup>167</sup>.

Verlust der Vorbildhaftigkeit und Identitätsbildung bedingte das Ende des Denkmals im Sinne des 19. Jahrhunderts. Der eigentliche Zweck künstlerischer Gestaltung, von dem das Jahrhundert ausgegangen war, der „hinter den Grenzen des Individuum das unbegrenzte Allgemeine ahnen läßt“ und die „Beziehung zwischen natürlichem Kosmos und menschlichem Ethos“<sup>168</sup> sichtbar macht, existierte nicht mehr. Die Nation, die nun Thema der vielen Nationaldenkmäler war, hatte nicht mehr die Kulturnation, sondern die Kampf-, Schicksals- oder Opfergemeinschaft zum Thema.

Neben diesen Verirrungen, die zum Nationaldenkmal der späten Kaiserzeit führten, fand das Denkmal um die Jahrhundertwende durch die Wendung weg vom konkret persönlichen Denkmälern zu neuen Aufgaben, die wieder näher zum Grabmal führten. Hildebrand, Tuailon oder Lederer waren die maßgeblichen Erneuerer innerhalb der akademischen Tradition. Sie schufen eine Gruppe von Denkmälern, die im öffentlichen Raum Tugendhaftigkeit und Körperlichkeit in Chiffren darstellt. Ein wichtiges Beispiel im rheinischen Raum ist Nikolaus Friedrichs „Tauzieher“, der 1911 am Kölner Rheinauhafen Aufstellung fand. Aus dem Kreis der Sezession führte diese Entwicklung zum Arbeiterdenkmal. Eine analoge Entwicklung ist in der

---

<sup>167</sup> Zum Sinn des Denkmals im 19. Jahrhundert, Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.194:  
 „..Das Denkmal ist mehr als es selbst; was dargestellt wird, steht nicht für sich selbst, sondern vertritt, repräsentiert etwas, und zwar so, daß Repräsentierendes und Repräsentiertes nicht identisch sind. Das Denkmal verweist in seiner begrenzten Gestalt auf ein Unbegrenztes - ja Unendliches, in seiner Sichtbarkeit auf ein Unsichtbares, in seiner Bedingtheit auf Unbedingtes, in seiner Individualität auf ein Allgemeines, auf eine Idee, es hat formal eine sich selbst transzendierende Struktur, es hat Verweisungscharakter.... Die Idee des Denkmals vollendet sich erst in der Einstellung des Betrachters.... Verweisung und Anspruch also konstituieren wechselseitig das Denkmal..“.

<sup>168</sup> Clausen, R.: Zur Philosophie des Denkmals. Anlässlich eines Streites um eine nationale Mahn- und Gedenkstätte. in: Vergänglichkeit und Denkmal, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.174.

Sepulkralkultur der ausgehenden Kaiserzeit zu erkennen. Hier formieren sich aber auch, ähnlich zur offiziellen Bildhauerei, reformorientierte Kräfte.

## VI. Die Schöpfer der Grabmäler:

### Künstler, Handwerker und Industrie

Die Mehrzahl der Grabmäler in der ersten Jahrhunderthälfte ist von ortsansässigen Steinmetzen und Bildhauern gefertigt. Für Düsseldorf waren die Firmen Lode und Meinardus von Bedeutung. Da aber die verschiedenen Werkstätten nach denselben Vorlagebüchern arbeiteten, ist es schwer, ohne Signatur zuzuordnen. Gutgehende, anerkannte Betriebe lieferten auch in die umliegenden Städte. Manche Bildhauer arbeiteten nur in einer Stilrichtung, andere sowohl in klassizistischer als auch neogotischer Manier. In Köln war durch die örtliche Domwerkstatt eine besondere Affinität zur Gotik gegeben. Die Dombaumeister Zwirner, Statz und Schmidt entwarfen unter dem Einfluß der Domvollendung architektonische Grabmäler, die auf der Dombaustelle beschäftigten Bildhauer (Stephan, Mohr, Fuchs, Renard, u.a.) schufen Grabskulptur.

In der Universitätsstadt Bonn war die Verbindung zur Berliner Bildhauerschule besonders stark. Auf dem Alten Friedhof finden sich sowohl Grabmäler von Berliner Künstlern (Schinkel, Rauch) als auch solche, die Bildhauer schufen, die in Berlin ihre Ausbildung erhalten hatten (Afinger, Cauer).

Erst nach der Reichsgründung kam es in vermögenden Kreisen des Rheinlandes in Mode, auswärtige Künstler zu beschäftigen. Ein prominentes Beispiel ist die Familie Krupp, die nach dem Tode des Firmengründers 1887 den Münchner Akademieprofessor Otto Lang beauftragte.<sup>169</sup>

Die Propagierung des Handwerks war wichtiger Bestandteil der katholischen Erneuerungsbewegung. Aus der Ablehnung der Kunstindustrie heraus wurden die Aufgaben christlich-handwerklicher Kunsterzeugnisse formuliert. In streng denkenden Kreisen der Bewegung galt dies natürlich neben der sakralen Kunst auch für die Sepulkralkultur. Modernen Entwicklungen des Industriezeitalters wollte man keine Handhabe einräumen. 1857 schrieb das Organ für christliche Kunst: „... Mag immerhin die Industrie unserer Zeit im gesellschaftlichen Leben eine gewaltige Macht bilden, auf dem

<sup>169</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.415-418.

Gebiete der Kirche müsse der christlichen Kunst der Sieg verbleiben. Die Kunstindustrie, wie die Industrie überhaupt basiert auf der Macht des Geldes, der die Massen des Volkes unterworfen sind und der Tausende nachjagen....“<sup>170</sup>

Erzeugnisse der Bildhauerkunst in der Provinz, die sich mit denen Berlins messen konnten, boten sich auch mangels neuer Aufgaben nicht an. Erste Importe hauptstädtischer Kunstwerke gelangten erst später in die Provinz und waren auch meist von bescheidenerer Dimension. Skulptur war meist architekturgebunden und „stellte in gewissem Sinne ein kunstindustrielles Produkt dar“.<sup>171</sup>

Die Herstellung von Grabmälern lag während des 19. Jahrhunderts nicht einheitlich bei einer Berufsgruppe. Zu Beginn wurden die noch schlichten Grabzeichen von Metzern und Steinhauern gefertigt. Mit zunehmender Ornamentik und komplizierterem Aufbau ging die Herstellung auf Bildhauer über, die spezialisierte, aber handwerklich organisierte Werkstätten betrieben. Eine nicht unerhebliche Anzahl an Grabmälern stammt von freischaffenden Bildhauern, die neben Denkmälern und anderen Skulpturen ebenso Grabmäler schufen. Aber auch Architekten und Maler lieferten Entwürfe für Grabmäler, die dann von spezialisierten Werkstätten ausgeführt wurden. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts gewann die industrielle und serielle Fertigung an Übergewicht.

Die Friedhöfe der Gründerjahre, die sich wie alle anderen Bereiche des Lebens dem Einfluß der Industrialisierung nicht entziehen konnten, wurden mit dem Aufkommen serieller Dekoration immer monotoner und mancher Zeitgenosse sprach von kulturellem Verfall der Sepulkralkultur. Anscheinend konnte die „geistige Verarbeitung mit dem rasanten technischen Fortschritt nicht Schritt“<sup>172</sup> halten.

Durch neue Herstellungsverfahren und gesellschaftliche Veränderungen entwickelten sich neue Grabzeichen. Das Repertoire der Grabsteine wurde erweitert durch schmiede- und gußeiserne Erzeugnisse, Terrakotten<sup>173</sup>, Porzellan, Galvano,

---

<sup>170</sup> Organ für christliche Kunst, 1857, S.283.

<sup>171</sup> Trier, E., Puls, M.: Berlin und die Rheinlande. Tendenzen und Konstellationen, in Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.146.

<sup>172</sup> Boehlke, H.-K.: Umgang mit historischen Friedhöfen in: Umgang mit historischen Friedhöfen, Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, Bd.3, hrsg. von H.-K.Boehlke, Kassel 1984, S.9.

<sup>173</sup> Im Berliner Raum war in der Herstellung von Terrakotten ab den 50er Jahren die Marchsche Tonwarenfabrik führend, s. „O ewich is so lank“, Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg,



Zinkguß und andere Techniken<sup>174</sup>. Das breitgefächerte kommerzielle Angebot erstreckte sich vom vollständigen Grabmonument bis hin zu kleinen Ornamenten. Die Stilfülle bezeugt das Streben des Bürgertums, den neuen Wohlstand und die erreichte Stellung auch im Bereich des Friedhofs zu dokumentieren.

Die preisgünstige Katalogware galt vor allem bei Minderbegüterten als beliebter Grabschmuck. Wegen ihrer zum Teil geringeren Witterungsbeständigkeit und der Tatsache, daß sie zumeist auf Grabstellen mit kürzerer Belegzeit standen, sind sie heute nur noch selten erhalten.

Bedeutend unter den deutschen Gießereien war gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Württembergische Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen. 1890 kaufte die WMF die galvanoplastische Kunstanstalt in München auf und eröffnete in Berlin eine Filiale<sup>175</sup>. Der Schwerpunkt der Produktion lag neben Krieger- und Kaiserdenkmälern auf Sepulkralplastik. Die internationale Verbreitung Geislinger Produkte war geradezu erstaunlich: Sogar ein Denkmal des Königs von Thailand wurde dort gegossen, die Friedhofsplastiken lassen sich in weiten Teilen Europas finden<sup>176</sup>. Produkte aus Geislingen sind meist leicht an der am Sockel befestigten Plakette mit der Aufschrift „Galvanoplastische Kunstanstalt Geislingen-St.“ zu erkennen.

Marktführer in Herstellung und Verkauf figürlicher Plastik Berliner Bildhauer war jedoch um die Jahrhundertwende die „Bronzegießerei Gladenbeck“ in Berlin, die 1888 als Aktiengesellschaft gegründet worden war.

Aber auch die WMF reproduzierte in erster Linie Werke Berliner Künstler. Dabei kann man Unikate für den Raum Berlin, Unikate für andere Städte im Kaiserreich und Serienware aus Sortimentskatalogen unterscheiden. Solche Sortimentskataloge wurden 1904 und 1909 herausgegeben.

Dafür kaufte die Firma von einem renommierten Bildhauer ein Original, manchmal auch in mehreren Variationen und reproduzierte es in verschiedenen Größen und Materialien. Die Mehrzahl der Entwürfe der WMF stammte von dem Bildhauer Hans

Berlin 1987, S.85.

<sup>174</sup> Reproduktionen aus witterungsunbeständigen Materialien, z.B. Steinpappe, wurden in erster Linie als Zimmerdekorationen verwendet.

<sup>175</sup> Der Schwerpunkt der Herstellung blieb in Geislingen. In Berlin, München und Frankfurt wurden Filialen bzw. Depots eröffnet, in denen Agenten die reichsweite Vermarktung betreiben sollten.

<sup>176</sup> Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.325.

Dammann (1867-1942)<sup>177</sup>. Einige Figuren wurden mehrere Jahrzehnte vertrieben, oft griff man auch auf Entwürfe von vor der Jahrhundertwende zurück.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts richtete die WMF eine hauseigene Gipsformerei ein. Nun arbeiteten festangestellte Bildhauer direkt im Werk und ausschließlich für die Firma.

Folge dieser Herstellung und des überregionalen Vertriebs war eine Vereinheitlichung der Friedhofskultur und eine ästhetische Abnutzung durch Wiederholung. Wie aus der Buchführung der Firma hervorgeht, versuchte man diesem Problem so zu begegnen, daß man Plastiken nur einmal auf jeden Friedhof, auf große Anlagen höchstens dreimal lieferte. So bewahrte sich trotz Serienproduktion das Grabmal einen Hauch von Einmaligkeit.

Gegen Ende des Jahrhunderts war die Galvanotechnik in industrieller Herstellung so ausgereift, daß sie in der Öffentlichkeit wie in der Künstlerschaft große Wertschätzung erfuhr. Der Berliner Bildhauer Gustav Eberlein schrieb 1897 an die Galvanoplastische Kunstanstalt Geislingen: „Auf ihren Wunsch und eigenen Antrieb teile ich ihnen mit, daß ich das mir gelieferte Reiterstandbild... in Galvano-Niederschlag vortrefflich ausgeführt finde... Durch die bedeutende Metallstärke und die außerordentlich genaue Wiedergabe meines Modells ist dem Denkmal für mich ein großer Vorzug verliehen. Es wird künftig möglich sein, für kleinere Städte in dieser Technik mit bescheidenen Mitteln Monumente herzustellen, die allen, auch den bedeutendsten künstlerischen Ansprüchen, genügen werden.“<sup>178</sup>

Trotzdem haftete an der Galvanoplastik das Manko der fehlenden Originalität. Dies betraf vor allem den Bereich der repräsentativen Skulptur für das Herrscherhaus. Also verfügte Wilhelm II. am 17. Juni 1898, Denkmäler für Mitglieder des Herrscherhauses dürften nur noch neu geschaffene Originale, keine wiederverwendeten Vorlagen sein. Noch im gleichen Jahr wurde der Originalitätskult auch auf die breitere Öffentlichkeit übertragen, denn der preußische Kultusminister

---

<sup>177</sup> Die Arbeiten nach Hans Damman wurden 1921/22 in einem Sonderprospekt zusammengestellt, S. Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in : Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S. 331.

<sup>178</sup> Zitiert nach Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in : Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.325. Ähnlich äußerte sich auch Emil Cauer 1902.

erließ ein generelles Verbot der Herstellung von Monumenten aus „minderwertigem Material, wie Galvanobronze usw., sowie gegen die fabrikationsmäßige Ausnützung vorhandener Modelle“<sup>179</sup>. Der prosperierende Industriezweig opponierte vehement gegen diese Gesetzgebung. 1902 wurde das Verbot aufgehoben und auch Neuschöpfungen in Galvanotechnik für das Kaiserhaus erneut zugelassen.

Die Galvanoplastik erlaubte erstmals serielle Reproduktion bei niedrigen Preisen trotz guter Qualität und Wetterbeständigkeit.<sup>180</sup>

Trotzdem legte man in Gutachten wert darauf, daß sich die Galvanoplastik in nichts von getriebenem Kupfer unterscheide.

Die überwiegende Zahl der seriell hergestellten Katalogware wies christliche Motive auf, oder zumindest Motive, die christlich interpretiert werden konnten. Dies gilt für Galvanos wie für Bisquit-Porzellan und Terrakottaplastiken. Inhaltlich variierten die Darstellungen bisweilen nur gering<sup>181</sup>. Motive mit Devotionalcharakter wie Christus am Kreuz mit oder ohne Assistenzfiguren sind jedoch in katholischen Gegenden häufiger anzutreffen als auf Friedhöfen mit vorwiegend protestantischer Bevölkerung. Dort bevorzugte man mehr Figuren mit allgemeingültigeren Aussagen. Die Größe der Grabfiguren reichte von ca. 80 cm bei Kinder- oder Puttendarstellungen, bis 2,20m bei aufrecht stehenden Figuren. Es war so möglich, zu jeder Grabarchitektur auch die passende Skulptur per Katalog zu bestellen. Ohne die notwendige Grabarchitektur mußte man 4700 und 11400 Mark für ein Galvano investieren. Der Preis der Skulpturen war nicht ausschließlich von der Größe und dem Materialaufwand abhängig. Figuren, die in größeren Auflagen hergestellt wurden, konnten auch günstiger abgegeben werden<sup>182</sup>.

---

<sup>179</sup> Zitiert nach Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in : Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.328.

<sup>180</sup> Zur Herstellungstechnik s. Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in : Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S. 325.

<sup>181</sup> Beispiele: "Frauenfigur kniend mit Mohn", "Frauenfigur Blumen streuend", "Frauenfigur mit Lorbeer und Blumenkranz" "Frauenfigur mit Schleier" oder "Jüngling mit Fackel" "Männerfigur, kniend mit Fackel"..

<sup>182</sup> Lurz, M.: Erhalt der Aura trotz technischer Reduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF, in : Ethos und Pathos,

Bei Eisenguß läßt sich die Herstellerfirma meist nur anhand der Gußzeichen feststellen. Im Rheinland konnte diese Technik auf eine fast 200jährige Tradition zurückblicken. Bedeutend blieben bis zum Ersten Weltkrieg die gußeisernen Grabkreuze der Sayner Hütte, die vor allem auf Reihengräbern aufgestellt wurden.

Zinkguß als Material monumentaler Werke war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „unhistorisches Material“ verpönt. Allein der Eisenguß galt als „patriotisch“. Im nationalen Enthusiasmus der Befreiungskriege und der Parole „Gold gab ich für Eisen“ hatte Schinkel ab 1818 sein Kreuzbergmonument von der Berliner Eisenkunstgießerei ausführen lassen<sup>183</sup>. Dies änderte sich jedoch, als August Kiß' monumentale Zinkguß-„Amazone“<sup>184</sup> 1851 auf der Londoner Weltausstellung internationalen Erfolg hatte.

Am Ende des Jahrhunderts wurde die Technik des Wachsausschmelzverfahrenes im Bronzeguß wiederaufgenommen. Die Aura der Tradition durch die Wiederbelebung einer Technik, die in Antike und Renaissance Meisterhaftes gebracht hatte, und die Möglichkeit einer lebendigen Oberflächenmodellierung führten diese Technik auf einen neuen Höhepunkt<sup>185</sup>.

---

Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.332.

<sup>183</sup> s. Lauer, Rolf: Die Skulptur des 19. Jahrhunderts am Kölner Dom, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980., S.15.

<sup>184</sup> In der Geißschen Gießerei in Berlin gefertigt, s. Rupp, G.: Gips, Zink und Bronze. Berliner Vervielfältigungsfirmen im 19. Jahrhundert, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, Beiträge, S.323.

<sup>185</sup> Rupp, G.: Gips, Zink und Bronze. Berliner Vervielfältigungsfirmen im 19. Jahrhundert, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, Beiträge, S.345.

## VII. Zur Stildiskussion allgemein und in Bezug auf Grabkunst

Jede Untersuchung zur Kunst des 19. Jahrhunderts muß sich mit Stilfragen befassen, die das ganze Jahrhundert hindurch in unterschiedlichster Weise erörtert wurden und die Gemüter erhitzten.

Auch in Bezug auf die Sepulkralkultur lassen sich mehrere Phasen unterscheiden, in denen in unterschiedlicher Weise argumentiert wurde. Generell war die Sepulkralkunst des 19. Jahrhunderts natürlich historistisch, wie andere Kunstäußerungen der Zeit auch. In unterschiedlichster Weise rezipierte sie die Kunst anderer Völker und anderer Epochen<sup>186</sup> - in vieler Hinsicht freier als monumentale Architektur. Der Historismus des 19. Jahrhunderts war aber nicht nur eine Art zu bauen: Historisches Denken, Gestalten und Handeln kennzeichnete das Jahrhundert in all seinen Bereichen. Die Vergangenheit sollte erforscht werden und dann Maßstäbe und Lösungen für aktuelle Probleme zur Verfügung stellen. Mit der Wahrung von Kontinuität und Tradition, der Übernahme althergebrachter Traditionen und der Auswertung historischer Ergebnisse wollte man die Zukunft gestalten. Dabei zeigte sich schnell, wie der theoretische Anspruch in der Kunstpraxis unterschiedlich umgesetzt wurde: zu unterscheiden ist ein akkumulierender, vermengender und nachahmender Eklektizismus von einem künstlerisch-kreativ motivierten, Vorbilder frei verarbeitenden Historismus<sup>187</sup>.

Für die bürgerliche Grabkunst muß im Auge behalten werden, daß Mitteleuropa, abgesehen von hervorgehobenen Beispielen in Kirchen und Kapellen, auf Friedhöfen keine ausgeprägte breite Tradition aufweisen konnte. Die Gräber der meisten Menschen waren mit einfachen Holzkreuzen oder in besseren Kreisen mit Metallkreuzen oder Steinstelen bezeichnet. Dies war durch die kurzen Belegzeiten der Kirchhöfe bedingt, die aufwendige Grabmale widersinnig erscheinen ließen. Die im betrachteten Zeitraum neugestellte Frage „In welchem Stile sollen wir unsere Grabsteine errichten?“<sup>188</sup> mußte sich daher an Entwicklungen orientieren, die außerhalb der Friedhöfe lagen.

---

<sup>186</sup> 1797 erschien der erste Band des Stischwerks "Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen", s. Zacher, I.: Düsseldorf Friedhöfe und Grabmäler, Begräbniswesen und Brauchtum im 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1982, S.93.

<sup>187</sup> Parallele dazu in der Berliner Malerei: Maler von Karl Steffek bis Anton von Werner, die vorhandene Tendenzen ausschließlich anwendeten und eigenständig verarbeitende Künstler von Blechen bis Liebermann.

<sup>188</sup> Vgl. H.Hübsch: In welchem Style sollen wir bauen?, 1828. Auch in England gab es eine Stildiskussion, die Sir George Gilbert Scott 1835 "battle of styles" nannte, s. Dolgner,

Grundlage dafür, daß sich auf den rheinischen Friedhöfen im 19. Jahrhundert eine Vielfalt entwickeln konnte, war die grundlegende Reformierung des Friedhofswesen in der Zeit der französischen Besetzung. Natürlich kam durch das Vorbild Wiens und Paris auch in allen anderen Bereichen Europas eine Reformierung in Gang. In linksrheinischen Gebieten aber kam die französische Gesetzgebung am unmittelbarsten zum tragen<sup>189</sup>.

Wesentlich für den Umgang mit den verschiedenen Stilen war, jenseits eines formal-ästhetischen Interesses, die Auffassung von Kunst im Dienste und als Träger einer bestimmten Idee und von der sog. Charakterlehre der Stile. Letztere hatte ihren Ursprung in der Gartenkunst, mit Wirkung in Deutschland erst Ende des 18. Jahrhunderts<sup>190</sup>. Der Charakter eines jeden Stiles machte ihn für spezielle Bauaufgaben prädestiniert, nicht jede Beliebigkeit war erlaubt: So galt der ägyptische Stil als besonders erhaben, die mittelalterlichen Stile als romantisch und sakral, der griechische Stil als rein und edel, der römische als prächtig, Exotika erschienen für ländliche Parkgebäude besonders geeignet. Wichtig war auch, daß die Architektur der Umgebung nicht widersprach und Alter, Stand sowie Temperament seines Besitzers widerspiegelte<sup>191</sup>.

Im 18. Jahrhundert waren die historischen Kenntnisse vergangener Epochen enorm erweitert worden, und man hatte erkannt, daß in vergangenen Zeiten unter bestimmten soziologischen, politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten unterschiedliche Kunst entstanden war. Da man das eigene Jahrhundert als Umbruch, instabil und künstlerisch unfruchtbar empfand, lag es nahe, diese Desiderate mit Ideen und Formen aus der Vergangenheit füllen zu wollen. Stilarchitektur wurde

Dieter: Historismus: dt. Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993 S.10. Im Landschaftsgarten herrschte in England jedoch ein Nebeneinander.

<sup>189</sup> Linksrheinische Friedhofsgründungen während der Franzosenzeit:

Neuss, Friedhof vor dem Niedertor 1804

Trier, Städtischer Friedhof 1808

Köln, Melaten 1810

Aachen, Friedhof am Adalbertssteinweg 1812

Krefeld, Friedhof vor dem Westtor (Stadtgarten) 1814

<sup>190</sup> J.G.Grohmann: Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, um Gärten und ländliche Gegenden sowohl mit geringem als auch Großem Geldaufwand, nach den originellesten Englischen, Gothischen, Sinesischen Geschmacksmanieren zu verschönern und zu veredeln, Leipzig 1796-1806.

<sup>191</sup> Vgl. K.Schäffer: Ideen aus den Skizzen eines Architekten zum Gebrauch für Künstler und Freunde der Kunst zum Studium und zur Ausbildung. Erste Sammlung, Leipzig 1806, S.2f. Für einen Melancholiker wäre ein neogotisches Landhaus in einem romantischen Tal angemessen gewesen.

zum Bedeutungsträger, zum Symbol für Geschichte, Kultur, Religion, Nation, Dynastie oder bürgerliche Freiheit. Berühmt geworden sind in diesem Zusammenhang Sempers Worte: „Wie großes Unrecht tut man uns Architekten mit dem Vorwurf der Armut an Erfindung, während sich nirgend eine neue weltgeschichtliche, mit Nachdruck und Kraft verfolgte Idee kundgibt. Vorher sorgt für einen neuen Gedanken, dann wollen wir schon den architektonischen Ausdruck dafür finden. Bis dahin begnüge man sich mit dem Alten.“<sup>192</sup> Die führenden Architekten wie Schinkel, Semper und Hübsch versuchten unter Wahrung des architektonischen Erbes und der Kontinuität der Traditionen sowie Anwendung von Veränderungen der Gegenwart, die Baukunst weiterzuentwickeln. Ihr Ziel war es, dem neuen bürgerlichen Zeitalter auch eine entsprechende Kunst geben zu können. Schinkels Überzeugung war es beispielsweise, man könne Gotik und Antike zu einem Stil verschmelzen<sup>193</sup>. Einen Versuch, dies in der Baupraxis umzusetzen, hatte schon ab 1783 Friedrich Dauthe beim Umbau der spätgotischen Hallenkirche S.Nicolai in Leipzig unternommen. Später wurde in der Sepulkralkunst des 19.Jahrhunderts diese Vermischung sehr gängig.

Die Diskussion, welcher Neo-Stil der zeitgemäße sei, ging von zwei unterschiedlichen Ansätzen aus: während die einen konstruktiv argumentierten und dabei große Hoffnungen in die veränderte Bautechnik und ihre Anwendung in der Stilbaukunst setzten, stand für die meisten Theoretiker die ideal-ästhetische Seite im Vordergrund.

Die erste Jahrhunderthälfte war geprägt von einem unversöhnlichen Dualismus zwischen klassischen (Antike, Renaissance) und mittelalterlichen (Gotik, Romanik) Stilen. Generell löste sich dieser erbitterte Konflikt um/nach der Jahrhundertmitte zugunsten eines Pluralismus mit freier Verfügbarkeit auf. Das Suchen der Architekten nach dem Einheitsstil des Jahrhunderts, nach Individualstil oder Nationalstil hatte sich als Illusion herausgestellt. Alle Stile waren in unterschiedlichster Weise inhaltlich belegt worden, in neuen Konstruktionsmöglichkeiten ausgeführt und international verwendet worden. Tradition und Neuerung hatten sich arrangiert, ergänzt und durchdrungen. Nur im Rheinland, wo die Neogotik in Verbindung mit Neokatholizismus eine starke politische Interpretation erfahren hatte, blieb der Dualismus konfliktbeladen und langanhaltend.

---

<sup>192</sup> Zitiert nach Dolgner, Dieter: Historismus. Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993, S.9.

<sup>193</sup> "...das Gute der gothischen Bauart beybehalten, und darauf gleichsam die griechische Architektur pfropfen..", Francesco Milizia, Grundsätze der bürgerlichen Baukunst, 3 Bde. Leipzig 1784-86, italienische Erstausgabe 1781, Bd.2, S.353.

### **Klassizismus**

Neben die alte Tradition flacher barocker Stelen zog am Anfang des Jahrhunderts der Klassizismus auf die Friedhöfe ein, obwohl er in der Architektur, von Schinkel und Klenze dominiert<sup>194</sup>, schon in seine Spätphase eingetreten war. Zu Beginn der klassizistischen Architektur hatte die wissenschaftliche Kenntnis der antiken Architektur als Rezeptionsgegenstand nur eine geringe Rolle gespielt. Quelle war vielmehr der Palladianismus in England und der klassizistisch-strenge Barock in Frankreich. In Deutschland setzte sich um 1790 der Hochklassizismus entgeltig durch. In der französischen Einflußzone kam es zu vermehrter Bautätigkeit, in Preußen wurde wegen der politischen Umstände während der Koalitionskriege kaum gebaut.

Obwohl Lessing sich in seiner Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ mit der antiken Darstellung des Todes auseinandergesetzt hatte, trat der Klassizismus erst verspätet in die Sepulkralkultur ein. Diese Verspätung ist zum einen dadurch zu erklären, daß der Friedhof als kommunale Zweckeinrichtung zunächst keinen Anreiz für aufwendigere Grabsteine bot. Außerdem waren Grabmäler auf vielen Friedhöfen erst einmal verboten oder nur eingeschränkt erlaubt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Orientierung an antiken Originalen wesentlich. Ausgrabungsberichte, Architekturaufnahmen wie die von Stuart und Revett und immer noch die graphischen Sammlungen Piranesis waren vorbildhaft. Außerdem kamen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine Vielzahl junger Künstler nach Rom, um die antiken Reste zu studieren. Antike Kunst war bis zum Ende der griechischen Befreiungskriege hauptsächlich in der römischen Ausformung bzw. in der großgriechisch- unteritalischen Form rezipierbar. Erstere verband sich im Laufe des Jahrhunderts zu einem prächtigen, antik motivierten Renaissancismus, letztere kam schon in der Revolutionsarchitektur<sup>195</sup> zum Tragen: beides

---

<sup>194</sup> Während der Befreiungskriege hatte auch Schinkel sich zunehmend mit Gotik befaßt. Zwar sind seine gotischen Entwürfe kaum ausgeführt worden, ihre utopische Wirkung als nationale Architektur war jedoch groß. Die Auseinandersetzung mit Konstruktions- und Formprinzipien der Gotik kennzeichnet Schinkels Lebenswerk. Anders Klenze, der einen zunehmend dogmatischen, von Revolutionsarchitektur beeinflussten Klassizismus kultivierte.

<sup>195</sup> Mausoleum Eben, 1798, Berlin, Kirchhof I der Jerusalems und Neuen Kirchengemeinde und Grabmal Gilly, 1808 Berlin, Kirchhof II der Jerusalems- und neuen Kirchengemeinde, Abb. In "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S. 74f.



sowohl in Architektur als auch Sepulkralkultur. Um archäologisch präzise Darstellung ging es vor allem in den Bauten Ludwigs I. von Bayern ab den 1830er Jahren.

Wichtig für die Antikenrezeption um 1800 war die Interpretation des Säulenkanons, die eine lange Tradition hatte. Seit Vitruv und der Vermittlung Palladios galt die Korinthia als die nobelste aller Ordnungen. Sie war den höchsten sepulkralen und herrscherlichen Bauaufgaben vorbehalten. Die Ionica wurde traditionell für kulturelle Gebäude, die Dorica für untergeordnete Bauaufgaben und Sepulkralkultur verwendet<sup>196</sup>.

Um 1800 wurden die Ordnungen auch den Geschlechtern zugeordnet<sup>197</sup>. Die Theorie des 18. Jahrhunderts kannte auch die Zuordnung der Säulen nach den Ständen Bürger, Edelmann, Souverain<sup>198</sup>. Parallel zu diesem „Ranking“ stellte man mit Veränderung der architektonischen Bedürfnisse der Gesellschaft auch für die Bauaufgaben eine neue Bewertungsskala auf: Neben staatlichen Bauten, Palais und privaten Wohnbauten wurden Gebäude für Einrichtungen der Kultur, Verwaltung, Volksfürsorge, Bildung und Erziehung etc. wichtig.

Die Anhänger des Klassizismus verbanden ihren Stil mit den Ideen der Aufklärung und Nation<sup>199</sup>. Dies hatte in Deutschland seinen Grund in der anhaltenden Begeisterung über den Sieg gegen Napoleon und äußerte sich in Architektur wie in Denkmalkunst. Wichtiges, wenn auch verspätet ausgeführtes Monument war die Walhalla bei Regensburg, erbaut durch Ludwig I. von Bayern und seinem Architekten Klenze<sup>200</sup>. Bei vielen Vorhaben, die jener Motivation entsprangen, läßt sich auch der Einfluß klassizistischer Kunst aus dem Kontext Landschaftsgarten<sup>201</sup> verfolgen. Die Popularität des

---

<sup>196</sup> Vergl. die Schinkelsche Wache in Berlin mit dorischer Ordnung, das Alte Museum mit ionischen und die Nicolaikirche in Potsdam mit korinthischen Säulen.

<sup>197</sup> Schon bei Wendel Dietterlin, *Architectura*, 1598.

<sup>198</sup> Siehe L.C. Sturms "Civilbaukunst", 1718 auch L. Bendavid "Aufsätze zur Architektur", 1795.

<sup>199</sup> Zu Beginn des Jahrhunderts war die Idee von Nation in erster Linie als Kulturnation zu verstehen.

<sup>200</sup> Auch die Befreiungshalle bei Kehlheim gehört in diesen Kontext. Nach der Reichsgründung wurden Stimmen nach einer Neuauflage "Walhalla II." laut. Ende des Jahrhunderts sollte gar der Zeustempel von Olympia bei Berlin wieder aufgebaut werden und ergänzt, als deutsches Pantheon dienen - ein später "Nachklang der Bildungsreligion der Klassik und ihrer Synthese von Griechentum und Nation", Nipperdey, T.: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: *Vergänglichkeit und Denkmal*, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985, S.206.

<sup>201</sup> Freundschaftsmonumente u.ä.

Landschaftsgartens als englischen Import auf dem Kontinent war schon im ausgehenden 18. Jahrhundert auch als antifranzösische politische Haltung zu verstehen. Die von Erdmannsdorf in Wörlitz bei Dessau seit 1764 gestaltete Anlage ist ein „Bilderbogen“ erlebter Reiseindrücke unterschiedlichster Provenienz. Die klassizistische Bauweise dominierte jedoch. Vorbilder wurden aufgenommen, variiert und zu erstaunlichen Neuschöpfungen kombiniert. Hierin liegt ein bedeutender Fundus für die Sepulkralkultur.

Ein weiterer Quell klassizistischer Formen ist der Aufschwung der europäischen Freimaurerei in jener Zeit, die besonders an den reduzierten Formen der Revolutionsarchitekten Gefallen fand. Die geometrische Aufgliederung in Stadtgrundrissen, wie z.B. F. Weinbrenners Plan für Karlsruhe, ist auch in den Friedhofsneugründungen der Zeit erkennbar: Ordnung und Klarheit als oberste Maxime, zentrale Plätze und quadratrasterförmige Straßen bzw. Wege. Begrünung, die für Stadtanlagen gefordert wurde, zog auf die Friedhöfe aber erst Jahrzehnte später ein.

Vergleichbar war 1787 in Dessau der „Neue Begräbnisplatz“ angelegt worden. Schon das Portal spiegelte die klassizistische Auffassung wieder. Schelling und Hölderlin hatten, wie viele andere Zeitgenossen, diesen vorbildlichen Begräbnisplatz besucht und gelobt.<sup>202</sup>

In Anlagen und auf Plätzen wurden Denkmäler im neuen Stil errichtet. Die beiden ältesten erhaltenen klassizistischen Denkmäler im Rheinland nehmen die Form von Grabmälern auf<sup>203</sup>. Das Denkmal für Johanna Sebus, eine oben rund abschließende Stele, wurde 1811 auf dem Deich des Alten Rheins in Wardhausen bei Kleve errichtet. Peter Josef Imhoff schuf 1823 das Diemel-Denkmal, ein Cippus mit Genius auf dem Hardt-Berg in Elberfeld<sup>204</sup>. Auf den Friedhöfen ist die Spannweite der klassizistischen Werke bald weit gespannt: von klassisch-

---

<sup>202</sup> Hölderlin: "Gleich das edle Portal, wie oben auf der Kuppel die Hoffnung - eine rührende, fast durchaus gut gearbeitete Gestalt - auf ihren Anker sich lehnt, und auf den beiden Seiten des Eingangs zwei Jünglinge mit ausgelöschter Fackel in Nischen stehn - machte mir eine seltene Freude..." Schelling: "Das erste Mal, so viel ich weiß, daß man in Deutschland auf einem christlichen Kirchhofe dieses alte griechische Sinnbild ( das Portal, Anm. U.M.) - gewiß das schönste, das man erfinden kann, nachgeahmt hat." Beides zitiert nach Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991. S.101

<sup>203</sup> Bloch, P.: Heroen der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Zierbrunnen und freie Kunst, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.282f.

<sup>204</sup> Vergl. Grabmal der Familie Hamm auf Melaten in Köln.

griechischen Stelen, Genii nach dem Vorbild der San Ildefonso-Gruppe, über Sarkophage, Säulen, Urnen und Altäre hinaus bis zu Architekturdenkmälern in Form von prostylen Tempeln. Wie bindend diese Formen waren, zeigt die Lithographie „Begräbnisplatz der Crefelder Gemeinde“ von 1833<sup>205</sup>: Der Grundriß des Krefelder Friedhofes gliedert sich in zwei Teile. Hinter dem Eingangstor schließt sich ein breiter Streifen von geringer Tiefe an, dessen Wege sich in elliptischer Form zusammenfügen. Das Areal ist mit unterschiedlichen Bäumen parkartig bepflanzt. Der eigentliche Friedhof hat quadratischen Grundriß und wird von einem Wegkreuz in vier gleiche Felder eingeteilt. Nur die Ränder der Wege sind bepflanzt. Innerhalb der Felder sind ausschließlich Reihengräber angelegt. Als Rahmung umgeben das Bild Ansichten der Grabmäler. Es überrascht nicht, daß es sich fast ausnahmslos um klassizistische Grabmäler handelt.

Seit den Unabhängigkeitskriegen wurden zunehmend andere Stile aufgrund ihrer weltanschaulichen Programme diskutiert und der Klassizismus verlor seine unumstrittene Rolle in der Architektur.

### **Neogotik**

Auch die Neogotik benutzte man, um nationale, regionale und spirituelle Identität zu erreichen. Allerdings unterlag dieser Stil einem Bedeutungswandel. Die frühe Romantik kultivierte, angeregt durch die Schriften Wackenroders, Tiecks, Brentanos und F. Schlegels, die verinnerlichte, mystisch-religiöse Kunstandacht. Transzendenz, Unendlichkeit und göttliches Walten las man aus der Gotik. Dabei betonte man durchaus den Nationalcharakter des Stils und vielfach nahm man an, gotische Werke in anderen Ländern seien möglicherweise auch auf deutsche Baumeister zurückzuführen<sup>206</sup>. Von den Anhängern des Mittelalters wurde der Klassizismus als kalt, bedeutungslos und heidnisch angetan.

Unter dem Eindruck der Befreiungskriege war in der Romantik (neu)gotische Architektur vor allem als Träger patriotischer Ideen verstanden und die Gotik zum ausschließlich deutschen Kulturgut erklärt worden. Diese Auffassung des Stiles konnte auch der protestantische Norden und Preußen nachvollziehen. In dieser Zeit entstanden auch in Berlin vereinzelt Denkmäler, z.B. das Kreuzbergdenkmal, und der Kronprinz (spätere König

---

<sup>205</sup> Abgebildet bei Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870, Tübingen 1991. S.116.

<sup>206</sup> So Tieck 1798, s. Dolgner, D.: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993 S.15.

Friedrich Wilhelm IV) war offizieller Protektor der Domvollendung in Köln<sup>207</sup>.

Ab den dreißiger Jahren wurde die Gotik zunehmend unter mittelalterlich-sakralem Aspekt interpretiert und besonders von neokatholischen (antipreußischen) Kräften im Rheinland zum dogmatischen deutschen Kirchenstil<sup>208</sup> deklariert.

Dabei war 1823 selbst Sulpiz Boisserée, zu seiner Zeit mit Sicherheit einer der besten Kenner der Kölner Gotik, nicht in der Lage, die Herkunft des Stiles zu erhellen<sup>209</sup>.

Gotik war nach dem Ende des Mittelalters auch als profane Bauform in alten Städten erhalten geblieben. Die Begeisterung<sup>210</sup> für die mittelalterliche Baukunst wurde im 18. Jahrhundert durch Kleinarchitektur in Parks gefördert. Neogotik besaß wie der Klassizismus als Stil der Aufklärung eine wichtige Wurzel im Konzept englischer Landschaftsgärten und war enthusiastisch auch von Goethe in der Schrift „Von deutscher Baukunst“ (1772) gelobt worden.

In England hatten sich schon um 1800 verschiedene Spielarten der Neogotik z.B. für Kirchen, Burgen oder Häuser herausgebildet. In Deutschland wurden ab den 1820er Jahren mittelalterliche Kirchen, Kathedralen, Klöster und Burgen geplant, restauriert, wiedererrichtet oder gänzlich neu errichtet. Da es erklärte nationale Symbole waren, sahen die

---

<sup>207</sup> Sulpiz Boisseree begann 1823 mit der Herausgabe des Domcorpus Im gleichen Jahr begann man auch mit den Arbeiten am Domtorso. Seit 1833 war Zwirner Dombauinspektor. Unter seiner Führung wurde 1842 die Grundsteinlegung des Südportals vorgenommen.

<sup>208</sup> Smitmans, Adolf: Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts - Theorie und Kritik, Sankt Augustin 1980, hat die wichtigen Periodika in Bezug auf christliche Malerei ausgewertet. "Der Kampf um den Stil" (Titel des II. Kapitels S.46-80) betrifft aber die sakrale Kunst generell. Diese Uminterpretation der Gotik verhinderte natürlich weitere neogotische Denkmäler und Grabmäler in Berlin.

<sup>209</sup> "...Drei Jahrhunderte lang, vom dreizehnten bis zum sechzehnten, war sie in ganz Europa herrschend; aber die Geschichte sagt uns nicht, wie sie entstand..." zitiert nach: Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Hrsg. Werner Busch; Wolfgang Beyrodt, u.a., 3 Bde., Stuttgart 1982, Bd.II, S.48.

<sup>210</sup> Diese hat noch nicht vorrangig eine konfessionelle Konnotation, das mystisch Erleben stand noch im Vordergrund. Smitmans, Adolf: Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts Theorie und Kritik, Sankt Augustin 1980, S.61: "Der Appell der Romantik an die Gotik ist Flucht aus der Zeit in eine von Erinnerung gespeiste Utopie."

Hohenzoller Herrscher es als ihre Pflicht, die Schirmherrschaft zu übernehmen. Dieses Interesse hielt mit zunehmender Politisierung bis in die Zeit Kaiser Wilhelms II. an.

Der Aufschwung der Gotik im westdeutschen Raum<sup>211</sup> ist aber vor allem auf die deutsche Säkularisationsgeschichte zurückzuführen. Durch die Ereignisse von 1789 bis 1806 war der Bruch zwischen Gesellschaft und Kirche manifest und die Möglichkeit einer Einheit derselben durch Stil nicht mehr gegeben<sup>212</sup>. Mit dem Verlust der alten Strukturen ging aber auch eine Tendenz zur Sakralisierung des Profanen einher. Die scheinbar geeignetste Formensprache war die Neogotik<sup>213</sup>. Der Stil sollte eine Ahnung des Ewigen bewirken und auf das nicht Darstellbare hindeuten - er erhielt damit Transzendenz und Verweiskfunktion, die dazu mit nationaler Identität verknüpft wurden. Mit dem Beginn der Vollendung des Kölner Domes<sup>214</sup> und dem Erstarren der katholischen Kräfte in Deutschland wurde die Gotik zum einzig möglichen sakralen Stil deklariert<sup>215</sup>. Dies

---

<sup>211</sup> In Ostdeutschland entstanden in den 20er und 30er Jahren unter Schinkels Einfluß auch neogotische Rathäuser in Klein- und Mittelstädten, z.B. Bützow, Waren, Zittau oder Weimar. In Preußen verfestigte sich so die Gotik als ein Bürgerlicher Stil.

<sup>212</sup> Smitmans interpretiert treffend, daß der Versuch Gotik und Klassizität zu verbinden, ein Versuch war, Tradition und "freiheitliche Humanität als Erbe der Revolution versöhnen zu können" und durch partielle Verwirklichung des Mittelalters wiederzubeleben, s. Smitmans, Adolf: Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts - Theorie und Kritik, Sankt Augustin 1980, S.61f.

<sup>213</sup> Einer der wichtigsten Verfechter der Gotik unter den Architekten war Schinkel, der sich Zeit seines Lebens mit diesem Stil befaßte, obwohl er im protestantischen Berlin fast alle Bauten klassizistisch ausführen mußte.

<sup>214</sup> Die Vollendung des Domes zu betreiben, hatte unterschiedliche Motive: das Unabhängigkeitsstreben der rheinisch-katholischen Fraktion, die Festigung der preußischen Macht bei den neuen Landesherren und die Solidarität in der deutschen Nation. Die Einweihung des Querhauses des Domes wurde noch von allen Kräften gemeinsam begangen. Vierzig Jahre später hingegen war die Domvollendung ein Fest der preußischen Reichsherrscher. Die katholische Fraktion boykottierte wegen des

fortgeschrittenen Kulturkampfes die Festivität weitgehend.  
<sup>215</sup> Mit fortschreitender Vollendung machte sich eine doktrinäre Auffassung über Neogotik in Köln breit, die das nazarenische Ideal des durch Renaissance modifizierten Mittelalters endgültig verdrängte. Die zeitliche Zäsur bildet

hatte in den Hochburgen des Katholizismus natürlich auch Auswirkung auf die Sepulkralkunst.

In der preußischen Rheinprovinz wurde die Vorliebe für neogotische Grabmäler auch durch soziologische Umstände geschürt. Die rheinische Bevölkerung zählte in Mehrheit zur römisch-katholischen Kirche und war stark traditionsgebunden. Dadurch stand man der Säkularisierung der vielen vormals kirchlich dominierten Lebensbereiche sowie der Kommunalisierung der Friedhöfe skeptisch bis feindselig gegenüber. Der Rückgriff auf mittelalterliche Kultur war im Rheinland damit nicht nur Mittelalterromantik, sondern ein offenes Bekenntnis zur katholischen Kirche und Tradition. Damit verbunden war eine oppositionelle Haltung breiter Kreise gegenüber der preußisch dominierten Provinzverwaltung und der Berliner Regierungszentrale. Preußentum, Protestantismus, Aufklärung und Liberalismus empfanden die katholischen Rheinländer als ständige Bedrohung. Dieser Konflikt wurde durch die innenpolitischen Auseinandersetzungen des Kirchenstreits in den dreißiger Jahren erstmals konkret und fand mit dem Kulturkampf der Bismarckzeit seinen Höhepunkt. Durch die Verstaatlichung des Bestattungswesens und die Einführung der überkonfessionellen Friedhöfe wurden die Auseinandersetzungen auch auf den Friedhöfen ausgetragen: die katholische Majorität protestierte heftigst dagegen, sich neben „protestantischen Ketzern“ bestatten zu lassen. Die Macht- und Glaubenskämpfe verstärkten das Bedürfnis, sich durch sichtbare Zeichen nach außen abzugrenzen. Besonders in der neogotischen Hochburg Köln erhielt die Sakral- und Sepulkralkunst durch die Vollendung des Domes bis in die 80er Jahre hinein stete Impulse.

Schon im 3.Jahrzehnt des 19.Jahrhunderts tauchten die ersten neogotischen Grabmäler auf rheinischen Friedhöfen auf. Die frühesten Beispiele befinden sich auf dem Melatenfriedhof in Köln<sup>216</sup>. In der Frühzeit sind noch keine ausgereiften Rezeptionen der Kathedralgotik zu finden. Vielmehr wurde die neogotische Ornamentik auf klassizistische Grabmalformen adaptiert. Ein bedeutendes Beispiel dieser Mischform ist das Grabmal der Boisserées auf dem alten Bonner Friedhof<sup>217</sup>

---

die Appolinariskirche in Remagen und Zwirners Marienaltar für den Dom. S.Hilger, P.: Altäre und Ausstattungen rheinischer Kirchen in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.131.

<sup>216</sup> Eines der ersten neogotischen Grabmäler auf Melaten ist das von Kempis + 1823, ein weiteres das von Koch +1834, beiden eigen eine klassizistische Grundhaltung mit neogotischem Dekor.

<sup>217</sup> Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe. in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres,

(Abb. 1). Es zeigt deutlich, wie in der Frühzeit des neogotischen Grabmals auf Formen klassizistischer Monumente zurückgegriffen wird. Das Grabmal der Familie Heister auf dem Golzheimer Friedhof in Düsseldorf zeigt einen mehrfach gesockelten Cippus mit Maßwerkverkleidung. Stele und Pfeiler werden durch neogotischen Dekor uminterpretiert. Erst als die Beschäftigung mit mittelalterlicher Architektur am Fortbau des Kölner Domes konkreter wurde, hielt man sich auch strenger an gotische Vorbilder: Fialen, Turmgrabmäler, offene Tabernakel und „gothische Kapellen“ sind auf allen rheinischen Friedhöfen zu finden. Nach dem Vorbild mittelalterlicher Musterbücher wurden vorbildliche Kataloge mit Beispielen publiziert, die dann von lokalen Steinmetzen für ihre Kunden ausgeführt wurden<sup>218</sup>. Neben dem übermächtigen Beispiel Dom wurden auch kleinere Denkmäler wie das Godesberger Hochkreuz vorbildlich.<sup>219</sup> Die transzendente Bedeutung der Kathedralgotik wurde so durch Ornament und Architekturform<sup>220</sup> auf das Grab übertragen. Sämtliche Stilformen, die Antike aufnahmen, wurden als glaubensfeindlich, gar heidnisch verworfen, was den Klassizismus Berliner Schule ebenso wie Neurenaissance und Neubarock traf. Für die Fraktion der Kölner Neogotiker war klassizistische Kunst Sinnbild eines aufgeklärten, liberalen Bürgertums, das den universellen Führungsanspruch der katholischen Kirche unabänderlich ablehnte.

1855 zog A.Reichensperger in seinem „Fingerzeige auf dem Gebiet der christlichen Kunst“ offiziell gegen antikisierende Grabkunst ins Felde<sup>221</sup>. Jeder Künstler sollte sich darum bemühen, „die Regeln und Bildungsgesetze der mittelalterlichen Kunst, also der romanischen und gotischen Periode, auf

---

Düsseldorf 1980, S. 426f.

<sup>218</sup> Der Steinmetz P.Reusteck fertigte für die Familie Cremer (Melaten) zwei identische Grabsteine, deren Vorlage in den "Gotischen Einzelheiten" von Vincenz Statz (ab 1854 erschienen) unter der Nr.114 zu finden ist, s. Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.148.

<sup>219</sup> Zacher, I.: Düsseldorfer Friedhöfe und Grabmäler, Begräbniswesen und Brauchtum im 19.Jahrhundert, Düsseldorf 1982, S.98f.

<sup>220</sup> Sehr verbreiteter Typ war die Fiale, Kreuzwegstationen u.ä.

<sup>221</sup> "... Die Typen der großen Mehrzahl der modernen Grabmäler dem Heidenthum entlehnt sind, daß auf dem nach den alten Ritualien der Kirche geweihten Boden zerbrochene Säulen, ausgelöschte Fackeln, Sarkophage, Aschenkrüge und Urnen, letztere allenfalls noch mit dem Trauerflore, in Gestalt eines nassen Handtuchs umwunden, sich erheben, statt der Sinnbilder der Erbarmung der christlichen Liebe." s. A. Reichensperger, Der Kirchhof in: Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, Leipzig 1855, S.98.

Neubildung für kirchliche Zwecke anzuwenden“<sup>222</sup>. Die Romanik wurde als unverfälschte Wurzel zugelassen, die Spätgotik erhielt besonders wegen ihrer herausragenden Produktion im Bereich der Kleinkunst Bedeutung. Die Gotik wurde als „das reinste und vollendetste Muster des kirchlichen Stiles“<sup>223</sup> zur Norm erhoben. Schon 1820 war Christian Ludwig Stieglitz in seiner Schrift von altdeutscher Baukunst dafür eingetreten. Neben Reichensperger war auch der Nürnberger Architekt Alexander von Heideloff<sup>224</sup> dogmatischer Verfechter der Gotik als Kirchenbaukunst<sup>225</sup>.

Besonders außerhalb des Rheinlandes war die Kritik der Gotikgegner stark: „... in all diesen durchbrochenen Figuren, in diesen Kunststickereien von Stein, wo jedes Spitzsäulchen soviel möglich für sich steht, ist doch wahrscheinlich nicht ein Symbol von einer durch Liebe zusammengehaltenen Freithätigkeit, vielmehr von egoistischer Vereinzelung emporstrebender Selbstsucht.“<sup>226</sup>

Aber auch das Lager der Gotiker war in verschiedene Gruppen gespalten, die sich über den richtigen Umgang mit den mittelalterlichen Vorbildern nicht einigen konnten<sup>227</sup>. Es kam

---

<sup>222</sup> (Laib/Schwarz), Unser Programm, Kirchenschmuck 3 (59) 1-6

<sup>223</sup> J.van Endert, Zum XXII Jahrgang, OCK 22 (72), S. 2.

<sup>224</sup> 1789-1865, Restaurierung des Doms zu Bamberg, der Veste Coburg, St.Sebaldus und St.Lorenz in Nürnberg. Schriften z.B. "Die Ornamentik des Mittelalters" 1838-52, "Die Bauhütte des Mittelalters" 1844.

<sup>225</sup> Die ersten beiden Hauptwerke der neogotischen Sakralarchitektur waren nach 1830 Mariahilf in der Au zu München und S.Apollinaris in Remagen am Rhein. Erst im Laufe der vierziger Jahre häuften sich die neogotischen Neubauten.

<sup>226</sup> Besprechung von "Denkmale deutscher Baukunst am Oberrhein" (Freiburg 1825-28), in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1829, S.1036 f.

<sup>227</sup> "Die einen lehnen sich mit der unterwürfigsten Scheu und Hingebung an die Schöpfungen des Mittelalters und bewahren ihre Leistungen nicht immer vor Härte und Herbigkeit, welche den Sinn auch der Zeitgenossen, die wirklich erbaut sein wollen, als etwas Fremdes und Unverstandenes abstößt und das Wichtigste und Höchste, die Erbauung nicht bewirkt; andere dagegen, welche die Devise: 'Neubildung im Geiste des Alten, lebendige, zeitgemäße Reproduktionen nach Anregungen der Alten Vorbilder' auf ihre Fahnen schreiben, sind selten glücklich, wo es sich um die einzelne Leistung handelt; Unsicherheit und Schwanken des Geschmackes, des Auges und der gestaltenden Hand läßt sie ein Mittelding hervorbringen, das durch eine Art Mischehe zwischen dem alten Geiste und der neuen Form herausgequält worden ist..." J. van Endert, Zum zwanzigsten Jahrgang OCK 20 (70), S.3. Der Preußische König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich mit dem Ausspruch "im



fast zu einem Glaubenskrieg zwischen den sog. Archaisten, die dem mittelalterlichen Original den Vorrang einräumten und denjenigen, die der mittelalterliche Naturalismus, der ja kaum zur romantischen Vorstellung von goldenem Zeitalter paßte, abschreckte.<sup>228</sup> Letztere veredelten besonders bei figürlichen Darstellungen die Herbheit mittelalterlicher Kunst durch klassizistische Schönlinigkeit<sup>229</sup>. Die Maxime in allen Kunstgattungen hieß, den Geist der Alten mit der „Kunstbildung“ der eigenen Epoche zu vereinen. Jene aber zeichnete sich durch die Grundlage in der antiken Kunstsprache und die Vorbildfunktion der Berliner Schule aus. Diese Haltung wurde in den siebziger Jahren durch die Kritik präzise formuliert<sup>230</sup>.

Am Beispiel des Kölner Domes, bei dessen Weiterbau sowohl mittelalterliche Skulptur restauriert und vorhandene Programme ergänzt wurden, als auch große Ensembles neu entworfen und ausgeführt werden mußten, entbrannte dieser heftige Glaubenskrieg um das Aussehen figürlicher Darstellungen. So kristallisierte sich eine Mittelalterrezeption heraus, die eine realistische Gestaltungsweise mit nazarenischem Sentiment und zum Teil klassizistischer Schönlinigkeit verband<sup>231</sup>. Sie zeigt sich in der Malerei<sup>232</sup> ebenso wie in der Skulptur<sup>233</sup>. An

Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend" für einen freieren Umgang ausgesprochen, s. Rode, Herbert: Der Kölner Dom in der Anschauung Sulpiz Boisserées in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 29/30 (1957), S.186.

<sup>228</sup> s.Lauer, R.: Die Skulptur des 19.Jahrhunderts am Kölner Dom, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S. 23/24.

<sup>229</sup> s.Lauer, R.: Die Skulptur des 19.Jahrhunderts am Kölner Dom, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.15 und 22.

<sup>230</sup> J. Dippel gesteht 1871 der antiken/antikisierenden Kunst zwar Streben nach vollkommener Formschönheit zu, spricht ihr aber den „Hauch göttlicher Liebe und Gnade“ ab. Erst der christliche Inhalt erhöhe die Kunst. Da Dippel die antike Ästhetik über die mittelalterliche Bildwelt stellt, die antiken Inhalte jedoch christlich religiösen unterordnet, kommt es zur Aufhebung der Einheit von Form/Stil und Religion, s. J.Dippel, Der Unterschied der christlichen von der antiken Kunst, in: Organ für christliche Kunst 21(71), S. 260-262.

<sup>231</sup> s.Lauer, R.: Die Skulptur des 19.Jahrhunderts am Kölner Dom, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.31ff. Je nach ausführendem Bildhauer konnte eine dieser Komponenten stärker betont werden.

<sup>232</sup> s. Steinles Fresken im Kölner Domchor aus den 40er Jahren.

neogotischen Grabmälern tauchen figürliche Darstellungen oft in einem ähnlichen Kontext auf wie am (neo-)gotischen Kirchenbau. Vollplastische Figuren wurden auf Pfeiler und Säulen oder Konsolen gestellt, mit Baldachinen überfangen oder in Nischen eingepaßt. Reliefs wurden in Kreuzwegstationen integriert oder an Wandgräbern befestigt.

Aber nicht nur die katholische Kirche propagierte den gotischen Stil. Die protestantische Kirche konnte in Kunstproduktion und Kunstkritik die einzelnen Kräfte zu einer geschlossenen Haltung innerhalb der Neugotik bündeln, obwohl sie anderen Stilen aufgeschlossener gegenüberstand. Das Eisenacher Regulativ von 1861 sprach sich beispielsweise in der Architektur neben der Gotik für den altchristlichen Stil und die Romanik<sup>234</sup> aus.

Bezeichnenderweise waren es nicht ausführende Künstler, die die theoretischen Grundlagen der christlichen, neogotischen Kunst formuliert hatten<sup>235</sup>. Natürlich trugen gerade die Künstler zur Verbreitung des gotischen Stils bei, die in Verbindung mit der Kölner Dombauhütte arbeiteten oder dort ihre Ausbildung erfahren hatten. So hatte z.B. Vinzenz Statz mit seinen Musterbüchern für Kleinarchitektur und Sepulkralkunst einen breiten Einfluß<sup>236</sup>. Schon Ende der 50er Jahre wurde die Neugotik als universaler und modifizierbarer Baustil für jede Bauaufgabe propagiert. Wegweisend war die eiserne Dachkonstruktion des Kölner Domes mit eisernem Dachreiter, vollendet 1860<sup>237</sup>. Bemerkenswert ist außerdem der enge Zusammenhang mit der Denkmalpflege. Sie wurde lange Zeit ausschließlich an mittelalterlichen Bauten durchgeführt. Die meisten namhaften Neogotiker waren angesehene Restauratoren, z.B. die Dombaumeister Zwirner und Statz. Obwohl in der zweiten Jahrhunderthälfte die ästhetischen Gesichtspunkte wissenschaftlichen Erkenntnissen wichen, wurde unter der Maxime Stileinheit und Stilreinheit weiterhin purifiziert und vervollständigt. Der ansteigende wissenschaftliche Kenntnisstand führte bezeichnenderweise kaum zu einem vorsichtigeren Umgang mit historisch Gewachsenem, sondern vor allem zu einer sichereren Anwendung des Stils.

---

<sup>233</sup> s. die Vielzahl von Mariensäulen im Rheinland.

<sup>234</sup> Smitmans, Adolf: Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts - Theorie und Kritik, Sankt Augustin 1980, S.48/49 dort auch Literaturangaben.

<sup>235</sup> Beispielsweise in der klassizistischen Architektur und im Rundbogenstil waren die bedeutenden Theoretiker wie Schinkel, Klenze, Gärtner und Hübsch gleichzeitig Bedeutende Architekten.

<sup>236</sup> z.B. Vinzenz Statz: Gothische Einzelheiten, Lüttich 1874; ders: "Gothische Entwürfe", Bonn 1861.

<sup>237</sup> Über zwanzig Jahre früher kam der eiserne Dachstuhl jedoch schon bei der Walhalla Ludwigs I von Bayern zum Einsatz.

Seit den 60er Jahren kam in den Norddeutschen Ländern als Spielart der Neogotik die „märkische Backsteingotik“, Ende der 70er Jahre Neogotik Hannoveraner Prägung in Mode<sup>238</sup>. Die Architekten Gottlob Ungewitter aus Kassel und Wilhelm Hase aus Hannover betonten bautechnische, ökonomische, klimatische und ästhetische Gründe, die für den gotischen Baustil sprächen<sup>239</sup>. In den Augen der Zeitgenossen bot gerade die Gotik für den Einsatz neuer Baustoffe die größte Flexibilität. Die technisch formale Seite der Neogotik führte zu großer Material- und Funktionsgerechtigkeit sowie neuen Lösungen<sup>240</sup>. Auch Ungewitter, der in Kassel Akademielehrer war, hatte durch seine Musterbücher weiten Einfluß auch auf Kleinarchitektur.<sup>241</sup>

Aber neben diesen Pragmatikern der Stilbaukunst verfocht der dogmatische Befürworter der Neogotik, August Reichensperger<sup>242</sup> seinen kompromißlosen Kampf für einen restaurativen Historismus. Seine Motivation wurde von rheinisch- politischem Katholizismus und antipreußischer Haltung gespeist. In den siebziger Jahren formierte sich seine Vorstellung von Gotik als einem germanischen Baustil: Er manifestiere urdeutsche Baugesinnung eines vermeintlich goldenen Zeitalters. Diese

---

<sup>238</sup> "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S.90.

<sup>239</sup> "... keine Aufgabe erdacht werden kann, zu deren Lösung aus den Prinzipien der gothischen Construction die Mittel sich nicht entwickeln ließen.... Gerade dieser Zusammenhang mit der Kirche, die Präponderanz des religiösen Charakters in der gotischen Kunst hat man derselben gern zum Vorwurf gemacht und sie deßhalb auch wohl für ungeeignet erklärt weltlichen Zwecken zu dienen." Aus Gottlob Ungewitter: Lehrbuch der gothischen Constructionen (1859), zitiert nach Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19.Jahrhunderts in Deutschland, Hrsg. Werner Busch; Wolfgang Beyrodt, u.a., 3 Bde., Stuttgart 1982, Bd.II, S.58f.

<sup>240</sup> Ludwig Debo, Professor am Polytechnikum in Hannover, 1862: "Denn dieses Bausystem (=das neogotische Bausystem, Anmerkung U.M.) entspricht den vorteilhaftesten, den bis jetzt bekannten besten Konstruktionen, unseren heimischen Materialien, unserem Klima, es läßt die Anwendung des Eisens in naturgemäßer Weise zu, und es gestattet eine ungezwungene, völlig zweckmäßige Lösung jeder vorliegenden Aufgabe, der größten wie der kleinsten." Zitiert nach Dolgner, D.: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993, S.87.

<sup>241</sup> Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19.Jahrhunderts in Deutschland, Hrsg. Werner Busch; Wolfgang Beyrodt, u.a., 3 Bde., Stuttgart 1982, Bd.II, S.55ff.

<sup>242</sup> Redakteur des Kölner Domblattes seit 1842, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses 1850-63 und 1870-86 und Mitglied des Reichstages als Krefelder Abgeordneter der Zentrumsparterie von 1867-84.

reaktionäre Haltung, bei der Reichensperger viel Unterstützung fand, träumte von der Wiederherstellung eines ständischen Gesellschaftsprinzips<sup>243</sup>, in dem die kirchlichen Oberhäupter auch die Hüter der Kunst sein sollten. Reichensperger und andere hoben die Wichtigkeit einer handwerklichen Ausbildung der Künstler hervor, bedauerten die geringe Zahl an handwerklich gebildeten Meistern und verteufelten die Akademien, die dem „Götzen des Naturalismus“ huldigten. Diesem jedoch müsse der Künstler abschwören, um sich den idealen Formen des Mittelalters, insbesondere ihrer höchsten Ausprägung, der gotischen Architektur, zu widmen<sup>244</sup>. Die Kluft zwischen den einzelnen Kunstgattungen sollte nach englischem Vorbild<sup>245</sup> in großangelegten Restaurierungs- und Vollendungsprojekten überwunden werden. Reichensperger erlag dem Trugschluß, man könne die Probleme der Gegenwart und der Zukunft mit „Rezepten“ aus der Vergangenheit lösen<sup>246</sup>.

Obwohl die kunsthistorische Forschung schon in den 40er Jahren zu der Erkenntnis kam, daß das Ursprungsland der Gotik Frankreich war, betonte Reichensperger hartnäckig das Anrecht der deutschen Nation gerade auf diesen Stil und führte sogar die Begriffe „Rasse“ und „natürliches Recht“ ins Felde<sup>247</sup>. Als

---

<sup>243</sup> Der Verwirklichung einer derartigen Gesellschaft sollten auch ab 1847 die Kolpingschen Gesellenvereine dienen.

<sup>244</sup> vgl. H.: Mängel der gegenwärtigen kirchlichen Kunsttätigkeit in Deutschland, in: Zeitschrift für christliche Kunst 2 (89), S.325-336, 373-362.

<sup>245</sup> z.B. John Ruskin, William Morris.

<sup>246</sup> Sir T.G. Jackson 1873 zu den englischen Verhältnissen: "Die Wiederbelebung der Gotik hat bisher die Gesundheit der Kunst nicht zustande gebracht." Zitiert nach Dolgner, D.: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993, S.87.

<sup>247</sup> "...Die Gotik... ist..., wenn gründlich verstanden und richtig gehandhabt, die Baukunst der Zweckmäßigkeit und des gesunden Menschenverstandes... Wenn man mir vielleicht einwendet,.. daß der sogenannte gothische Stil in Frankreich entstanden, also kein germanischer, sondern ein französischer sei, so erwidere ich, das ist eine vollkommen historische Unrichtigkeit. Die germanische Rasse ist allein berechtigt, diesen Stil den ihrigen zu nennen, und zwar von jeher. Derselbe ist aus demjenigen Lande zu und an den Rhein gekommen, in welchem damals die Franken in jeder Beziehung herrschten; die Franken waren damals doch wahrlich keine Franzosen im heutigen Sinne des Wortes.... Also nicht von den Franzosen haben wir den gothischen Styl überkommen... er ist aus der germanischen Rasse, aus ihrem Genie hervorgegangen..." Reichensperger aus Debatten über die Architektur der deutschen Postgebäude 1878 und 1883, zitiert nach Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19.Jahrhunderts in Deutschland, Hrsg. Werner Busch; Wolfgang Beyrodt, u.a., 3

in den 70er und 80er Jahren das neue Reich eine Vielzahl von monumentalen öffentlichen Bauten ausführte, erreichte die Diskussion einen erneuten Höhepunkt.

### ***Rundbogenstile***

Wie der Klassizismus hatten auch die Rundbogenstile ihren Ursprung in der Italienbegeisterung der ersten Jahrhunderthälfte und dem Englischen Landschaftsgarten. So sah beispielsweise Schinkel während seines Italiaufenthaltes 1803-05 mittelalterliche (vor-gotische) Architektur. Rundbogenarchitektur, eine Verschmelzung frühchristlicher, byzantinischer und romanischer Elemente, erschien ihm daraufhin flexibler als der antikisierende Architravbau und für moderne Bauaufgaben in modernen Techniken besser geeignet. Eine Befürwortung aus formalen Kriterien oder aus antiquarischem Interesse ist häufig anzutreffen.

Vorbildlich für die Stilbildung der Rundbogenarchitektur wurden Großkirchenbauten in München<sup>248</sup> und im preußischen Kernland<sup>249</sup>, sowie der Berliner Domwettbewerb von 1867.

Das Rheinland besaß wegen seiner reichen Zahl romanischer Kirchen in Preußen eine Sonderstellung. Die Denkmalpflege erkannte auch sie als erhaltenswert an und förderte ihre Wiederherstellung durch Ergänzung, aber auch Neubauten. Ein Beispiel aus den 40er Jahren ist die Translozierung der Ramersdorfer Kapelle unter J.C. Lassaulx auf den alten Bonner Friedhof.

Seine Hauptanwendung im deutschen Raum fand der Rundbogenstil jedoch in neuen Bauaufgaben nach der Jahrhundertmitte: z.B. in Bahnhöfen, in der Staatsbibliothek in München von Gärtner, in der Bauakademie in Berlin von Schinkel. In der folgenden Zeit wurde der Rundbogenstil vermehrt für reine Zweckbauten, besonders als Backsteinrohbauten, eingesetzt: für Produktions- und Verkehrsgebäude, Verwaltungs- und Sozialeinrichtungen, für Kasernen, Schulen, Heime, Gefängnisse, usw.

Auch G.Semper war in den 30er Jahren ein Rundbogenprotagonist. Seine Schrift von 1845 „Über den Bau evangelischer Kirchen“, bemühte sich in universal-historistischer Art noch um eine Integration von byzantinischer, frühchristlicher, mittelalterlicher und Renaissancearchitektur und schuf für den Sakralbau eine Gegenposition zum Rheinland.

Am Ende des Jahrhunderts erlangte die Neuromanik als Reichsstil unter der Regentschaft Wilhelms II. eine neue Gewichtung: Der Rückgriff auf die hohenstaufische Kunst in

Bde., Stuttgart 1982, Bd.II,, S.65-77.

<sup>248</sup> St.Bonifaz von Ziebland und St.Ludwig von Gärtner.

<sup>249</sup> Heilandskirche Sakrow und Friedenskirche in Potsdam, beide von Persius.

Architektur und Denkmälern demonstrierte symbolisch die Festigkeit und Stärke des Kaiserreiches. Dazu wurde zyklopisches Mauerwerk aus härtestem Stein in vereinfachten stereometrischen Formen aufeinandergetürmt oder auch hohenstaufische Kirchenarchitektur kopiert. Besonders die Denkmalkunst<sup>250</sup> jener Zeit mit ihrer reduzierten archaischen Form hatte direkten Einfluß auf die Sepulkralkultur des ausgehenden Jahrhunderts. Ein Teil des liberal-demokratischen Bürgertums, das im spätwilhelminischen Deutschland keine politische und künstlerische Heimat fand, erinnerte sich an seine humanistische und klassische Tradition und unterstützte den Neoklassizismus.

Die Neurenaissance und der Neubarock jedoch hatten ihren Ursprung in Frankreich. Antikisierende Architektur war dort seit dem 16. Jahrhundert lebendig geblieben. Der Barock hatte seine klassizistische Ausstrahlung westlich des Rheins nie eingebüßt, die Revolutionsarchitektur hatte ihre Vorbilder in römisch-republikanischer Zeit gesucht, das Empire in der prächtigen römischen Kaiserzeit. Obwohl die Mittelalterarchitektur durch Restaurierungskampagnen Viollet-le-Ducs hoch angesehen war, bevorzugte man für urbane Bauwerke und Prachtbauten die Neorenaissance. In Paris ausgebildete deutsche Architekten empfanden diesen Stil als eine Befreiung von mittelalterlichem Dogma. Theoretiker wie Jakob Burkhardt feierten die Renaissance als Goldenes Zeitalter. Interessant ist, daß die Neurenaissance nicht mehr historisch, sondern strukturell befürwortet wurde. Sie avancierte zum Paradestil für prächtige umfangreichere und differenzierte Bauaufgaben und garantierte hohe Variabilität sowie die Trennung von Konstruktion und Dekoration<sup>251</sup>. Bisweilen konnte eine Anlehnung an historische Vorbilder nur durch Scheinarchitektur und andere Äußerlichkeiten gesichert werden. Zwar hielt sich das Rheinland als mittelalterliche Hochburg, stand aber der Neurenaissance genauso feindlich gegenüber wie dem Klassizismus. Beide Stile konnten jedoch in Mittel-, Nord- und Ostdeutschland umgesetzt werden. Besonders Semper schuf in Dresden zwischen 1834 und 1849 eine Vielzahl an Architektur, Interieurs und Grabdenkmälern. Die Formen der deutschen Renaissance wurden zu einer nationalen Variante, die besonders für kommunale und bürgerliche Bauaufgaben geeignet war, z.B. für Rathäuser oder in Leipzig für das Deutsche Buchhändlerhaus. Diese Stilbaukunst war besonders geeignet, verwinkelte Stadtgrundstücke zu bebauen, da man auf Ordnungen und Axialität keine Rücksicht nehmen mußte.

---

<sup>250</sup> Siegesdenkmäler, Nationaldenkmäler für Kaiser Wilhelm I. und Bismarckdenkmäler.

<sup>251</sup> z.B. Börsengebäude oder Ausstellungsgebäude: innen moderne Eisenkonstruktion außen eine Hülle im Neorenaissance oder Neobarock.

Mit zunehmenden wirtschaftlichen Wachstum waren großartige Bauten für Handel, Kultur, Verwaltung und Bildung zu errichten, für die der Rundbogenstil oder die Ziegelbauweise zu bescheiden war: Prachtige Börsen, Theater, Justizpaläste u.ä. entstanden und wurden zu „Visitenkarten“ ihres Standes, ihrer Berufsgruppe oder ihrer Städte.

Durch das explosionsartige Wachstum der Städte waren neue städtebauliche Konzeptionen<sup>252</sup> nötig geworden. An breiten Boulevards mit geordneten Baumalleen reihen sich Gebäude unterschiedlicher Bestimmung und Stils. Eine der bedeutendsten Straßenneuordnungen war die Wiener Ringstraße, ab 1857 durch L.Förster entworfen und im Laufe der folgenden drei Jahrzehnte ausgebaut<sup>253</sup>: Das Rathaus von Schmidt neugotisch, die Universität von Ferstel in Neurenaissance und das Parlament von Hausen spätklassizistisch. Weitere wegweisende Beispiele für einen integrierenden Pluralismus war die Umwandlung Potsdams in einen Landschaftsgarten sowie der Ausbau der Berliner Spreeinsel mit Dom und Museen<sup>254</sup>. Konzeptionen mit breiten Straßen und stilpluralistischer Bebauung findet man in Berlin, München usw. und natürlich auch im Rheinland, in Düsseldorf oder Köln.

Vergleicht man diese innovative Art, einen großen Stadtraum zu strukturieren, mit den gleichzeitigen Friedhofsanlagen, so sind die Parallelen offensichtlich: Der Friedhof als Stadt der Toten war den gleichen Regeln unterworfen. In den Jahren nach der Reichsgründung begann die Grabkultur sich immer mehr an den allgemeinen Strömungen der profanen und klerikalen Bauaufgaben zu orientieren. Zwar wurde die Diskussion um die Stilwahl für Kirchen bis nach 1900 aufrechterhalten, Auswirkung auf die Grabkunst hatte sie nicht mehr. Diese orientierte sich nun ausschließlich am Stilpluralismus öffentlicher und privater Prachtbauten und Denkmäler. Jener aber hatte sich als Korrelat des modernen Staatswesens und bürgerlichen Individualismus durchgesetzt, die Neorenaissance und der Neobarock wurde der Stil der Gründerzeit. In den Städten wurden im großen Stil Villengegenden und Viertel mit Mietshäusern bebaut, letztere ebenfalls mit repräsentativen Fassaden geschmückt. Die Trennung von Wohlhabenden und Durchschnittsbürgern wurde im Wohnen wie im Tode praktiziert: auf den Friedhöfen der fortgeschrittenen Gründerzeit finden wir die sog. „Millionenalleen“ und „Millionenhügel“ mit pompösen Grabanlagen in allen Stilvariationen. Der Grabluxus

---

<sup>252</sup> Schon Schinkel hatte in Zusammenarbeit mit P.J.Lenné 1839/40 Bebauungsplänen für Berlin Moabit erstellt, wobei Boulevardring und Erholungsgrünfläche die maßgebliche Rolle spielten.

<sup>253</sup> Abb. bei Dolgner, D.: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993., S.92.

<sup>254</sup> F.A.Stüler war seit 1850 Ministerialbaurat und Dezernent für Kirchenbau.

der Zeit kannte schier keine Grenzen. Wohl die aufwendigsten Beispiele finden wir in Berlin z.B. auf dem jüdischen Fiedhof in Weissensee, der zudem deutlich macht, wie stark der Integrationswille dieser Gruppe war, aber auch auf kommunalen Friedhöfen im Rheinland: Das Grabmal der Familien Deutgen Vincent und Smits Mess'oud Bey von 1902 auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof zeigt vor einer neoklassizistischen Torarchitektur einen jungen Mann in aufwendiger Senatorentoga, in ponderierter Haltung und huldvoll grüßender Geste. Etwa zeitgleich ist das Grabmal der Familie Zapp auf demselben Friedhof, das die gesamte Variationsbreite der Rundbogenromanik des späten Wilhelminismus<sup>255</sup> präsentiert.

Wenn auch die Architekturauffassung historistisch blieb, so wurden die Bautypen fast immer aus ihrem funktionellen Zusammenhang gerissen. Dies gilt für die Architektur wie für die Sepulkralkultur. Doch dieser Sinnentleerung<sup>256</sup> folgte kein Prestigeverlust. Im Gegenteil, das Bürgertum versuchte, sich durch Stil und Aufwand den alten Eliten anzugleichen<sup>257</sup>.

## VIII. Portraitdarstellungen

Ein besonders enger Zusammenhang zwischen Denkmal und Grabmal ergibt sich bei Beispielen, die der individuellen Darstellung des Menschen verpflichtet sind<sup>258</sup>. Waren zu Beginn des Jahrhunderts Denkmäler für Monarchen, Politiker und Militärs aufgestellt worden, folgten etwas später die des vorbildlichen Bürgers<sup>259</sup>. In der Regel zeigen sie einen verdienten Mann der

<sup>255</sup> Beide bei Zacher, I.: Friedhofsanlagen und Grabmäler der kommunalen Friedhöfe in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S. 432 und 436.

<sup>256</sup> Beispiel: Das Original Versailles war gebaute absolutistische Staatsform. Herrenchiemsee dagegen denkmalhafte, in der Zeit Ludwigs II. sinnentleerte Reproduktion. Dasselbe gilt für große profane Raumkonzepte des 19. Jahrhunderts in Form barocker Klöster und Schlösser.

<sup>257</sup> Vgl. Arno Mayer: Adelsmacht und Bürgertum, Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848-1914, München 1984.

<sup>258</sup> Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg. von Horst Janson, Köln 1993, 1993, S.15, hat auf die Bedeutung des ikonischen lebensnahen Bildnisses schon in der ägyptischen und griechischen Kunst hingewiesen.

<sup>259</sup> vergl. Bloch, P.: Heroen der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Zierbrunnen und „freie“ Kunst, in: Kunst des



Heimatstadt oder einen besonders erfolgreichen Vertreter seines Fachs. So steigen ab den Jahren 1840, verstärkt in der zweiten Jahrhunderthälfte, Komponisten und Maler, Professoren und Naturwissenschaftler, Bankiers und Fabrikanten auf den Sockel. Dabei finden sich die unterschiedlichsten Arten der Individualdarstellung: Büstendenkmäler und Bildnismedaillons, Standbilder, Sitzbilder und Gruppenbildnisse.

Ihrer Herkunft nach sind diese Monumente im preußischen Rheinland dem deutschen Idealismus in der Bildsprache des Berliner Spätklassizismus verpflichtet. Unabhängig davon, welcher Berufsgruppe der Geehrte angehörte, seine Vorbildhaftigkeit, Vernunft und sein Ethos machten ihn denkmalwürdig. Schon früh hatten sich Idealismus und Klassizismus mit dem Bedürfnis nach Realität und Individualität verbunden. Erst gegen die Jahrhundertmitte gewannen die Naturalisten die Oberhand.

Der Neobarock zeigt schließlich ein heroisch-dynamisches Bild, das Nietzsches Philosophie vom Übermenschen und Wagners Streben nach Gesamtkunstwerk verbunden ist. Erst der Neoklassizismus um Hildebrand schafft dann das entpersönlichte Menschenbildnis jenseits der Allegorie und des Portraits.

Parallel, bzw. mit zeitlicher Verzögerung zog das Bildnis mit all seinen Facetten in den Grabmalkontext ein. Das private Grabmal mutierte zum Denkmal mit öffentlichem Anspruch und konnte sich bald derselben künstlerischen Mittel bedienen. Daneben war die Sepulkralkunst frei für Variationen, wie Reliefs mit Darstellungen des Berufes, und frei für technische Innovationen, z.B. die Photographie.

Das grundlegende Problem des Individualbildnisses lag in der Frage, ob der Geehrte idealisiert oder naturalistisch darzustellen sei. Der Wunsch, in einem Denkmal beides, das Exemplarisch-Überindividuelle mit dem Persönlich-Unverwechselbaren in Einklang zu bringen, bedingte ab den 1840er Jahren eine Koppelung von Klassizismen, Naturalismen und Realismen.

Protagonist dieser Koppelung, wenn auch zugunsten einer schönenden Idealisierung, war Goethe in seinen Wahlverwandschaften:

„..doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildnis. Dieses gibt mehr als irgend etwas anderes einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Toter geschwind noch abgegossen und eine solche Maske auf einen

Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler imstande, sie völlig wiederzubeleben!"<sup>260</sup>

Aber nicht nur das Antlitz war von dieser grundlegenden Frage berührt. In welcher Kleidung der Geehrte oder Verstorbene darzustellen sei, führte zu hitzigen Debatten im sog. Kostümstreit. Das Plädoyer für ein antikisierendes Gewand an Statuen und Büsten, die Zeitgenossen darstellten, ging bis in das 18. Jahrhundert zurück. W. G. Becher betonte 1776, daß durch die antike Gewandung der Dargestellte gleichsam in die Gesellschaft der olympischen Götter entrückt werde<sup>261</sup>. Noch Schopenhauer sah es als eine Untugend seiner Zeit, daß verdiente Zeitgenossen auch im zeitgenössischen Kostüm dargestellt wurden, „denn das Monument wird der idealen Person errichtet, nicht der realen, dem Heros als solchem, dem Träger dieser oder jener Eigenschaft, Urheber solcher Werke oder Thaten, nicht dem Menschen, wie er einst sich in der Welt herumstieß, behaftet mit allen Schwächen und Fehlern, die unserer Natur anhängen: und wie diese nicht mit verherrlicht werden sollen, so auch nicht sein Rock und seine Hosen, wie er sie getragen. Als idealer Mensch nun aber stehe er da in Menschengestalt, bloß nach Weise der Alten bekleidet, also halb nackt.“<sup>262</sup>

Diese Problematik betrafen nicht nur das öffentliche Denkmal, sondern in gleicher Weise auch das Grabmal.

### **Medaillon und Relief**

Das Bildnismedaillon ist an Grabdenkmälern des 19. Jahrhunderts die häufigste Form der Portraitdarstellung. Meist wurde es aus feinporigem Marmor gearbeitet und in eine Stele oder Obelisk aus anderem Material eingelassen. Diese Kombination ermöglichte ein hochwertiges Bildnis bei relativ erschwinglichem Preis für das gesamte Grabmal.

Die Form des Tondo oder Medaillon hat ihren Ursprung im antiken Münzwesen. Zeigten griechische Münzen klassischer Zeit ausschließlich das Antlitz eines Gottes oder Heros, so wurden seit der Regierung Alexanders und in Nachfolge dazu in den Herrschaftsbereichen der Diadochen Münzen mit Portraits der Könige verbreitet. Im Römischen Reich setzte diese Entwicklung mit dem allmählichen Zerfall der Republik und dem Übergang zum Kaisertum ein. In der Kaiserzeit brachte dann auch die Kunst

---

<sup>260</sup> Goethe Wahlverwandschaften: zweiter Teil, erstes Kapitel, Hamburger Ausgabe, S.364.

<sup>261</sup> W.G. Becker: Vom Costume, S.41f.

<sup>262</sup> Schopenhauer: Parerga und Paralipomena, II, 478, zitiert nach Traeger, J.: Der Weg nach Walhalla, Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19. Jahrhundert, Regensburg 1987, S.202.

des Steinschneidens vollendete Portraitdarstellungen in Gemmenform.

Das Münzwesen des Mittelalters war über Jahrhunderte kaum zur feinteiligen Herstellung von Prägestempeln in der Lage. Das lange Vorherrschen des Naturalientausches innerhalb kleinerer regionaler Märkte machte das Prägen repräsentativer Münzen auch unnötig. Das Bildnismedaillon zog jedoch in eine andere Gattung der Kunst, die Buchmalerei, ein.

Die Renaissance entdeckte das imago clippeata in unterschiedlicher Form und besonderem Gebrauch wieder, z.B. als Architekturdekor, als gemalte Gisaille usw. Der Barock tradierte diese weiterhin als Architekturschmuck, aber z.B. auch als Graphik.

Als antikisierende Ehrenformel gelangte das Bildnismedaillon an klassizistischen Grabmälern besonders in der jungen Universitätsstadt Bonn zu großer Beliebtheit. Stelen und Grabobelisken waren das ganze Jahrhundert auf dem Alten Bonner Friedhof die häufigste Grabmalsform. Das Medaillon, das nur den Kopf (mit Hals) oder auch ein knappes Bruststück zeigt, kann in unterschiedlicher Größe an der Frontseite des Grabmals angebracht oder in ein bekrönendes Akroterion integriert sein. Möglich war die Darstellung im strengen Profil oder en face.

Das Grabmal A.W.Schlegels (+1845) in Bonn, Alter Friedhof, zeigt den Grundtypus der antikisierenden Stele mit einem Medaillon (**Abb. 2**). Die straff gegliederte, profilierte Architektur und der Palmettenfries korrespondieren mit dem strengen Portrait im Profil nach links. Der Ansatz des nackten Oberkörpers ist noch angegeben und verstärkt den klassisch-griechischen Eindruck. Die Inschrift nennt lediglich Name, Geburts- und Sterbedatum.

J.von Rehfuës +1843, ein Zeitgenosse Schlegels, war Politiker, Schriftsteller und erster Kurator der Bonner Universität. Seine Stele ist wesentlich aufwendiger und prächtiger (**Abb. 3**). In einem auffälligen Palmettenakroter ist das Portrait des Verstorbenen eingelassen. An der Vorderseite ist eine ausführliche Inschrift zu lesen, darüber, in einem Rahmen, das plastische Marmorrelief „Psyche und Persephone“. Portrait und Relief stammen von dem Bildhauer Hermann Heide, der der Münchner Klenzschule verbunden war. Diese Verbindung schafft am Grabmal Rehfuës eine homogene Verbindung von Klassizität und Grazie.

Neben solchen stark antikisierenden Beispielen gab es in der zweiten Jahrhunderthälfte Portraitmedaillons, die den zeitgenössischen, bürgerlichen Akzent besonders durch die mitangegebene Kleidung setzen. Das Ergebnis ist am Grabmal L.Schopen (+1867), Bonn Alter Friedhof, eine recht eigentümliche Vermischung (**Abb. 4**). Die glatte Stele ist oben und unten mit einem kleinen vegetabilen Fries abgeschlossen. Als Akroter präsentiert sich ein wuchernder Akanthus. Die

Inschrift latinisiert den Namen in Ludovico Schopeno und ehrt ihn als „viro bono imprimis“, als besonders guten Mann. Die Widmung nennt die Schüler und Freunde, die „discipuli et amici“. Mit „natus est“ und „obiit“ werden die Lebensdaten angegeben. Bei all diesem antikisierenden Schein nimmt sich das Portrait als nicht so ganz zugehörig aus: Schopen blickt uns mit Stirnglatze und scharfer Augenbrauenfalte fast frontal an. Der kräftige Hals ist in Bindekrawatte und Revers versteckt. Jenseits einer klassischen Idealisierung blickt der Verstorbene voller Leben in einem etwas oberlehrerhaften Habitus, ganz so wie seine discipuli ihn kennengelernt hatten, aus seinem Tondo heraus. Die Physiognomie ist in keiner Weise verklärt oder geschönt. In dieser Art ließen sich gegen Ende des Jahrhunderts viele porträtieren. Ihre Kleidung zeigt vielfach ihren Berufsstand an: z.B. das Grabmal des ersten Bischofs der Altkatholiken, H.Reinkens +1896, Bonn, Alter Friedhof (**Abb. 5**).

Selten wurde das Bildnismedaillon mit neogotischen Formen verbunden. Nach katholischen Glaubensregeln hielt man das Antlitz Christi oder das Relief eines Engels doch für wesentlich angemessener als die individualisierte Darstellung eines Sterblichen. Eine der wenigen Ausnahmen ist das Grab Georg Frank (+1848) auf dem Alten Friedhof in Bonn (**Abb. 6**). Einschränkend handelt es sich jedoch hierbei nicht um ein neogotisches Grabmal im eigentlichen Sinne, wie es z.B. eine Fiale wäre, vielmehr ist die traditionelle klassizistische Stelenform mit Maßwerk und Krabben dekoriert.

In der Gründerzeit wurde das Bildnismedaillon auch in Grabwände und größere Ensembles integriert. Von diesem Zeitpunkt an hatte es jedoch seine bestimmende Rolle eingebüßt und war oft nurmehr Teil einer Grabinszenierung.

Ein bemerkenswertes Beispiel ist das Grab-Denkmal Robert Schumanns (**Abb. 7**). Es wurde 24 Jahre nach dem Tode des Komponisten 1880 errichtet. An der Rückwand der Nischenarchitektur ist unter dem gebogenen Abschluß das Profilportrait Schumanns in zeitgenössischer Kleidung und mit jugendlich langem Haupthaar zu sehen. Eingerahmt von einem aufwendigen Blütenkranz, wird auf den Flügeln eines Schwans emporgetragen. Dieses Bild ist römisch-kaiserzeitlichen Herrscherapotheosen vergleichbar<sup>263</sup>. In der Nische sitzt die Muse der Musik, die die Züge Clara Schumanns trägt. Sie wurde ebenfalls an dieser Stelle beigesetzt. Das Schumanngrab ist sowohl Themengrabmal, „der göttliche Künstler und seine Muse“ als auch mit seinem Doppelportrait ein besonders bedeutendes Mal für Eheleute.

---

<sup>263</sup> z.B. Apotheose der Sabina, nach 136 n.Chr. Rom, Konservatorenpalast oder auch Apotheose des Antoninus Pius Und der Faustina, ebenda. Relief vom Sockel der Säule des Antoninus Pius, nach 161 n.Chr. Vatikanische Museen.

Das früheste Grabmal, auf dem ein Ehepaar thematisiert wurde, ist das Grabmal B.Niebuhr +1831 (**Abb.8**). Niebuhr war Historiker und Politiker. In der Zeit der napoleonischen Kriege war er in besonderer Weise hervorgetreten: Er hatte die Philippika des Demosthenes, die berühmte Mahnrede gegen den aufstrebenden Makedonenkönig Philipp II. von 349 v. Chr. ins Deutsche übersetzt und damit gegen Napoleon Partei bezogen<sup>264</sup>. Als preußischer Gesandter war er in Rom gewesen und hatte dort die römische Antike kennengelernt. 1814/15 unterrichtete er den Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. in Finanzwesen. Diese freundschaftliche Nähe veranlaßte den Prinzen nach dem Tode Niebuhrs bei Schinkel und Rauch ein besonderes Grabmal in Auftrag zu geben: Es vereint Christentum mit klassischer Antike. Die Architektur im eleganten Rundbogenstil wird belebt durch vielfältigen Dekor. In einem Tondo in der Nische des Bogens erscheint in einem Medaillon das frontale Antlitz Christi. Zwei Engel tragen als Konsolfigürchen die beiden Säulen. In der Nische findet ein kleiner schlicht-eleganter Sarkophag Aufstellung. An seiner Vorderseite ist das Ehepaar Niebuhr in aristokratischer römischer Tracht zu erkennen. Wie aus einem Fenster gelehnt, reichen sie einander die Hände.

Im letzten Viertel des Jahrhunderts wurden an Familiengrabmälern antithetische Bildnismedaillons der Eheleute Mode. Die Großbürgerfrauen der Gründer- und Kaiserzeit, die den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg ihrer Männer mittrugen, ließen sich matronenhaft, in reiferen Jahren, oft etwas dicklich abbilden. Die Ehemänner sind fast immer in der Rolle des distinguierten Patriarchen dargestellt, dem Oberhaupt der Familie und Unternehmungen. Als Beispiele auf Melaten sei an die Begräbnisse Creutz (**Abb.9**) und Beckmann (**Abb.10**) 1900 erinnert. Das Bedürfnis, sich so abzubilden, wie man es im Leben zu Erfolg gebracht hatte, war stärker geworden als der Hang zur Idealisierung, die noch in der ersten Jahrhunderthälfte vorherrschte.

In dieser Zeit löste sich ebenfalls die strenge, gerahmte Form des Portraittondos auf und wird zum Bildnisrelief. Eine zusätzliche, sehr moderne Variante ist das gerahmte photographische Portrait.

### **Büste und Herme**

Die Beliebtheit des Portraits als Büste oder Herme im Klassizismus gründet auch auf die zahlreiche Überlieferung aus der antiken Kunst.

Es gibt zwar keine Beispiele für Portraitbüsten aus der griechischen Kunst, da das Verständnis vom Menschen eine Verkürzung des Körpers auf einen Torso nicht erlaubt hätte. In

---

<sup>264</sup> Hautumm, W.: Die griechische Skulptur, Köln 1987, S.24.

der römischen Kultursphäre erreichte die Büste aber seit der späten Republik und die gesamte Kaiserzeit hindurch eine großartige Blüte. Die Form der Herme als Schulterherme, Mantel- oder Doppelherme spielte kultisch in Griechenland eine wichtige Rolle<sup>265</sup>, im römischen Kunstbereich wurde die Herme, rein dekorativ, auch als Portrait verwendet.

Das Mittelalter kannte die Büste seit spätkarolingischer Zeit in der Funktion eines Reliquienschreins<sup>266</sup>. Auch als Bauplastik<sup>267</sup> und an Möbelstücken kommt sie seit der Gotik vor.

In der Renaissance gelangt diese Form des Portraits erst erstaunlich spät zu Bedeutung. Dies verwundert angesichts der zahlreichen Überlieferung aus der römischen Antike. Aber so bedeutende Bildhauer wie Donatello<sup>268</sup> oder Michelangelo<sup>269</sup> beschäftigten sich wenig damit. Im Bereich der Portraitkunst blieb das gemalte Portrait in der italienischen Renaissance unumstritten führend. Nördlich der Alpen war die Büste bei kleinem Format und mit den Materialien Holz, Ton oder Alabaster oft dem Bereich Kunsthandwerk zugeordnet. In der folgenden Zeit erwies sich G.L. Bernini für das repräsentative Büstenportrait epochenprägend<sup>270</sup>.

Jenseits monastischer Schaustellung wurden Büsten und Hermen als Ehrenmal im Zusammenhang mit der Entwicklung des Englischen Landschaftsgartens auch für bürgerliche Kreise wichtig<sup>271</sup>.

Von grundlegender Bedeutung für die Beliebtheit der Büste in Deutschland wurde das Walhallaprojekt König Ludwigs I. von Bayern, das 1830-42 nahe Regensburg zur Ausführung gelangte. Führende Künstler<sup>272</sup> schufen Marmorbüsten, zeitlich weit vor dem Baubeginn der Walhalla, und werteten somit die Portraitbüste in ihrer Aufgabe als Ehren- und Gedächtnismal auf<sup>273</sup>.

---

<sup>265</sup> Seit dem 4. Jahrhundert konnte sie wahlweise auch den Kopf von Pan, Priapos, Satyrn, Hekate, Helios, Herakles oder Aphrodite tragen und erhielt damit eine quasi porträtierende Komponente.

<sup>266</sup> s. S. Ursula in Köln.

<sup>267</sup> bedeutend: Prager Dom, Triforium, Bildnisse der königlichen Familie, der ersten drei Prager Erzbischöfe und der Leiter des Baus (1374-85).

<sup>268</sup> Donatello, Büste des Niccoló da Uzzano, Florenz Bargello.

<sup>269</sup> Michelangelo, Brutusbüste, Florenz Bargello.

<sup>270</sup> Frankreich: A. Coyzevox, J. B. Houdon.

Deutschland: A. Schlüter, B. Permoser, P. Egell, G. Grupello, F. X. Messerschmidt.

<sup>271</sup> Stowe, Bucks.: William Kents "Temple of British Worthies" um 1734.

<sup>272</sup> z. B. J. G. Schadow schon ab 1807.

<sup>273</sup> Daß die Büsten in der Walhalla Vorbildlich für die persönliche

Ursprünglich waren Büsten für Innenräume oder zumindest überdachende Kleinarchitekturen geschaffen worden.

Im Rheinland war ein frühes Beispiel für ein öffentliches Denkmal in Büstenform das in den Koblenzer Rheinanlagen aufgestellte Denkmal für den Gartenbaumeister Lenné, das Rauch 1847 vollendete. Ein weiteres Beispiel in Koblenz ist die Büste Schenkendorfs 1861 von Hartung. In Düsseldorf wurde 1860 die Büste Königin Stephanies von Bayerle und 1869 die Schadows von Wittig enthüllt

Für die bürgerliche Grabmalkunst erwies sich das Büstenportrait als besonders flexible Form der Repräsentation: Es kann schlicht auf einem Sockel oder einer Säule zu stehen kommen, möglich ist aber auch eine Integration in ein Wandgrab. Die repräsentativste Form ist das freistehende Architekturgrabmal, z.B. ein Monopteros oder eine Ädikula, in dem die gesockelte Büste Aufstellung findet. Am häufigsten treten diese Grabbauten im klassizistischen Stil auf. Seltener sind solche im Neogotischen oder Rundbogenstil<sup>274</sup>. Die Form der Büste vermischte sich zunehmend mit der Herme, sodaß, auch in Nachfolge der Bildnisse für Walhalla, die Schulterherme wie eine Büste aufgestellt wurde und nur in Ausnahmefällen mit dem Pfeiler Verbindung fand. Marmor mit seiner exklusiven und dauerhaften Aura war und blieb bevorzugtes Material, auch wenn es einzelne Beispiele für Bronzeuß gab.

Wie schon für das Medaillon festzustellen war, bieten auch für die Portraitbüste die Bonner Friedhöfe und Melaten in Köln in großem Umfang die unterschiedlichsten Beispiele. Besonders in Bonn kann man feststellen, wie in der Blütezeit des klassizistischen Grabmals vorbildliche Formen und Verwendungen geprägt wurden, die bis zum Ende des Kaiserreichs beliebt und für manche Kreise der Gesellschaft sogar verbindlich blieben.

Ein wichtiges Beispiel aus der Jahrhundertmitte ist das Grab C.F.Nasses, + 1851, Professor für Medizin (**Abb.11**). Es ist ein Wandgrab, das sich an die Friedhofsmauer anlehnt. Unter dem Doppelgiebel der klassizistischen Stele ist in eine runde Nische die Hermenbüste Nasses eingestellt. Dieses Grabmal nimmt so eine Mittelstellung ein. Die Büste ist so eingepaßt, daß die Rundung der Nische das Bildnis wie ein Medaillonrahmen umfängt. Ihren traditionellen Ort, die Front der Stele, verläßt sie nicht.

---

Repräsentation auf Grabmälern wurde, entspricht freilich nicht der Intention des Königs, dessen Ziel eine egalitäre Büstenversammlung, eine Republik des Todes, war. S. Traeger, J.: Der Weg nach Walhalla, Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19.Jahrhundert, Regensburg 1987, 3.Teil, I.3. Gleichheit der Tugend und des Todes, S.200ff.

<sup>274</sup> Beispiele auf Melaten: Grabmal F.L. Engels und Grabmal G.v. Mallinckrodt, s. Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.154 bzw. 184.

Auch das Grabmal des Sternenforschers F.W. Argelander, +1875 in Bonn, nimmt, 25 Jahre nach Nasse, die Form der Giebelstele mit Nische und Büste erneut auf (**Abb.12**). Das Bildnis hält sich ebenso an die strenge Hermenform, die schon durch die Walhallabüsten vorgegeben war.

Eine Hermenbüste, die sich nicht mehr an Architektur anlehnt, findet man auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof. Das Grabmal Mintorp, +1870 stand ursprünglich auf dem Golzheimer Friedhof und wurde später transloziert. Die Hermenbüste steht allansichtig auf einer Säule (**Abb.13**).

In der zweiten Jahrhunderthälfte ist an der Büste die gleiche Entwicklung festzustellen, wie am Medaillonbildnis: Im erweiterten Brustabschnitt wird die zeitgenössische Bekleidung angegeben. Das Grabmal Schönen, + 1893, auf Melaten ist eine gesockelte Bronzestatuette mit einer solchen erweiterten Schulterpartie (**Abb.14**).

Während der Gründerzeit kommen aufwendige architektonische Grabmäler in Mode. Die Büste erhält so eine Art Gehäuse, meist in Form einer Ädikula. Das Grabmal Merkens, + 1854, ist auf Melaten ein frühes Beispiel aus der Jahrhundertmitte (**Abb.15**). Weitere derartige Beispiele auf demselben Friedhof sind die Grabmäler Weber, + 1875, (**Abb.16**) und Hiller, +1885 (**Abb.17**).

Auch auf dem Bonner Alten Friedhof sind zwei bemerkenswerte Architekturen mit Büsten zu finden. Das Grabmal J. Pflücker rahmt nicht nur als ein Ädikulagehäuse das Bildnis wie bei den Beispielen auf Melaten (**Abb.18**). Die Büste des Mathematikers auf einer kurzen Säule ist in eine begehbare Ädikula mit geschlossener Rückwand und zwei ionischen Frontsäulen eingestellt. Die Architektur läßt keinen Aufwand vermissen: Die Säulen sind fein kanneliert, die Profile elegant. Sogar der Fußboden ist zweifarbig angelegt.

Eine weitere, sehr aufwendige Grabanlage ist die des Chirurgen W.Busch, + 1881 (**Abb.19**). Innerhalb einer rechteckigen Nische steht auf einem rechteckigen Sockel die Hermenbüste des Verstorbenen. Die Rückseite der Nische rahmt das Bildnis mit einer Bogenarchitektur. Die Wangen sind durch architravverbundene Säulchen erhöht. Sie bilden die Lager für das Pergola"dach". Interessant sind die beiden Reliefs beiderseits der Büste. Sie nehmen Bezug auf den Beruf des Verstorbenen. Von ihnen wird an anderer Stelle die Rede sein.

Die außergewöhnlichen Grabbauten lassen sich von Kleinarchitektur im Englischen Landschaftsgarten, wie Tempelchen oder Exedra, herleiten. Sie sind dort häufig dem Genius eines berühmten Menschen gewidmet. Im Rahmen eines Grabmals konnte sich nun auch der „Nicht-Park-Besitzer“ einen kleinen Tempel setzen und seine eigene Fähigkeit rühmen.

Waren die Beispiele bisher fast ausnahmslos Marmorbüsten und Marmorhermen, so gibt es auch vereinzelt Beispiele für



Bronzetechniken z.B.Schönen, +1893, Melaten oder Baltzer, + 1871, Bonn Alter Friedhof.

### **Sitzbild und Standbild**

Sitz- und Standbilder sind in der Sepulkralkunst relativ selten und treten auch verhältnismäßig spät auf. Dies trifft für die Hauptstadt Berlin wie für die Provinz Rheinland zu. Das hat zwei Gründe: zum einen sind vollplastische Ganzfiguren aus Marmor, Bronze oder Sandstein teuer in Material und künstlerischer Herstellung. Im Gegensatz zu eingelegten Medaillons oder aufgesetzten Hermen muß das gesamte Grabmal vom Künstler geschaffen werden. Zum anderen mußte das Sitz- und Standbild als Denkmal erst eine „Verbürgerlichung“ mitmachen. Erst in den 40er Jahren wurden Bürger einer Stadt oder eines Landes aufgrund ihrer persönlichen Leistungen denkmalwürdig.

Im Rheinland gibt es vielfältige Beispiele für ganzfigurige bürgerliche Denkmäler im öffentlichen Raum.

Das erste, früheste Beispiel ist das Beethovendenkmal auf dem Münsterplatz. Die Initiative, dem berühmten Sohn der Stadt ein Mal zu setzen, geht auf die Gründung des Beethovenvereins zurück. 1840 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den Ernst Hähnel gewann. 1845 konnte das Denkmal enthüllt werden. Nach diesem frühen Beispiel folgte um die Jahrhundertmitte aufgrund der politischen Ereignisse kein weiteres Denkmal dieser Art.

Erst 1865 kam es in Bonn zu einer neuen Einweihung. Das Denkmal E.M.Arndts, geschaffen von B.Afinger, wurde am alten Zoll in Bonn aufgestellt. War mit Beethoven dessen Genius geehrt worden, da der „Mensch Beethoven“ lediglich in der Stadt geboren worden war, seine musikalischen Erfolge jedoch anderenorts gefeiert hatte, so wurde der Professor für sein Engagement vor seiner Bonner Zeit, in den Befreiungskriegen geehrt<sup>275</sup>. Später hingegen ging der preußische Staat gegen ihn im Zuge der Demagogenverfolgungen rigoros vor und entthob ihn für 20 Jahre seines Universitätsamtes. 25 Jahre nach der Rehabilitierung zeigt das Denkmal Arndt als ein „Vorbild des exemplarischen Menschen, auf die politische Funktion eines über den Rhein wachenden Rufers“<sup>276</sup> beschränkt.

Die Denkmäler der folgenden Zeit ehren Personen unter präziseren Aspekten. 1867 wurde in Kurbad Kreuznach für den Arzt Prieger, der einen wichtigen Beitrag zum wirtschaftlichen Erfolg der Kurstadt geleistet hatte, ein ganzfiguriges Denkmal

---

<sup>275</sup> E.M.Arndt: "Der Rhein - Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" 1813.

<sup>276</sup> Bloch, P.: Heroen der Kunst Wissenschaft und Wirtschaft. Zierbrunnen und „freie“ Kunst, in: Kunst des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Bd.4. Plastik, hrsg. von Eduard Trier und Willi Weyres, Düsseldorf 1980, S.287.

errichtet. Das Corneliusdenkmal in Düsseldorf von Donndorf ehrt den ehemaligen Akademiedirektor<sup>277</sup>. Weitere Beispiele für bürgerliche Standbilder sind das Hansemann-Denkmal<sup>278</sup> von 1888 in Aachen, Schapers Krupp-Denkmal von 1889 in Essen, dessen Ritterhaus<sup>279</sup> in Barmen von 1900 und Stumm-Halburg<sup>280</sup> in Neunkirchen von 1902. Alle Geehrten sind durch spezifische Attribute ausgezeichnet.

Ein weiterer Mediziner auf dem Denkmalsockel war Johannes Müller von J.Uphues in Koblenz von 1898. Ein für das Rheinland wichtiges Denkmal ist das von L.Müsch gestaltete Loe-Denkmal von 1900 in Kempen. Der Begründer des Rheinischen Bauernvereins Freiherr Felix von Loe war jedoch vor allem während des Kulturkampfes mit Engagement für den Verein Deutscher Katholiken in den Vordergrund getreten. Trotz allem fällt das Denkmal nicht aus dem offiziellen Kanon des vorbildlichen Bürgers im Bratenrock heraus. Nach der Jahrhundertwende schließlich wurde vor dem chemischen Institut der Universität Bonn das Standbild für August Kekulé enthüllt.

Sitzbilder sind hingegen eher selten. Die Bildtradition geht zurück auf antike Philosophenbildnisse und in ihrer frühchristlichen Nachfolge auf Christus als Lehrer sowie auf barocke Papstgräber. Seit der Aufklärung galt Houdons Voltaire in der Pariser Comédie Francaise als Vorbild. Rauchs Bildnis von Max I. Joseph in München (1825-35) zeigt in Folge den ersten Bayernkönig als aufgeklärten Monarchen eines konstitutionell regierten Staates. Das erste bürgerliche Sitzdenkmal im Rheinland ist das für den Gartenbaudirektor Weyhe in Düsseldorf von 1850. Bis zum Ende des Jahrhunderts findet es keine Nachfolge. Erst 1900 entstanden in Köln die Denkmäler für Wallraf und Richartz vor „ihrem“ Museum und für Thomas a Kempis in seiner Heimatstadt.

Neben den Denkmälern für Bürgerliche gab es Stand- und Sitzbilder für Politiker und hohe Militärs. Auch ihnen verleiht ein bürgerlicher Habitus gelassene Normalität. Schapers Bismarck-Denkmal von 1879 und Moltkedenkmal von 1881 gibt herausragenden politischen und militärischen Tugenden bürgerlichen Anstrich. Beide Persönlichkeiten erscheinen in Kettwig am Reichsgründungsdenkmal von Albermann in ähnlicher Pose wie in Köln, jedoch an einem Themendenkmal an untergeordneter Stelle.

Ein analoges Denkmal schuf Albermann auch für Essen-Werden. Das Dürener Bismarck-Denkmal von J.Uphues 1892 hebt den Kanzler einzeln auf nur niedrigen Sockel. Ein spätes Beispiel

---

<sup>277</sup> Obwohl Cornelius nur kurze Zeit (1819-24) in Düsseldorf tätig war, bevor er nach München ging.

<sup>278</sup> Hansemann war liberaler Wirtschaftspolitiker.

<sup>279</sup> Ein rheinischer Heimatdichter.

<sup>280</sup> Stumm-Hallberg war Gießereibesitzer.

das Moltke als „Denker“ zeigt, ist sein Denkmal von J.Tüshaus und J.Hammerschmidt von 1901 in Düsseldorf.

Obwohl die ganzfigurige Darstellung eines Menschen im letzten Drittel des Jahrhunderts zunahm, blieb das Stand- oder Sitzportrait in der Sepulkralkunst eine Seltenheit. Bei Figuren auf Gräbern handelt es sich in erster Linie um Stein- oder Galvanoplastiken, die eine Trauernde, einen Grabengel oder eine Themenfigur zeigen. Diese vorwiegend weiblichen Trauernden und Engelsfiguren sind an anderer Stelle unter dem Aspekt ihrer Weiblichkeit zu betrachten.

Ein außergewöhnliches Beispiel für ein freiplastisches Sitzportrait ist das Grabmal J.J.Noeggerath, + 1877, auf dem alten Bonner Friedhof (**Abb. 20**). Noeggerath war schon seit den 20er Jahren Ordentlicher Professor für Mineralogie und Bergwerkskunde sowie Oberbergrat an der Oberbergbaubehörde. In seiner Person vereinigten sich sozusagen Theorie und Praxis. Dies spiegelt auch sein Grab wieder: Noeggerath sitzt auf einem Steinblock und hält in seiner Linken einen Hammer. Er trägt die zeitgenössische Kleidung in legerer Weise. Weder seine untersetzte Statur noch seine Physiognomie ist in irgendeiner Weise idealisiert. Die Darstellung entspricht ganz den zeitgenössischen Denkmälern für Bürgerliche.

Das überlebensgroße Grabdenkmal R.J. von Frankenberg, +1873, auf dem Melatener Friedhof ist in seiner naturalistischen Bildsprache der offiziellen Berliner Denkmalkunst eng verwandt (**Abb. 21**). Der General steht barhäuptig mit Waffenrock im Kontrapost auf einem gegliederten Sockel. Sein linker Arm hängt herunter, die rechte Hand ist in das Revers gesteckt. Trotz des eleganten Marmors, aus dem die ganze Figur gehauen ist, vermittelt der General große Lebensnähe. Seine Leibesfülle und statuarische Behäbigkeit sowie sein gealtertes Gesicht sind fern jeder Idealisierung. Das Bildnis geht auf die Initiative des Kölner Denkmalkomiteés zurück. Der 1874 geschlossene Vertrag mit dem Bildhauer Heinrich Hofmeister aus Frankfurt/Main ist im Stadtarchiv Köln erhalten. Interessant ist die stilistische und typologische Nähe zum Kölner Bismarck-Denkmal von F.Schaper, für das 1876 der Auftrag erging<sup>281</sup>.

Bis zu seiner Zerstörung im 2.Weltkrieg beherbergte Melaten noch ein weiteres ganzfiguriges Grabdenkmal: 1867 wurde zu Ehren des Sammlers und Kanonikus F.F.Wallraf (+ 1824) und des Kaufmanns und Museumsstifters J.H. Richartz (+ 1861) ein Doppeldenkmal enthüllt. Der Bildhauer war A.Werres. In Anknüpfung an das Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal von Rethel sind Wallraf und Richartz in einem fiktiven Gespräch vertieft. Obwohl sie in naturalistischer Manier dargestellt sind, wird eine ideale Wirklichkeit erzeugt: Beide Männer kannten sich aufgrund ihres großen Altersunterschiedes kaum. Richartz als

---

<sup>281</sup> Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.159.

reifer Mann, Wallraf als älterer Würdenträger beschreibt Realitäten, die ungefähr 40 Jahre auseinanderliegen. Ein weiteres Mal wurden die beiden Männer 1900 durch überlebensgroße Sitzbilder von W.Albermann vor ihrem Museum geehrt.

## **IX. Darstellungen von Frauen in der Sepulkralkultur**

Bevor man sich mit dem Bildnis der Frau im vorigen Jahrhundert befaßt, ist es unumgänglich, einen eingehenden Blick auf die Lebenssituation der Frauen in dieser Zeit zu werfen.

Die weibliche Hälfte der Bevölkerung war natürlich keine homogene Gruppe. Die Daseinsrealitäten unterschieden sich stark: Zum einen gab es die Ehefrauen und heranwachsenden Töchter der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht. Ihnen wurde jedes Recht auf Arbeit abgesprochen, es sei denn, sie blieben ledig. Dann durften, bzw. mußten sie ihren Lebensunterhalt mit den wenig anerkannten und schlecht bezahlten Berufen einer Lehrerin, Gouvernante oder Gesellschafterin verdienen.

Für die Frauen des Kleinbürgertums hingegen war es seit langem alltäglich, auf dem Hof, in der Werkstatt oder im Geschäft der Familie mitzuhelfen. Für ihre Arbeit erhielten sie keinen Lohn. Trotz ihres erheblichen Einsatzes zum Familieneinkommen erwarben sie keine finanzielle Unabhängigkeit.

Frauen, die in der zweiten Jahrhunderthälfte in der Fabrik arbeiteten, ledig oder verheiratet mit Kindern, wurden für ihre Lohnarbeit immer viel schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen. Da viele Familienväter irgendwann arbeitslos wurden oder das Familieneinkommen ohnehin knapp war, blieb den Frauen keine Alternative zur Lohnarbeit. Ihre Arbeit und Lohn sicherten zwar das Überleben der Familien, ihnen selbst erschloß sich jedoch weder Unabhängigkeit noch Aufstiegsmöglichkeit.

Die vierte Gruppe war das Heer weiblicher, lediger oder verheirateter Dienstboten in schlecht bezahlten und völlig abhängigen Arbeitsverhältnissen mit langer Wochenarbeitszeit.

Obwohl die bürgerliche Frauenbewegung besonders für das Recht der Frau auf Arbeit eintrat, sieht man im gesellschaftlichen Überblick deutlich: Für den Großteil der Frauen war Arbeit keine angestrebte Forderung, sondern Realität und Last; um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern. Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lebensumstände hatten die wenigsten.

Die folgende Betrachtung wird sich auf die erste Gruppe, die Ehefrauen und Töchter aus der bürgerlichen Mittel- und insbesondere der Oberschicht beziehen. Nur ihre Gräber sind auf den Friedhöfen des 19. Jahrhunderts mit Einzel- oder Familienanlagen erhalten. Die Frauen der Unterschicht wurden wie ihre Männer und Väter in Reihengräbern ohne eigene Gestaltung bestattet.

Für die Frauen der Mittel- und Oberschicht ist der Einfluß der Frauenbewegung bedeutend; dabei war es weniger ausschlaggebend, ob frau sich explizit zu den Forderungen stellte oder ihnen ablehnend gegenüberstand. Die allgemeinen, fortlaufenden Veränderung wirkten sich auf Anhängerinnen wie auf Skeptikerinnen aus.

Die Frauenbewegung, die ihre Ziele schon in den 40er Jahren formulierte, entwickelte durch die politischen Veränderungen um 1848 eine starke Dynamik, die zur Konstituierung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ im Jahre 1865 führte.

Luise Otto-Peters (1819-95) gilt als die Gründerin der deutschen Frauenbewegung<sup>282</sup>. Als sie mit 21 Jahren im Erzgebirge das Elend der Arbeiterinnen sah, erwachte ihr soziales Engagement und ihre Tätigkeit als „Schriftstellerin“ begann. Drei Jahre später formulierte sie ihr Anliegen erstmals: „Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates ist nicht ein Recht sondern eine Pflicht“<sup>283</sup>. Bis zum Jahre 1847 gewann sie weitere Vorstellungen, die in „Vorwärts“ abgedruckt wurden: „Selbständig müssen die deutschen Frauen werden, nur dann werden sie auch fähig sein, ihrer Pflicht, teilzunehmen an den Interessen des Staates, immer und auf die rechte Weise nachzukommen. Diese Selbständigkeit kann nur durch individuelle Bildung gefördert werden, denn nur ein selbständiges Herz führt zu selbständigem Handeln.“<sup>284</sup>

Diese modernen Forderungen trafen die Frauen der mittleren und oberen Bürgerschicht, die bisher an den Veränderungen zur Industriegesellschaft noch in keiner Weise teilgenommen hatten.

---

<sup>282</sup> Sie entstammte einem großbürgerlichen Haushalt und wuchs mit mehreren Schwestern auf. Der Vater ermunterte die Mädchen, sich mit Zeitgeschichte zu beschäftigen und sich für Politik zu interessieren. Durch den frühen Tod der Eltern 1835 waren Luise und ihre Schwestern auf sich selbst angewiesen. Zusammen führten sie den Familienhaushalt weiter. In ihrer Heimat Sachsen war dies im Gegensatz zu anderen Ländern möglich, s. Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1997, S.16.

<sup>283</sup> zitiert nach Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1997, S.11.

<sup>284</sup> L.Otto Peters: Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates, In: Vorwärts, Leipzig 1847.

Otto-Peters indeß versuchte, durch die Gründung einer eigenen Frauen-Zeitung 1849 ihren Worten breiteres Gehör zu verschaffen. Zusammen mit anderen engagierten Frauen der „ersten Generation“ wie Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt kämpften sie für Selbständigkeit und Mündigkeit durch Bildung und Arbeit. Dabei versuchten sie, sich trotzdem innerhalb der gesellschaftlichen Regeln zu bewegen: Sie forderten die Veränderung nicht als Wert an sich, sondern betonten, mit der neuen Freiheit der Vervollkommnung der Gesellschaft durch den allgemeinen Fortschritt dienen zu wollen. Frau stellte sich also nicht gegen die tradierten Werte im Frauenleben wie „Aufopferung, Selbstlosigkeit, Hingabe und Liebe“. Das Steben nach Persönlichkeitsentfaltung wurde nicht für sich selbst gefordert. Politische Mündigkeit blieb lange außen vor. Man hatte erkannt, daß man in einer Männerwelt lebte, die nur innerhalb der gesteckten Regeln zu verändern war.

Nur wenige Männer stellten sich auf die Seite der Frauen. Zwar mußten die Männer im Bürgertum, anders als die Arbeiter, die Konkurrenz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt nicht fürchten. Sie kämpften vielmehr vehement um eine bestehende Weltdeutung, dem „Ergänzungstheorem der Geschlechter“. Ein Gegner der Frauenemanzipation schrieb dazu: „Im übrigen aber ist die durch Natur und Evangelium gebotene Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern die, daß der Mann für Kampf und Arbeit bestimmt ist, die Frau aber in der Pflege reiner, warmer und inniger Gefühle, in der Bewahrung der Güter, die der Mann erworben, in der Ordnung, Leitung und dem Schmuck des Hauses, die von Gott ihnen anvertrauten Aufgaben suchen. Dem Manne gebührt der Kampf und die Arbeit, aber das Weib wische den Schweiß von seiner Stirn und stärke seine Kraft, indem sie durch ihr Sein und Walten das Haus zu einer Stätte der Harmonie und des Friedens, zu einer idealen Welt bilde“<sup>285</sup>. Obwohl die bürgerliche Frauenbewegung sich niemals gegen die Rollenteilung aussprach, befürchteten die Kritiker eine Veränderung. Sowohl Naturgesetze als auch christliche Lehre wurden für die Fundamentierung der Ergänzungstheorie bemüht.<sup>286</sup> Aber viele Frauen waren durch die Forderungen und möglichen Veränderungen auch beunruhigt: Sie fühlten sich in der gewohnten Abhängigkeit nicht unwohl und hatten an der patriarchalischen Gesellschafts-Struktur nichts auszusetzen.

Obwohl der Großteil der weiblichen Bevölkerung einer bezahlten Arbeit nachgehen mußte, war den Töchtern des gehobenen Bürgertums jede Form von Erwerbstätigkeit und jede körperliche Arbeit schlichtweg untersagt. Der einzige Bildungsweg, den sie einschlagen konnten, war die sogenannte höhere Töchterschule.

---

<sup>285</sup> zitiert nach Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1997, S.17.

<sup>286</sup> G.Bäumer: Gestalt und Wandel- Frauenbildnisse, Berlin 1950, S.71.

Hier wurden Mädchen aus höheren Sozialschichten aber keineswegs auf höherem Niveau unterrichtet. Die Töcherschule endete bereits mit dem 14. Lebensjahr. Danach erhielten viele Mädchen Privatunterricht in Klavier, Gesang, Konversation und Malen. Eine weitere Möglichkeit der gesellschaftsfähigen Weiterbildung waren Pensionate, wo in familienartiger Atmosphäre weitere Kenntnisse in Literatur, Geschichte, Geographie, Mythologie und Französisch erworben werden konnten. Spätestens mit dem 17. Lebensjahr war auch diese „Ausbildung“ erschöpft, und die jungen Frauen begaben sich in „Wartestellung“ auf die herbeigesehnte Heirat. Bis dahin verbrachte man seine Zeit mit Handarbeit, Musizieren und auf Gesellschaften. Zwar hatte die Romantik die Liebesheirat beschworen, in Wahrheit jedoch stand die ökonomische Zukunftssicherung im Vordergrund. Diejenigen, die das Lebensziel „Ehefrau“ verfehlt hatten, waren arm dran. Ihr Stellenwert als Frau und Mitglied der Gesellschaft sank auf ein Minimum. Wirtschaftlich blieben sie von ihrer Familie abhängig, ohne zum Familieneinkommen etwas beitragen zu können. War es andernfalls der Familie nicht möglich, die ledige Frau zu erhalten, blieb nur die Möglichkeit einer Stellung als Gouvernante oder Gesellschafterin - beides schlechtbezahlt und von geringem gesellschaftlichen Ansehen. Ein weiterer Beruf, der seit der Mitte des Jahrhunderts ergriffen werden konnte, war der der Lehrerin. Aber auch dieser war überaus schlecht bezahlt. Außerdem drängten sich auf die wenigen freien Stellen viele Bewerberinnen.

Den heranwachsenden Töchtern und Ehefrauen war zwar offiziell jede Erwerbstätigkeit verboten. Die gesellschaftlich betonte Ausbildung der Söhne, sowie die Geselligkeiten zur Heiratsvermittlung der Töchter aber verschlangen Unsummen. So war das Haushaltsbudget in vielen Familien bald erschöpft. Da die „standesgemäße“ Lebensart Sparmaßnahmen nur bis zu einem bestimmten Maße vertrug, versuchten viele Frauen durch den heimlichen Verkauf von eigenen Handarbeiten etwas Geld zu verdienen. Nach außen durfte von solchen Aktivitäten nichts dringen - oft war nicht einmal das Familienoberhaupt informiert.<sup>287</sup>

Hatten die jungen Frauen das oft bittere Warten auf ihr Lebensziel, eine standesgemäße Heirat, die ihnen die Versorgung sicherte, glücklich überstanden, eröffneten sich neue existenzbedrohende Probleme. Der bürgerliche Haushalt verkleinerte sich im Laufe des Jahrhunderts immer mehr. Technischer Fortschritt<sup>288</sup> vereinfachte die Aufgaben, die wachsende Infrastruktur der Kommunen machte viele Arbeitsgänge<sup>289</sup> unnötig. Die Folge war, daß viele Fähigkeiten

---

<sup>287</sup> Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1997 S.14.

<sup>288</sup> z.B. Heizung, Beleuchtung.

<sup>289</sup> z.B. große Vorratshaltung.

in Vergessenheit gerieten, das Hauspersonal reduziert wurde und unverheiratete Frauen, die den Haushalt nicht verließen, nicht den nötigen Beitrag zu ihren Lebenshaltungskosten leisten konnten. Die Frauen des Bürgertums, deren Tätigkeitsfeld so beschnitten wurde, hatten, wie gesagt, nur geringe Ausweichmöglichkeiten. Beruf und politisches Engagement waren ihnen verboten, soziale Tätigkeit oft nicht leicht umzusetzen und oft auch von den Ehemännern nicht geduldet. So kam es im letzten Viertel des Jahrhunderts zu einer übertriebenen Dichte von Geselligkeiten. Problematisch war dabei natürlich, daß sich bei diesen Zusammenkünften Frauen aus ähnlichen Verhältnissen mit ähnlichen Problemen trafen. Große Impulse zur Veränderung waren nicht zu erwarten.

Obwohl die bürgerliche Frauenbewegung unmittelbar seit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) 1865 einen großen Mitgliederzustrom<sup>290</sup> verzeichnen konnte, veränderte sich die Lage der Frauen - der Arbeiterinnen wie der Bürgerinnen - nur zögerlich. Der ADF trat nur halbherzig für Wahlrecht und politische Emanzipation ein und setzte auf Reformen im System durch Bildung und Erwerbstätigkeit. Aber erst als der tertiäre Wirtschaftssektor mit neuen Berufsbildern im kaufmännischen Bereich und Verwaltungssektor ausgebaut wurde, konnten Frauen neue Berufe<sup>291</sup> erobern.

Explizit für politische Mündigkeit und Rechte setzte sich die proletarische Frauenbewegung ein. Sie war eng an die politische Linke geknüpft und hatte in erster Linie die Lebensbedingungen der Frauen des Proletariats im Auge: Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Mutterschutz, gleicher Lohn für gleiche Arbeit...

Hatten die Bürgerlichen auf Bewährung und Pflichterfüllung gesetzt, schrieb die linke Frauenbewegung Klassenbewußtsein und Veränderung durch Revolution auf ihre Fahne.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es zum einen der Verdienst dieser organisierten unerschütterlichen Frauen war, die mit großem Stehvermögen ihre Forderungen immer wieder vortrugen. Die Möglichkeit zu Abitur und Studium, die schließlich geschaffen wurde, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Zum anderen haben die Veränderungen des Arbeitsprozesses, die Entstehung neuer Berufsbilder und der Wandel der gesamten wirtschaftlichen wie politischen Situation die Neuerungen unumkehrbar gemacht.

Da die bürgerliche Begräbniskultur sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte, konnte sich der Wandel des Frauenbildes, der sich in anderen Bereichen der Kunst während des 18. Jahrhunderts vollzogen hatte, nur in seiner Endausprägung niederschlagen. Diesen Wandel „vom aufgeklärten

---

<sup>290</sup> 1870: 10000.

<sup>291</sup> Besonders zahlreich wurden Assistentinnenberufe, in denen Frauen wieder hinter Männern in der zweiten Reihe standen.



Frauenzimmer zur schönen Weiblichkeit" hat u.a. Brandes für literarisch-publizistische Quellen untersucht<sup>292</sup>. Sie hat dabei verschiedene Phasen für die Zeit der Aufklärung und danach benannt: Jede Veränderung war Niederschlag tiefgreifender sozio-ökonomischer und psychosozialer Veränderungen. Die zunehmende Trennung von Erwerbs- und Familienleben forderte eine Neudefinition der Rollen, neue Fähigkeiten und Eigenschaften bei Frauen traten in den Vordergrund. Die Frühaufklärung hatte in der Publizistik die aufgeklärte, gebildete, dem Mann ebenbürtige Frau beschrieben. Der Mensch als vernunftbegabtes Wesen, gleichgültig welchen Geschlechts, stand im Vordergrund. Eine Generation später hatte sich das Frauenbild widersprüchlich und ambivalent verändert: Die selbständige, vernunftbegabte Frau mutierte allmählich zur empfindsamen, tugendhaften, passiven Frau. Das Theorem der geschlecht-spezifischen Differenz erkannte den Frauen nurmehr die Rolle des schwachen Geschlechts zu. Interessanterweise führten sowohl die Verfechter der Gleichheit als auch der Differenz rationalistische und naturphilosophische Argumente ins Feld<sup>293</sup>. Zuguterletzt wurde der untergeordnete Stellenwert als naturgegeben und somit unveränderbar dargestellt.

Das Rollenmuster als Gattin, Mutter und Hausfrau, das nun über 150 Jahre gelten sollte, verfestigte sich. Zunehmend gehörte nicht mehr der Verstand zu den Haupttugenden, sondern das mitfühlende Herz. Intellektuelle Leistungen wurden nur mehr den Männern zugebilligt. Die Frauen aber hätten „wegen ihrer zarten Leibesbeschaffenheit zärtlichere und empfindlichere Gemüther als die Manspersonen; Ihre Neigungen (= Affekte, Gefühle) sind viel stärker“<sup>294</sup>. Zwar wurde der Frau die

---

<sup>292</sup> Brandes, H.: Der Wandel des Frauenbildes in den deutschen Moralischen Wochenschriften, in: Zwischen Aufklärung und Restauration, Festschrift für W.Martens, hrsg. von W.Frühwald und A.Martino, Tübingen 1989, S.49-64.

<sup>293</sup> Für die Gegner der Frauenemanzipation z.B. Rousseau, Humboldt oder Fichte. Fichte im Jahre 1796 zur Rolle der Frau: "Das Weib gibt, indem sie sich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ihre Persönlichkeit auf. Ihre eigene Würde beruht darauf, daß sie ganz, so wie sie lebt, und ist, ihres Mannes sei, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe. Das Geringste, was daraus folgt, ist, daß sie ihm ihr Vermögen und alle Rechte abtrete, und mit ihm ziehe. Nur mit ihm vereinigt, nur unter seinen Augen, und in seinen Geschäften hat sie noch Leben und Tätigkeit. Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuums zu führen; ihr Leben ist ein Teil seines Lebens." s.Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre. 1796. Hamburg 1960, S.306f.

<sup>294</sup> Der Mahler der Sitten, 85.Stück zitiert nach Brandes, H.: Der

Wandel des Frauenbildes in den deutschen Moralischen

Bildungsfähigkeit nicht vollkommen abgesprochen, doch das Soll an Bildung wurde eingeschränkt. Der Mythos des „schönen, aber schwachen Geschlechts“ war geboren, ihr Wirkungsbereich auf die enge Häuslichkeit beschränkt. Die Frau definierte sich nun über ihre Tätigkeiten und Dienstleistungen an anderen Personen. Auf der einen Seite stand das gesamte 19. Jahrhundert die liebevolle, fürsorgliche Gattin und Mutter sowie die entsagende Witwe. Frauen, die sich dem widersetzen, wurden andererseits verteufelt oder lächerlich gemacht. Dieser Antityp, „männerbedrohende, Unruhe stiftende Amazonen“, wurde später auf die Frauen der Emanzipationsbewegung<sup>295</sup> übertragen. Dieser Wandel, der die gesellschaftlichen Prozesse widerspiegelt, hat sich in der Publizistik unmittelbarer niedergeschlagen, als das in Denkmal- und Sepulkralkunst möglich gewesen wäre.

Betrachtet man das Bildnis von Frauen und weibliche Darstellungen im 19. Jahrhundert, ist man gezwungen, den Kunstkontext anders zu beleuchten als bei der Untersuchung männlicher Grabdenkmäler und Bildnisse. Für das Grabbildnis der Frau gibt es keinen breiten Hintergrund „bürgerliches Denkmal im öffentlichen Raum“. Denkmäler für Frauen schienen nur für Mitglieder des Herrscherhauses angebracht.

Nicht individualisierte Frauendarstellungen zeigen in der Tradition barocker Ikonographie weibliche Allegorien. Darstellungen von Frauen müssen deshalb vor dem Hintergrund des Alltags, der gesellschaftlichen Rolle und männlicher Ansprüche gesehen werden. Alles unterlag dabei einem ständigen Wandel. Nicht zuletzt durch die Frauenbewegung griffen Frauen in ihr Bildnis ein: Sie veränderten es in ihrem Sinne oder es wurde als Antwort und „Bremse“ auf die Entwicklungen von einer immer noch männlich bestimmten Gesellschaft diktiert.

Bilder von Frauen begegnen uns auf den Friedhöfen des 19. Jahrhunderts in unterschiedlichster Art. In der ersten Jahrhunderthälfte ist das Bild einer Frau, sei es als Portrait oder Allegorie, noch selten. Antikisierende Szenen geben Frauen überwiegend als mythologische Gestalt wieder z.B.

---

Wochenschriften, in: Zwischen Aufklärung und Restauration, Festschrift für W. Martens hrsg. von W. Frühwald und A. Martino, Tübingen 1989, S. 57.

<sup>295</sup> Die Forderungen der Frühaufklärerinnen, wie später der Frauenbewegung, schlossen die Gleichstellung der Geschlechter auch in sexueller Hinsicht ein. Mit dem Klischee der tugendsamen Schönen wurde Schamhaftigkeit und Triebverzicht zur Tugend. Das junge Mädchen wurde die "Person ohne ich" (Duden, B.: Das schöne Eigentum, Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Kursbuch 47, März, Berlin 1977, S. 125), die erwachsene Frau, sofern verheiratet, nur im enggesteckten Rahmen ein sexuelles Wesen.

Grabmal Rehfuës, +1843, Bonn, Alter Friedhof, Relief mit Persephone (**Abb. 22**).

Bei den wenigen Medaillonportraits handelt es sich meist um früh Verstorbene. Das Bildnis ist eine Huldigung an die unsterbliche Jugendlichkeit und Schönheit, nicht an ihr Verdienst. Ein außergewöhnlich schönes Beispiel dafür ist das Grabmal für Annie Matilde Ebbinghaus (**Abb. 23**), die im Jahre 1885 im Alter von 33 Jahren verstarb, Bonn, Alter Friedhof: An dem aufwendig profilierten Grabpfeiler mit bekrönendem Akroter ist an der Vorderseite das Profil der jungen Ehefrau zu sehen. Das Medaillon wird zusätzlich mit zwei Ölzweigen/Lorbeer?? umfassen.

Eine weitere sehr repräsentative, wenngleich für unsere Augen etwas rührselige Form eine jung Verstorbene zu ehren, begegnet uns im Grabmal Paula Doetsch auf dem Alten Bonner Friedhof (**Abb. 24**). Für die 1890 zwanzigjährig verstorbene Tochter des Oberbürger-meisters schuf der Bildhauer Robert Cauer auf einem freistehenden Sockel eine mädchenhaft liebevolle Engelsfigur. Das Engelmädchen aus weißem Marmor steht grazil im Kontrapost. Die Schrittstellung zeichnet sich durch den weichfallenden Peplos ab. Die Hände sind in flehend-bittender Geste vor die Brust geführt. Die großen, aber schlanken Flügel unterstreichen den elegant bewegten Körper. Ganz eindeutig soll zwischen der jung Verstorbenen und dem Engelmädchen eine Analogie hergestellt werden.

Selten werden weibliche Verstorbene auch in der zweiten Jahrhunderthälfte mit einem Grabportrait geehrt. Das Grabmal Magdalena Wirtz (1848-1896), Melaten in Köln zeigt auf dem Sockel eines großen Kleeblattkreuzes das Portraitmedaillon der Verstorbenen nach links (**Abb. 25**). Sie ist zwar alleine, ohne das Bildnis des Ehemannes dargestellt, aber auch hier zeigt sich durch die Widmungsinschrift, daß die Verstorbene in ihrer Funktion als Ehefrau geehrt wird: „Schlummere sanft teure Frau. / Was Du in den Stürmen des Lebens / mir gewesen und was ich an Dir / verloren, weiß nächst Gott nur ich allein. / August Wirtz.“

Zu selten erlangten die Frauen des vorigen Jahrhunderts in der männlich geprägten Gesellschaft eine Stellung, die eine dem Mann ebenbürtige Portraitdarstellung erlaubt hätte. Weiterhin häufiger begegnet uns in der 2. Jahrhunderthälfte Frau als Ehefrau. Ihr Portrait wird dem ihres Gatten scheinbar gleichgeordnet. Deutlich wird aber auch in diesen antithetischen Bildnissen, wie die Rollenverteilung in Familie und Gesellschaft war: er als Oberhaupt zu Hause und in seinen Unternehmungen, sie als häusliche Matrone und zugleich Repräsentantin der Familie und bürgerlichen Ehe an seiner Seite. Größere Variationen waren in diesen Typen nicht vorgesehen.

Die Ehefrauen zeigten sich auch nur bis zu einem gewissen Grad der jeweiligen Mode unterworfen. Die Damenkleidung war am Ende

des zweiten Rokoko (1840-1870), das die Krinoline nochmals populär gemacht hatte, ohnehin immer einfacher geworden. In den letzten beiden Jahrzehnten wurde die Frauenkleidung vom Hals bis zu den Knien anliegend. In Portraitdarstellungen vermittelt die Kleidung einen ausgesprochen „zugeschnürten“ Eindruck. Selbstverständlich wäre es als unpassend empfunden worden, hätte Frau sich am Grabmal tief dekolliert präsentiert. Es hätte ihrer Rolle auch keineswegs entsprochen. Bei der Frisur verzichtete man auf die künstliche Lockenfülle, die noch im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts beliebt war. Die Haare sind in den Ehefrauenportraits locker, aber korrekt nach hinten frisiert und hochgesteckt. Lediglich die Stirnpartie ist meist zu erhöhtem Volumen antoupiert.

Die häufigste Art der Frauendarstellungen auf Gräbern des 19. Jahrhunderts ist anonym. Das „Bild der Trauernden“ in unterschiedlichsten Ausformungen begegnet auf den meisten Friedhöfen der Zeit in fast allen europäischen Ländern. Hierbei ist das singulär geschaffene Werk eines Künstlers für ein Grabmalensemble von den verschiedenformatigen Galvanos der Grabmalindustrie zu unterscheiden. Nicht selten wurden auch vorgefertigte Katalogfiguren in individuell entworfene Architekturen integriert. Die Steinstufen, auf denen die Figuren stehen, überbrücken dabei häufig die Sphäre zwischen Leben und Tod. Die weiblichen Trauernden, die uns schon in barocker Ikonographie begegnen, sind in sitzender oder stehender Haltung zu finden. Sie sind eine Wiederaufnahme der antiken Sitte der Klagefrauen am Grabe<sup>296</sup> sowie ihrer neutestamentlichen Deutung als Trauernde am Grabe Christi und Maria mit Maria Magdalena am Kreuze. Das Spektrum der Gefühlsregung reicht von der entrückten Versunkenheit in den Schmerz bis hin zur koketten Darbietung der Weiblichkeit<sup>297</sup> und modischer Kapriziosität. Die unterschiedlichsten Attribute z.B. Ölweig, Blumen o.ä. können beigegeben werden. Die Bekleidung ist fast ausnahmslos antikisierend und zeitlos. Dabei vermischt sich tatsächlich antike Kleidung, wie der offene, nur mit Fibeln gehaltenen Peplos und der zugeschnittene und genähte ionische Chiton, mit antikisierender Mode aus der Zeit des Empire. Trauernde und Engel sind analog gekleidet, - mit dieser Vermischung kommt es zur endgültigen Profanisierung. Die Frisur der Figuren ist ebenfalls antikisierend, der Vermittlung des Empire angepaßt: Die Haare sind lose zurückgenommen oder um den Kopf gedreht. Einzelne lose Haarsträhnen (sog. „coup de vent“) fallen in Gesicht oder Nacken. Beim sog. Tituskopf sind die Haare um das Gesicht kurz geschnitten und in die Stirn gekämmt. Häufig sind Bänder um den Kopf geschlungen. Die absichtliche Unordentlichkeit zeigt

<sup>296</sup> Vergl. Klagefrauen am Sarkophag von Sidon, Archäologisches Museum Istanbul.

<sup>297</sup> Nach Memmesheimer, Paul Arthur: Das Klassizistische Grabmal. Eine Typologie. Bonn 1969, war in der antiken Kunst die entblößte Schulter ein Motiv für seelische Not.

bei den Trauernden die melancholische Stimmung und Nachlässigkeit dem eigenen Aussehen gegenüber. Dieses Phänomen ist in vielen europäischen Ländern zu beobachten. Beliebt sind auch Trauernde in Betrachtung des Portraitmedaillons des Verstorbenen. Dabei kann die Figur, sofern es sich nicht um Katalogware handelt, auch Portraitszüge annehmen.

Wie Abt und Vomm richtig bemerkten, handelt es sich gegen Ende des Jahrhunderts in der Mehrzahl nicht mehr um allegorische Gestalten wie im Klassizismus, sondern um „subjektive Allegorien“, um Personifikationen, die die Gefühle der Hinterbliebenen zeigen: privaten Schmerz und intime Trauer<sup>298</sup>. Durch Verlebendigung der Trauer um die geliebte Person und die Schönheit<sup>299</sup> der Frauendarstellung wurde Trost und Erlösung vom Schmerz gesucht.

In der zweiten Jahrhunderthälfte näherten sich zudem Trauernde und Engelsfigur in Erscheinung und Gebrauch einander immer mehr an. War seit den 40er Jahren eine Engels- oder Heiligenfigur auch einer explizit religiösen Botschaft verbunden<sup>300</sup>, verflachen sie im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte in ihrer Aussage. Durch die Wandlung zum eindeutigen Geschlecht machte man aus den ursprünglich geschlechts- oder alterslosen Wesen diesseitige Geschöpfe von jungfräulicher Naivität oder fraulichem Reiz. So läßt sich der Wandel des gängigen Schönheitsideals anhand der Engel bis zum Ersten Weltkrieg verfolgen. Unabhängig davon bleibt der androgyne Kinderengel in der Gründerzeit beliebt.

Auf dem Grab Peters, Köln Melaten (**Abb. 26**) und auf dem Poppelsdorfer Friedhof, Bonn, am Grabmal Wolff (**Abb. 27**) begegnet eine szenische Darstellung mit Frau und Schiff. Mit traurig-melancholischem Blick wendet die am Ufer Sitzende sich dem auslaufenden Schiff zu. Das Motiv des Schiffes wird hier nicht gemäß der christlichen Ikonographie als Arche Noahs, als Ecclesia im Sinnbild eines Schiffes oder im Bezug auf Schiffssymbolik im Neuen Testament verwendet. Das Motiv des auslaufenden Schiffs verwendet hier Vorbilder aus der pompejanischen Wandmalerei. Die Ausgrabungen in Pompeji, die schon 1748 begonnen hatten, waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durch Stiche und Publikationen der Öffentlichkeit bestens bekannt<sup>301</sup>. Seit die Pompejibegeisterung

<sup>298</sup> Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980 S. 86.

<sup>299</sup> Meist orientierte sich das Schönheitsideal am Geschmack einer am herkömmlichen orientierten Käuferschicht. Im Gegensatz dazu stehen die Trauerdarstellungen der Moderne z.B. von Manet, Rodin, Böcklin, Klinger in lebendiger Sinnlichkeit unter Verzicht auf Schönlinigkeit und Idealität der Proportion.

<sup>300</sup> z.B. der nazarenische Engel auf dem Grab Heidel von 1839, Bonn, Alter Friedhof.

<sup>301</sup> Von beispielsweise "Le antichità di Ercolano esposte",

Ende des 18. Jahrhunderts Niederschlag in Innenarchitektur und Dekoration gefunden hatte, waren bestimmte Motive in das allgemeine Formen und Motivgut antikisierender Architektur übergegangen.

Bei den vorgestellten Grabmälern ist das Motiv „Theseus verläßt Ariadne“ verarbeitet, wie es z.B. im Haus der Vettier in Pompeji als Mittelbild einer Wanddekoration begegnet. Die antikisierende Szenerie ist nicht mehr die des ausfahrenden Geliebten, sondern symbolisiert den Abschied von einem geliebten Menschen schlechthin. Die Frauenfigur ist nun nicht mehr benennbar. Sie verkörpert den Schmerz der Hinterbliebenen. Man kann beobachten, wie dieser Schmerz des Zurückgelassenwerdens im Laufe des Jahrhunderts immer intensiver dargestellt wurde. Dabei läßt sich auf eine gewandelte Haltung zum Tod schließen: Der Glaube an ein Wiedersehen, wie es das Christentum immer genährt hatte, war für viele verblaßt. Dies machte den Abschied dramatischer, weil endgültiger. In ähnlicher Weise sind auch die mehrfigurigen Reliefs zu interpretieren, die sich an klassische attische Grabstelen anlehnen. In ihrer ursprünglichen Aussage versprechen sie ein Wiedersehen. Der Wiederholung des späten 19. Jahrhunderts jedoch haftet eine melancholische Endgültigkeit an.

Nach der Jahrhundertwende wird auch bei Frauendarstellungen in der Sepulkralkunst ein Versuch zur Moderne gewagt. Dabei begegnen zwei neue Typen: zum einen die schöne liegende Tote, in Abwandlung auch eine gelagerte Sterbende, und die „Göttin des Todes“. Zwei frühe Prototypen des ersten Typs begegneten auf dem Luisenfriedhof III in Berlin Charlottenburg. Beide sind nicht erhalten. Das Grabmal Hake von 1901 bildete ein Tischgrab, dessen Formen sehr vereinfacht wurden. Darauf lag eine jugendliche Grazie, in den individualisierten Zügen der früh verstorbenen Ditta Hake. Die Inschrift erläutert „Schlaf ist mein Glück: Drum wecke mich nicht; sprich leise“. Gemeint war also, ganz dem antiken Verständnis und Lessing folgend, der Schlaf sei der Bruder des Todes, der schlafenden Ditta. Soweit also eine scheinbar traditionelle Bildsprache. Aber die freizügige, entblößte Darstellung, die summarische Oberflächenbehandlung trotz der Feingliedrigkeit des Körpers

---

Neapel 1757-92 in 5 Bänden und "Gli ornamenti delle pareti ed i pavimenti delle stanze della antika Pompeji", Neapel 1796-1808 über Zahn, O.: Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Erculaneum, Stabiau, Berlin 1828-52 und Helbig, W.: Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens, Leipzig 1868, bis zu Mau, A.: Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji, Berlin 1882. Die Reihe der deutschen und ausländischen Publikationen ist schon Ende des 19. Jahrhunderts lang und zeigt das ungebrochene Interesse an den Untersuchungen.

und des ornamentalen Falls von Haar und Gewand weisen zum Jugendstil. Gelagerte finden sich später auch im Rheinland.

Eine weitere Gruppe von weiblichen Darstellungen möchte ich unter dem Namen „Göttinnen des Todes“ zusammenfassen. Sie sind ikonographisch durch symbolistische Literatur und Malerei sowie den Jugendstil beeinflusst. Ein frühes Beispiel, das Grab Vogdt von 1901, stand in Berlin-Charlottenburg, Luisenfriedhof III. Eine unheilvoll blickende, geflügelte Frauengestalt schreitet über einen kreuzförmig gestalteten Sockel. Ihr gesamter Oberkörper ist entblößt und in der Hand trägt sie einen Schlangenring, das Symbol der Zeit. Auf dem Olsdorfer Friedhof findet sich in der Nähe des Mausoleums der Familie Ohlendorff die Freiplastik „Schicksal“ von Hugo Lederer aus Marmor gearbeitet. Ähnlich der Gestalt in Berlin ist ihr Oberkörper entblößt. Sie schleift eine junge Frau und einen jungen Mann hinter sich her. Sie liegen auf dem Bauch, das „Schicksal“ hat mit erbarmungslosem Griff ihr Haar gepackt<sup>302</sup>.

Auf Melaten finden wir zwei einander ähnliche Grabmäler, der Familie Euskirchen (**Abb. 28**) und der Familie Brandt (**Abb. 29**), beide um 1906. Sie zeigen aber im Vergleich zum Grabmal Vogdt nur eine reduzierte Expressivität. Vor der hohen Rückwand des Grabes sitzt jeweils eine Frauengestalt. Sie ist in sich versunken, ihre Hände stützt sie auf die Sitzbank.

Die Gewänder sind bewußt zeitlos, klassisch gehalten, auch wenn sie im antiken Sinne nicht näher spezifizierbar sind. Das verhüllte Haupt kann als Brautschleier oder im religiös-antiken Sinne als caputum velatum interpretiert werden. In beiden Fällen ist eine genaue Benennung der weiblichen Figur nicht mehr möglich. Sie ist sowohl introvertierte Trauernde als auch ein Wesen, das die Verschmelzung von Schlaf und Tod symbolisiert. In der Manier des Jugendstils ist Gewandfall, Umriß und Sitzbank stark linear behandelt und verschmelzen zu einer beeindruckenden, aber auch fast bedrohlichen Gestalt. Aufgrund ihrer Geschlossenheit und Unnahbarkeit ist die Bezeichnung „Göttin des Todes“ durchaus berechtigt.

Ein spätes Grabmal, dessen Frauendarstellung aber dennoch zu dieser Gruppe gehört, ist das Grabmal der Familie Henkel auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof (**Abb. 30**). Der Gesamtkomplex wird noch in einem anderen Zusammenhang zu behandeln sein. In einem halboffenen Rundbau sitzt überlebensgroß auf einem Thron eine Göttin des Todes. Sie sitzt leblos, in sich gekehrt und dennoch aufrecht und frontal. Ihre Hände hängen herab und halten Mohnkapseln, das antike Symbol für Schlaf. Auch hier vermischt sich die Vorstellung von Hypnos und Thanatos. Tod und Schlaf sind hier eins. Überlebensgroß und unnahbar nimmt die Göttin des Todes keine Notiz vom Betrachter. Sie ist von

---

<sup>302</sup> Fischer, Norbert: „Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los“. Historische Friedhöfe in Deutschland, Hamburg 1992, S.117.

ihm ebenso entrückt wie Persephone, die griechische Göttin der Unterwelt. Das Grabmal der Familie Henkel entstand zwar erst 1925, gehört jedoch mit seiner Architektur, seinen Reliefs und der Skulptur zur Kunst um 1900. Die Göttin ist ein Spätwerk des 1927 verstorbenen, neoklassizistischen Bildhauers Karl Janssen.

## X. Berufsdarstellungen

Die Darstellung des Berufes oder Symbole dafür begegnen uns schon auf Grabmälern in der griechischen Antike. Krieger ließen sich mit ihrem „Handwerkszeug“, den Waffen, abbilden oder auch zu Pferd, den Feind niederreitend<sup>303</sup>, der Seemann Demokleides sitzt sinnend auf dem Bug seines Kriegsschiffes<sup>304</sup>. Jung verstorbene Athleten wurden in Ruhestellung mit den Attributen ihres Sports dargestellt<sup>305</sup>. Philosophen, Gelehrte, aber auch Familienoberhäupter und gehobene Bürgersfrauen verstanden ihre gesellschaftliche Funktion und das, was sie im Leben vollbrachten, als „Beruf“. Diesem Selbstverständnis entsprechend, sind die Verstorbenen dargestellt. Aber nicht nur Kriegertum oder eine familiäre bzw. gesellschaftliche Position konnte dargestellt werden, auch Vollbürger aus dem Handwerk wie Töpfer, Vasenmaler, Messerschmiede, Zimmerleute, Steinmetze, Schuster, Musiker, Landwirte... ließen Hinweise auf ihre Tätigkeit am Grabstein anbringen. Mit das berühmteste Beispiel aus römischer Zeit ist das Mausoleum des Bäckereibesitzers M.V. Eurysaces an der Porta Maggiore in Rom. Auch biographisch-szenische Darstellungen sind oft in Bezug auf den ausgeübten Beruf zu deuten.

Nach dem Untergang des Römischen Reiches wurden figürliche Darstellungen auf Sarkophagen und Grabsteinen generell selten. Abgesehen von Stelen des „Berufes Krieger“, bleiben in der folgenden Zeit kirchlichen und weltlichen Würdenträgern die Darstellungen des Berufes und dessen Symbolik vorbehalten.

Das Gelehrtengrabmal erhält mit dem neuen humanistischen Menschenbild eine neue Form. Besonders die Professoren der berühmten italienischen Universitäten ließen sich zukünftig mit entsprechenden Bildprogrammen bestatten. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begegnet die Szene „der Gelehrte doziert vor seinen Schülern“, im Grabmal der Brüder Luizzi, 1318, Vitale e Agricola, Bologna oder 10 Jahre später das Grabmal des Michele da Bertalia im Museo Civico in Bologna. Jacopo Bellinis Entwurf eines Phantasiegrabmals für

---

<sup>303</sup> Stele des Dexilos, Karamaikos-Museum, Athen.

<sup>304</sup> Nationalmuseum, Athen.

<sup>305</sup> Stele eines Jünglings vom Ilissos, Nationalmuseum, Athen.



einen Gelehrten im Louvre, Paris<sup>306</sup>, nimmt, über hundert Jahre später, erneut das Thema vielfigurig auf. Einen Höhepunkt einer Lehrerdarstellung findet man im Grabmal della Torre in S.Fermo, Verona<sup>307</sup>: Girolano della Torre sitzt in antikisierender Umgebung. Gottheiten und Personifikationen befinden sich links von ihm, vor ihm steht eine geschlossene Gruppe von Studenten als Zuhörer.

Daneben schafft die Renaissance eine weitere Grabmalart, die den „beruflichen Erfolg“ feiert: die Condottieri, angefangen vom Cangrande della Scala in Verona, S.Maria Antica bis zu Donatellos Gattamelata in Padua.

Seit der frühen Neuzeit veränderte sich mit dem Erblühen der bürgerlich geprägten Stadtkultur und durch ausgeprägten Handel und Gewerbe, die Ikonographie der Grabsteine. Die Patrizierfamilien, die nun in den Städten des Kaiserreiches die Ratspolitik der Städte und den Handel bestimmten, schmückten ihre Begräbnisse mit heraldischen Formen. Die obere, gewerbliche Mittelschicht bildeten die wohlhabenden Meister, die in immer machtvolleren Zünften eingebunden waren. In Nürnberg findet man seit dem 16.Jahrhundert auf dem Friedhof St.-Rochus und auf dem Johannisfriedhof eine Vielzahl von berufsständischen Symbolen, z.B. Lebkuchenbäcker, Feinwerkzeugmacher usw.<sup>308</sup>

Weitere Beispiele auf dem Toulouser Jakobinerfriedhof hat Aries vorgestellt<sup>309</sup>.

Aber auch Ackerbauern auf dem Land setzten die Zeichen ihrer Tätigkeit auf den Grabstein: auf dem alten Friedhof in Schoenberg, Luxemburg sind Kreuze mit Pflugscharen, Ähren garben etc. zu finden<sup>310</sup>. Andere Landstriche waren ihrerseits auf besondere Berufe spezialisiert. Seit dem 17.Jahrhundert waren die nördlichen Meere für Waalfang und Handel erschlossen worden. Die „Grönlandfahrt-Schiffe“ rekrutierten ihre Mannschaften und Schiffsführer oft von den friesischen Inseln. Auf Amrum und Föhr zeugen Grabsteine mit Segelschiffen vom Stolz der Bewohner auf ihre gefährliche Tätigkeit.<sup>311</sup>

---

<sup>306</sup> Panofsky, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg.von Horst Janson, Köln 1993, Abb. 268.

<sup>307</sup> Originale Sarkophagreliefs seit 1796 im Louvre, Paris.

<sup>308</sup> Fischer, Norbert: „Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los“. Historische Friedhöfe in Deutschland, Hamburg 1992, S.31.

<sup>309</sup> Aries, P.: Bilder zur Geschichte des Todes, München/Wien 1984, S.240.

<sup>310</sup> Aries, P.: Bilder zur Geschichte des Todes, München/Wien 1984, S.234f.

<sup>311</sup> Fischer, Norbert: „Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein

Auf christlichen Friedhöfen, die ja nach einiger Zeit neu belegt wurden, ist die Überlieferung solcher Berufsdarstellungen eher spärlich. Ein weiterer Grund dafür ist auch, daß es sich nicht alle Handwerker leisten konnten, einen individuellen und aufwendigen Stein aufzustellen.

Anders die Situation auf den jüdischen Friedhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts. Jüdische Begräbnisorte werden niemals mehrfach belegt. Dadurch ist oft ein wesentlich geschlossenerer Bestand erhalten. Aufgrund des zunehmend, weniger streng gehandhabten Bilderverbots ist neben der hebräischen Quadratschrift eine reduzierte Symbolik zu finden. Berufsdarstellungen spielen dabei eine große Rolle. Eine herausgehobene Position nimmt dabei die Gruppe der Kohanim ein. Ihr „Beruf“ innerhalb der Gemeinde war das Priesteramt. Auf den Grabstelen sind ihre segnenden Hände abgebildet. Auf den Gräbern der Leviten, den Priesterdienern, ist deren Berufssymbol, die Wasserkanne für die Handwaschung des Kohanin abgebildet. Diese Symbole sind auf beinahe allen jüdischen Friedhöfen der Zeit zu finden. Rabbinern wurde als Symbol ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit ein Grabstein mit Toraschrein, Buchrollen oder Büchern gesetzt.

Oft ist es in der jüdischen Symbolik schwierig, genau festzustellen, ob ein Bibelvers illustriert wird oder ob ein Beruf gemeint ist. Ein Ochse kann Symbol für den Beruf des koscheren Metzgers sein, aber auch den Vers „Dein Ochse wird vor deinen Augen geschlachtet, und du bekommst nicht einmal davon zu essen“<sup>312</sup> aus dem Kapitel über den Fluch für Ungehorsame illustrieren. Auch kommt es vor, daß der Familienname und der traditionelle Beruf der Familie, der u.U. zur Zeit der Grabmalsetzung gar nicht mehr ausgeführt wurde, zusammenfällt. Für die voremanzipatorischen Zeit gilt jedoch meist die Übereinstimmung von Symbol und Beruf.<sup>313</sup>

Zwar hat das europäische Judentum eine im wesentlichen auf ihren Glauben zugeschnittene Symbolik entwickelt, ihre Berufssymbolik und die der christlichen Handwerker ähnelten einander jedoch.

Die Langlebigkeit der berufsständischen Symbole auf Grabsteinen nach dem Ende des Mittelalters hing gleichermaßen mit der Langlebigkeit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen zusammen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich die Verhältnisse im Reich nicht wirklich grundlegend verändert. Je nach Herrschaftsgebiet vermischten sich ständestaatliche Tendenzen mit

Leben los“. Historische Friedhöfe in Deutschland, Hamburg 1992, S.53ff.

<sup>312</sup> 5.Mose 28, 31.

<sup>313</sup> Überblick der Grabsymbole besonders deutscher und ostjüdischer Friedhöfe bei Schwartzman, Arnold: Graven Images, New York 1993.

absolutistischen Formen in unterschiedlicher Gewichtung. Wirtschaftliche Veränderungen in einer Region hingen zukünftig aber von Bevölkerungswachstum und Flexibilität ab. In der Eifel und im Bergischen hatte sich neben der Landwirtschaft ländliches Gewerbe etablieren können. Während des 18. Jahrhunderts konnten sich diese Strukturen auch auf andere Gegenden ausweiten. Diese erfolgreiche Entwicklung kollidierte mit dem „zünftig organisierten, immobilien und neuerungsresistenten ständischen Gewerbe“<sup>314</sup>. Die Territorialregierungen unterstützten das außerzünftische Gewerbe durchgehend, da sie generell die städtisch-ständischen Elemente zu unterdrücken suchten. Offiziell jedoch konnte man die Zunftverfassungen zugunsten eines absolutistischen Merkantilismus nicht abschaffen. Die traditionellen Gewerbe- und Handelszentren, die rheinischen Großstädte Köln, Aachen und Trier, die noch am Ende des Mittelalters ihre Position behaupteten, wurden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Opfer ihrer rückständigen Wirtschaftsordnung: unflexible Zunftverfassungen, Vetternwirtschaft und konfessionelle Intoleranz zwangen insbesondere aufstrebende protestantische Familien in benachbarte Landstädte, wo sie zunftfreie Unternehmen gründeten und die Gewerbetreibenden der Städte unter Konkurrenzdruck setzten.

Da die linksrheinischen Gebiete ab 1794 durch französische Truppen der Republik einverleibt worden waren, wurde hier viel früher als im übrigen deutschen Gebiet die Macht der Zünfte gebrochen<sup>315</sup>. In Preußen endete das Zunftwesen 1807 bzw. 1810, d.h. als das Rheinland nach dem Wiener Kongreß zu Preußen kam, wurde es nicht wieder eingeführt<sup>316</sup>.

Diese Veränderung betraf nicht nur einen wichtigen Bereich des Gewerbes, sondern änderte folglich auch die sepulkrale Bildsprache einer Bevölkerungsgruppe: Ohne den Schutz der Gemeinschaft waren viele Meisterbetriebe nicht überlebensfähig. Die Besitzer der neuen Produktionsbetriebe sahen sich nicht in der Tradition der alten Meister - im Gegenteil: Ihr Wunsch war es, sich auf den neu angelegten Friedhöfen im neuen Kunststil, dem Klassizismus bestatten zu lassen. Auf der anderen Seite war die berufsdarstellende Ikonographie nicht mehr an eine geschlossene gesellschaftliche Gruppe gebunden. Daraus ergab sich, daß in den folgenden hundert Jahren, Menschen aus ganz unterschiedlichen Berufen, sich mit Berufsdarstellungen in Form von Symbolen, Allegorien oder auch szenischen Reliefs bestatten ließen. Die Bandbreite ist denkbar weit gesteckt. Sie reicht vom Mathematiker über

---

<sup>314</sup> Janssen, Wilhelm: Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997, S.235.

<sup>315</sup> Die Zünfte waren in Frankreich 1791 abgeschafft.

<sup>316</sup> Dies bot im Verhältnis zum übrigen Deutschland durch mehr Freiheiten einen Vorteil für wirtschaftliche Entwicklungen.

Dichter zum Theaterdirektor, vom Fischhändler und Rheinschiffer zum Sanitäter, Chirurgen, Chemiker, Ingenieur und Bergwerksbesitzer.

Den besten Überblick über die Vielfalt der Berufsdarstellungen bietet der größte historische Friedhof des Rheinlandes, Melaten in Köln.<sup>317</sup>

Ein frühes klassizistisches Beispiel ist das Grabmal Prof. Jakob Heister, der 1815 im Alter von 35 Jahren starb. Heister war Mathematiker und Naturwissenschaftler. Sein Grabmal ist nicht im Original erhalten, es wurde nach seiner Translozierung in den Schulhof des Marzellengymnasiums im 2. Weltkrieg zerstört. Auf der Grabstelle steht heute eine nicht ganz treue Kopie aus dem Jahre 1929. Bei Abt und Vomm ist eine Umzeichnung des Originals nachzuschlagen<sup>318</sup>: Das über 2m hohe Grabmal bestand aus einem zu einer Stelenplatte abgeflachten Obelisk auf zweifach gestuftem Sockel. Die gesamte Front des Grabmals war mit einer Inschrift und einer komplizierten Ikonographie geschmückt. Die volle Höhe des Obelisk nimmt ein auf der Spitze stehender Zirkel ein. In seinem Scharnier, eine sich in den Schwanz beißende Schlange, darin eingeschrieben ein Dreieck. Den oberen Bereich des Zirkels umgeben pfeilförmige Strahlen und Sterne. Zwischen den Schenkeln des Zirkels ein auf die Spitze gestelltes Quadrat. Darin ein eingeschriebener Kreis, dessen Radius und Durchmesser eingetragen ist sowie ein Anker und ein Kreuz. In den Zwickeln weitere Kreissymbole. Auf der untersten Stufe drei Kränze. Die lateinische Inschrift lobt sein berufliches Engagement und bedauert seinen frühen Tod. Zum einen bezieht sich die Ikonographie auf den Beruf des Geehrten - möglicherweise hängt sie aber auch mit, zu der Zeit häufiger werdenden freimaurerischen Ideen zusammen.

Dreißig Jahre später taucht der Zirkel auf Melaten erneut auf. Das Grabmal des Schreinermeisters Jakob Krott, +1845, zeigt auf dem Fuß des neogotischen, gußeisernen Kreuzes in einem Dreipaß Winkel und Zirkel. Auch hier ist der Zirkel ein Berufssymbol. Innerhalb einer Generation war der Gebrauch des Symbols so erweitert worden, daß es nicht nur ein Akademiker, sondern auch ein Handwerker verwenden konnte.

Zwei Grabmäler aus der Jahrhundertmitte zeigen als Berufssymbol ein Schiff: Zum einen das Grab des Fischhändlers Anton Feith, + 1852 (**Abb. 31**), zum anderen das des Rheinschiffers Johann Hölzken, +1849 (**Abb. 32**). Das Schiff ist hier nicht mehr wie auf Amrum oder Föhr ein Zeichen für heldenhafte, gefährliche Hochseeschiffahrt, sondern zeigen sozusagen das „Instrument“ des Broterwerbs.

<sup>317</sup> Im folgenden vgl. Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980.

<sup>318</sup> Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.171.

Auch Geistliche lassen Hinweise auf ihren „Beruf“ am Grabmal anbringen. Prof.Dr. Michael Joseph Dumont, seit 1806 Hauptpfarrer am Kölner Dom und 1818 verstorben, wird mit einer klassizistischen Stele bedacht (**Abb. 33**). Sein Leben und seine Tätigkeit lobt die ausführliche Frontinschrift<sup>319</sup>. Die Volutenbekrönung trägt ein aufgeschlagenes Buch (gleichbedeutend mit der Bibel?), das von einer Schlange, dem Symbol der Erneuerung, und einem Löwen, dem Symbol für Auferstehung und neues Leben, bewacht wird.

Das Grabmal Joseph Müllers, Doktor der Theologie, des erst 1921 verstorbenen Kölner Weihbischofs, zeigt auf einer dreiteiligen Stele mit Kreuz traditionsgemäß immer noch den bischöflichen Krummstab und die Mithra. Wie bei dem rund hundert Jahre früher verstorbenen Dumont zählt die Inschrift ausführlich alle Ämter Müllers auf.

Prof.Dr.Dr.Scheeben, der 1888 verstarb, lehrte Dogmatik am Priesterseminar in Köln. Ein 4,50 m hohes neogotisches Kreuz mit einer Spitzbogennische zeigt die Figur des Thomas von Aquin, ein Buch lesend (**Abb. 34**). Thomas von Aquin wird hier zum Prototypen des theologischen Lehrers und somit zum Berufszeichen des Theologen schlechthin.

Besonders vielgestaltig sind die Grabmäler derer, die in irgend einer Weise mit Kunst zu tun hatten. Dr.phil.C.S.Schier war in Köln nur wenige Jahre als Schriftsteller und (Karnevals-)Dichter tätig und verstarb jung im Jahre 1824. Seine schöne klassizistische Grabstele zeigt die Leier als apollinisches Symbol für den Stand des Sängers und Dichters (**Abb. 35**).

W.J.Imhoff, +1859, gehörte zu einer erfolgreichen Kölner Bildhauerdynastie. Sein Name ist auch mit der Vollendung des Kölner Domes verbunden: Er schuf z.B. zwölf Engel für den Chor. Das Grabmal ist nicht im Original erhalten. Es bestand aus einem querrrechteckigen Sockel mit Inschrift und darauf zwei Säulen mit Gebälk. Der Aufbau ähnelt einem Triumphbogen. Darin auf einem Sockel das Werkstück eines offensichtlich unvollendeten Frauenkopfes mit Hammer und Meißel. Das Arrangement wurde durch die Inschrift des Sockels erläutert: „Bei diesem Kopf brach ihm der Meißel ab/ und der Künstler sank ins Grab!“ Die Besonderheit bei diesem Grabmal ist also die scheinbare Authentizität.

Otto Puschian (1858-1904) war Theaterdirektor gewesen. Sein Grab (**Abb. 36**) schmückt ein großer, unbehauener Findling, eine extravagante Neuheit in der Zeit. Ein bronzenes Relief zeigt das Portrait in elegant-modischer Kleidung im Profil nach links. Vor seiner Brust ein Palmwedel und ein Lorbeerzweig, die Zeichen des agonalen Triumphes und eine tragische antike Theatermaske.

---

<sup>319</sup> Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.152.

Die Stele mit Flachrelief von K.F.Thewalt, +1902, in Köln bezieht sich zwar nicht auf den „Broterwerb“<sup>320</sup> des Verstorbenen, wohl aber auf seine mit Profession betriebene Leidenschaft, die Kunstsamlerei. Das Flachrelief zeigt Thewalt umgeben von Kunstobjekten in Betrachtung eines Bechers.

Handwerk, Gewerbe und Industrie schlugen sich auch nach der Jahrhundertwende in der Grabmalkunst nieder: Der Weinhändler Josef Peter Thelen, +1913, schmückte sein Grab mit einer in moderner, reduzierter Formensprache wiedergegebenen Figur eines Winzers mit einem Weinstock (**Abb. 37**).

Aus dem Bereich der Montanindustrie sind aus dem frühen 20. Jahrhundert in Bonn, Köln und Düsseldorf interessante Beispiele erhalten. Sie orientierten sich an den Einflüssen aus der sezessionistischen Bewegung in der Skulptur. Maßgebliches Vorbild war hier Constantin Meunier, der das Bildnis des namenlosen Industriearbeiters, der übermenschliche körperliche Mühen auf sich nehmen muß, denkmalwürdig machte. In der Nachfolge Meuniers kam es im Rheinland, als eine der wichtigsten Wirtschaftsregionen des Kaiserreichs, zu themengebundenen Denkmalprojekten: Das Bismarckdenkmal in Düsseldorf von 1899 zeigt die Allegorie der Industrie. Coubilliers Industriebrunnen, ebenfalls in Düsseldorf, folgte 1913. Im Kölner Rheinauhafen steht heute noch der 1911 aufgestellte Tauzieher von Nikolaus Friedrich. Bei diesen Kunstwerken, die für den öffentlichen Raum konzipiert waren, ist der Arbeiter dynamisch, herkulisch und großformatig in Szene gesetzt.

Die Geste der Ermattung, Niedergeschlagenheit, Trauer und Tod begegnet jedoch in ähnlichen Darstellungen im Grabkontext. Ein Berliner Beispiel ist überaus bekannt: Auf dem Luisenstädtischen Friedhof verwandte der Spiralbohrerfabrikant Stock die Skulptur „Der Schmied von Gerhard Janensch von 1898, ca. 15 Jahre später sekundär auf seinem Grabmal.

Auf dem Poppelsdorfer Friedhof in Bonn findet sich ein Beispiel für eine Arbeiterdarstellung auf einem Grab. Wilmar Laute, der 1909 im Alter von 50 Jahren verstarb, war in der Montanverwaltung als Bergrat tätig gewesen. Das aufwendige Grabmal steht zu seiner Tätigkeit in unmittelbarem Bezug (**Abb. 38**).<sup>321</sup> Das Grabmal von Alfred Sauer auf Melaten ist dem Poppelsdorfer Beispiel ähnlich (**Abb. 39**). Sauer gehört zur gleichen Generation wie Laute und verstarb 1907 ebenfalls sehr jung. Sauer war zu Lebzeiten Bergwerksbesitzer.

Das dritte Beispiel findet man auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof. Der Grabkontext, das Mausoleum der Hüttenwerksbesitzer Familie Grillo, ist nicht erhalten, wohl aber die einst schmückende Figur. Heute findet man die

<sup>320</sup> Beigeordneter in Köln von 1865 bis 1901.

<sup>321</sup> Die Grabmäler Laute, Sauer und Grillo werden im Abschnitt „Paradigmenwechsel an Montangrabmalern“ besprochen.

Bronzeplastik losgelöst unter einem Baum auf dem Rasen, an einer Wegkreuzung gelagert (**Abb. 40**).

Über die Gründe warum sich Menschen, die im Bereich Montanindustrie erfolgreich tätig waren, sich mit besonders progressiv gestalteter Skulptur bestatten ließen, kann man nur Spekulationen anstellen. Naheliegend ist, daß das Gefühl, in einer der innovationsstärksten und aufstrebendsten Branchen des Reiches tätig zu sein, das Bedürfnis nach einer adäquaten Sekulralkultur mit Sicherheit geprägt hat. Ob von Fall zu Fall dieser Stolz auch mit einem besonderen sozialpolitischen Engagement einherging, wäre nur anhand genauerer Personenbiographien zu klären.

Nach diesen großformatigen Beispielen sollen Reliefs vorgestellt werden, die eine Apparatur oder Maschine zeigen, die mit der Tätigkeit des Verstorbenen in Zusammenhang stand.

Das Grabmal Hermann Schumm<sup>322</sup> befindet sich auf dem Kessenicher Friedhof in Bonn, am Fuße des Venusberges (**Abb. 41**). An der Vorderseite einer ca. 2,30 m hohen Granitstele ist ein Bronzerelief eingelassen. Im Vordergrund des Reliefs ist das Brustbild eines Mann mittleren Alters im Profil nach links abgebildet. Seine Statur ist stattlich, er trägt Bart und ist mit bürgerlichem Gehrock bekleidet. Sein Gesicht, mit vielen Falten um die Augen, strahlt Ruhe und Konzentration aus. Der Blick hängt an einer technischen Apparatur vor ihm, wohl einem Teil eines Gasmotors. An dessen Rückseite, im Bildmittelgrund ist ein großes Schwungrad angebracht, das, obwohl nur zu einem Drittel abgebildet, fast das ganze Bildfeld einnimmt. Der Maschine, Erfindung oder Produktionsmittel Schumms, wird durch die Größe ihrer Abbildung ein hoher Stellenwert eingeräumt. Hinter dem Portrait und der Maschine blickt den Betrachter, wie aus der Ferne des Universums, das dornengekrönte Antlitz Christi an. Die feinen Strahlen einer Lichtaureole um die Erscheinung hinterfangen den gesamten Reliefgrund.

Das Grab Karl Völler auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof ist ein weiteres außergewöhnliches Beispiel (**Abb. 42**): Über einige Stufen, die von Wangen mit schmückenden Dreifüßen begrenzt werden, erreicht man eine nach hinten geschlossene, überdachte, kleine Exedra. Vor der Mitte der Rückwand steht auf einem mehrfach gegliederten Sockel die Portraitbüste Völlers. Sie ist mit dem Bildnis Schumms gut vergleichbar und entbehrt wie sie jeden Idealismus. Völler ist in Gehrock mit gealtertem Gesicht und Bart dargestellt. Beide Männer verkörpern gut das Image des saturierten, reifen Mannes, der es zu beruflichem Erfolg und gesellschaftlicher Anerkennung gebracht hat. Aber das interessanteste Detail der Exedra sind

---

<sup>322</sup> Entwurf des Reliefs von Hans Thoma, Ausführung Friedrich Dietsche, s. Monatliche Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Rheinlanden, Hrsg. Wilhelm Schäfer, Nov.1905, S.426.

die beiden Reliefs der Rückwand. Links zeigt das Relief vier Männer in Betrachtung eines Geräteteils. Drei der Arbeiter stehen als Gruppe in der linken Bildhälfte. Sie sind mit einfachen Hosen bekleidet, Füße und Oberkörper sind nackt. Alle Gesichter sind sehr herb gestaltet, eine genaue Festlegung des Alters der Männer ist nicht möglich. Sie werden jedoch durch einen großen Hammer, eine große und eine kleine Zange als körperlich schwerarbeitende Menschen charakterisiert. Ihnen gegenüber, in der rechten Bildhälfte, ist ein vierter Mann zu sehen. Er wird durch seine andersartige Kleidung, eine gegürtete Tunika und Stiefelchen, als eine Art Vorarbeiter charakterisiert. Mit seiner Linken hält er das halbkreisförmige Bauteil einer Maschine, das er offensichtlich den Männern gerade erklärt. Im rechten Bild sieht man erneut vier Männer, vermutlich dieselben wie im linken Relief. Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit steht eine brusthohe Apparatur, in die das Detail der linken Szene eingesetzt wurde. Einer der Männer kniet

und blickt in eine Öffnung des Geräts, der Mann mit der Tunika hält in der Hand ein weiteres Detail.

Die Reliefs sind mit den Grabskulpturen aus dem Bereich Montanindustrie sehr gut vergleichbar. Auch hier schmückt sich ein erfolgreicher Industrieller mit Arbeitern, den „neuen Heroen“ des Industriezeitalters. Die Verbindung von reduziertem, archaisierendem Neoklassizismus in der Gestaltung der Figuren und der Darstellung von modernen technischen Errungenschaften zeichnet diese Grabmäler aus.

Einen wenn auch verspäteten Höhepunkt findet man am Grabmal Henkel, ebenfalls auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof<sup>323</sup>

**(Abb. 43)**. Die beiden Stirnwangen des Throns der Hauptfigur sollen hier näher betrachtet werden. Links ist der Götterbote Hermes mit seinen geflügelten Schuhen abgebildet, rechts eine nackte Frauengestalt, wohl eine Muse in versunkener Pose, die das Licht der Erfindungsgabe, eine Öllampe, vor der Brust trägt. Zu ihren Füßen links ein einfacher Glaskolben auf einem Brenner, rechts ein komplizierter Aufbau in mehreren Etagen mit Abzweigen ebenfalls auf einem Brenner. Die Geräte verweisen auf das Wirkungsfeld der Familie Henkel, die chemische Industrie, wo Henkel im Bereich Verfahrenstechnik viele Verbesserungen durch Neuentwicklungen erreichte.

Darüberhinaus gibt es an Grabmälern mehrfigurige Reliefs mit erzählendem Charakter.

Eines der auffallendsten Grabmäler auf Melaten ist das von Johann Joseph Gronewald **(Abb. 44)**, dem 1873 verstorbenen Direktor der Kölner Taubstummschule. Eine im Stil der Neorenaissance reich geschmückte, mehrteilige Grabwand präsentiert unter einer Korbbogenarchitektur ein vielfiguriges Relief in der Bildsprache der Spätnazarer. Jesus heilt, vor

---

<sup>323</sup> vgl. Kap. Frauendarstellungen.



einem hügeligen Landschaftsprospekt mit einer Stadtmauer und vielen Zuschauern, ein taubstummes Kind, indem er seine Hand auf dessen Ohr legt.

Die Inschrift im Sockelbereich preist die Opferbereitschaft und die Nächstenliebe Gronewalds. Als Stifter werden die Stadt Köln, die Taubstummenschule selbst und Freunde angegeben. Thema und Ausführung weisen darauf hin, daß der Geehrte ein gläubiger Mensch war. Sein Umfeld wollte ihn auf jeden Fall posthum in die Nachfolge Christi stellen.

Ein weiteres, wichtiges Beispiel, das erzählende Reliefs benutzt um die berufliche Tätigkeit zu illustrieren, ist auf dem Alten Bonner Friedhof zu finden: Wilhelm Busch (1826-1881) wurde 1855 als Professor für Chirurgie und als Direktor an die chirurgische Klinik der Universität Bonn berufen<sup>324</sup>. Er wurde Nachfolger Carl Wilhelm Wutzers, der ebenfalls auf dem Friedhof seine letzte Ruhe fand. Diesen Lehrstuhl hatte Busch bis zu seinem Lebensende inne.

Sein Grabmal ist besonders interessant, da es nicht nur seinen Beruf, sondern auch die wichtigen Wirkungsfelder herausstreicht.

Architektonisch ist das Grabmal besonders aufwendig gestaltet: Vor einer halbhohen Rückwand steht, durch Stufen erhöht und von einem Bogen überfangen, die gesockelte Büste des Verstorbenen. Beiderseits vorspringende Wangen schaffen eine geschlossene Atmosphäre, die einem kleinen Ehrenhof nahekammt. Links und rechts werden die Wangen durch zwei dorische Säulchen mit Gebälk erhöht. Darauf ruht eine Holzpergola, die das Grabmal optisch abschließen soll. Wesentlicher Schmuck des Grabmals sind zwei Bronzereliefs, die an der Rückwand eingelassen sind.

Beide Tafeln zeigen vielfigurige Szenen (**Abb. 45**). Die Linke zeigt Sanitäter und den Arzt, die im Feldlazarett verwundete Soldaten versorgen. Diese Episode bezieht sich auf Buschs Tätigkeit in den Kriegen 1866 und 1870 und auf seine wissenschaftliche Arbeit zu Schußfrakturen an Knochen.

Das andere Relief zeigt ihn lehrend im Kreise seiner Studenten.

Herauszuheben ist, daß das Grabmal von Busch die verschiedensten Ehrenmotive vereint: das Triumphbogenmotiv der Rückwand, die verkleinerte Form der Ehrenexedra und die erzählenden Reliefs, wie sie auch auf Denkmälern und Triumphbögen seit der Antike verwendet werden.

Auf dem Friedhof Melaten ist ein weiteres Grabmal mit einem Figurenrelief erwähnenswert, auch wenn es erst um 1915 entstand: Anlaß für das Grabmal der Familie Fröbus war der Tod des Sohnes im Jahr 1815 (**Abb. 46**). Eine der Inschriften besagt: „Hier ruht in Gott/ unser lieber Sohn und Bruder/ Ferdinand

<sup>324</sup> Ennen, Edith, u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn, Bonn 1981, S.28.

Fröbus/ geb. 3.Oktober 1888/ gest. den Heldentod/ vor Dünaburg am 4.Nov 1915/ im Dienste der Barmherzigkeit/ traf ihn das tödliche Geschoß des Feindes." Der Sohn stand zu Beginn des ersten Weltkrieges im Sanitätsdienst. In die Grabwand, vor der auf einem Pfeiler eine Amphore mit Girlande steht, sind zwei figürliche Reliefs

eingelassen. Links eine Trauernde mit Kranz am Grab, rechts ein Sanitäter, der einen Verwundeten verbindet. Beide sind in ein niedriges Querformat so eingepaßt, daß eine intime kompositorische Wirkung erreicht wird, die auch auf eine enge menschliche Bindung verweist.

### **Paradigmenwechsel an „Montangrabmälern“**

Im folgenden soll eine Gruppe Grabmäler, aus dem Zeitraum 19.Jahrhundert bis 1.Weltkrieg, unter dem Aspekt „Paradigmenwechsel“ vorgestellt werden. Sie ist verbunden durch das spezielle Wirkungsfeld, in dem die Bestatteten zu ihren Lebzeiten tätig waren. Bei den Grabinhabern handelt es sich um Männer, die in führender Position in der Montanindustrie, der Bergbauverwaltung oder im Bergfach, als damals jungem Universitätsfach, tätig waren. Aufgrund des inhaltlichen Zusammenschlusses möchte ich sie „Montangrabmäler“ nennen.

Unternehmerische Eigeninitiative und damit einzelne Unternehmerpersönlichkeiten tauchen im Bereich Montanindustrie vornehmlich erst im fortgeschrittenen Jahrhundert<sup>325</sup> auf.

War der Bergbau in der Zeit der französischen Besetzung Anfang des Jahrhunderts der staatlichen Einflußnahme weitgehend entzogen gewesen<sup>326</sup>, änderte sich für die rechtsrheinischen Territorien nach dem Wiener Kongreß die Situation grundlegend<sup>327</sup>. Rechtlich bindend waren in der folgenden Zeit ein Gesetz von 1821 über die Verleihung des Bergwerkeigentums auf Flöz, 12 Bergordnungen aus dem 16.-18.Jahrhundert und das Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 - im Ganzen eine altertümliche Gesetzgebung, die kaum geeignet war den wirtschaftlichen Entwicklungen des fortschreitenden

<sup>325</sup> Devos, M: Kapitalverflechtungen in der Montanindustrie zwischen dem westlichen Deutschland und Belgien von etwa 1830 bis 1914, Diss. Bonn 1986, S. 24f.

<sup>326</sup> Die französischen Behörden hatten nur Übertragungs- und Überwachungsrecht, s. Schunder, Friedrich: Geschichte des Aachener Steinkohlebergbaus, Essen 1968, S.119.

<sup>327</sup> In den vormals zum französischen Staatsgebiet gehörigen linksrheinischen Gebieten blieb die französische Gesetzgebung zum Teil bestehen auch wenn die preußische Verwaltung von Beginn an eine Angleichung an preußisches Recht anstrebte, s.Schunder, Friedrich: Geschichte des Aachener Steinkohle-bergbaus, Essen 1968, S.121.

Jahrhunderts zu dienen. Aus Angst, Bergwerkseigentum könnte durch Liberalisierung zum Spekulationsobjekt werden, behielt sich der preußische Staat die direkte Leitung des Abbaus der Bodenschätze vor. Mit dem Direktionsprinzip, das über die Jahrhundertmitte hinaus beibehalten wurde, leitete man die Abbaugebiete von den zentralen Fachverwaltungen, den Oberbergämtern Bonn und Düsseldorf aus<sup>328</sup>.

Ein Gesetz über Miteigentümerschaft von 1851 lockerte die Verhältnisse<sup>329</sup>, aber erst 1860 wurde offiziell das Direktionsprinzip aufgehoben und die Zuständigkeit der Oberbergbehörde auf hoheitliche Aufgaben wie Bergpolizei, Verleihung von Bergwerkseigentum und Gesetzgebung reduziert. Das Allgemeine Preußische Bergrecht von 1865 war dann bis zum Kriegsausbruch gültig.

Der Weg für einen Privatmann, in einem so kostenintensiven Wirtschaftszweig Werksbesitzer zu werden, führte seit den 60er Jahren über Anteilsscheine (Kuxe) an einem Unternehmen<sup>330</sup>. Hielt der Staat bei Bergwerken, die als Anteilsgesellschaften geführt wurden, zu Beginn oft die Mehrheit, zog er sich zunehmend zurück. Dennoch mußte den staatlichen Oberbergbaubehörden jährlich die Bilanz vorgelegt werden und dem Staat blieb das Recht der Auflösung vorbehalten. Erst im letzten Viertel des betrachteten Zeitraums, ließ die preußische Gesetzgebung ausreichend Freiraum, damit auch einzelne Unternehmerpersönlichkeiten kapitalintensive Bergwerksfirmen gründen konnten.

Die erste Denkmalgruppe<sup>331</sup> umfaßt Beispiele die ausschließlich auf dem Alten Bonner Friedhof zu finden sind. Sie steht für Männer die nach einer akademischen Ausbildung im administrativen Bereich des Bergbaus (Ober-Bergbaubehörde) oder an der Universität als Professoren im Bergfach tätig waren.

Die Wirkungszeit Johann Jakob Noeggeraths (1788-1877) fällt schon in die 1820er Jahre. Er hatte neben einer ordentlichen Professur (ab 1822) auch das Amt des Oberbergrates inne. In

---

<sup>328</sup> Vierstufige Verwaltungsstruktur: Revierbeamter - Bergamt - Oberbergamt - Ministerium, s. Schunder, Friedrich: Geschichte des Aachener Steinkohlebergbaus, Essen 1968, S.120.

<sup>329</sup> s. Nehls, Alfred: Aller Reichtum lag in der Erde, Gummersbach 1993, S. 242.

<sup>330</sup> In den linksrheinischen Gebieten, die eine französisierte Gesetzgebung beibehalten und sich auch lange nicht hatten nehmen lassen, war die Möglichkeit Anteilsgesellschaften zu gründen schon früher vorhanden gewesen, s.a. Nehls, Alfred: Aller Reichtum lag in der Erde, Gummersbach 1993, S.242.

<sup>331</sup> s. Ennen, Edith, u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn, Bonn 1981.

seiner Person vereinigte sich sozusagen Theorie und Praxis. Sein Grabmal<sup>332</sup> ist mit das ausgefallenste auf dem Friedhof: Es handelt sich um eine freie, vollplastische Sitzfigur des Verstorbenen in zeitgenössischer Kleidung. Die Darstellung kombiniert die antike Vorstellung vom Gelehrten mit dem praxisbezogenen Aspekt: Noeggerath sitzt auf einem Steinblock und hält in seiner Linken einen Hammer als Verweis auf sein Fach (**Abb. 47**).

Zwei weitere Repräsentanten des Universitäts-Fachs sind die Mineralogen vom Rath und Zirkel.

Gerhard vom Rath (1830-1888) habilitierte sich in Bonn in den Fächern Mineralogie und Geologie und wurde dort 1872 auch ordentlicher Professor. Gleichzeitig leitete Rath als Direktor das Mineralogische Museum.

Auch Ferdinand Zirkel (1839-1912) wurde als gebürtiger Bonner in seiner Heimatstadt begraben. Als Mineraloge und Geologe war er jedoch lange an der Universität Leipzig ordentlicher Professor.

Obwohl vom Rath über 20 Jahre vor Zirkel starb, gehören sie doch zur selben Generation von Universitätsprofessoren. Dies zeigt sich auch an der Gleichartigkeit der Grabmäler: Einmal eine Stele (**Abb. 48**), einmal ein Obelisk (**Abb. 49**) - beidesmal versehen mit einem Profilportrait- demonstrieren geradezu die bewußte Affinität zum „klassizistischen Bonner Gelehrtengrabmal“ (z.B. Grabmal August Wilhelm von Schlegel +1845).

Ähnliche Nähe zu diesem traditionellen Typus auf dem Bonner Friedhof zeigen auch die Gräber Klostermann und Dechen.

Rudolf Klostermann (1828-1886), vom Studium her Jurist, kann als Quereinsteiger in das Bergfach bezeichnet werden: ab 1866 war er als leitender Jurist in der Bonner Bergbaubehörde tätig.

Ein Mann vom Fach, der bis in die 60er Jahre hinein mit an der Spitze des rheinischen Bergbaus gestanden hatte, war Heinrich von Dechen (1800-1889). Sein Grabmal nimmt wieder die Form der Stele auf (**Abb. 50**), Klostermanns Grab wiederholt den Obelisken (**Abb. 51**). Beide zeigen erneut auf der Vorderseite in einem Medaillon das Portrait des Verstorbenen<sup>333</sup>.

Anders konservativ mutet das Grabmal Hermann Joseph Burkarts (1798-1874) an, der bis Anfang der 60er Jahre als Geheimer Bergrath beim Oberbergamt in Bonn tätig war (**Abb. 52**).

Der Bergbaujurist Hermann Brassert (1820-1901), von 1864-1892 Berghauptmann und Oberbergamtsdirektor sowie Verfasser des

---

<sup>332</sup> von Albert Küppers.

<sup>333</sup> Die Portraits der Grabmäler vom Rath, Klostermann und von Dechen stammen von dem Bonner Künstler Prof. Albert Küppers.

Allgemeinen Preußischen Bergrechts von 1865, greift in seinem Grabmal auf frühe klassizistische Formen zurück (**Abb. 53**).

Die ausgewählten Bonner Beispiele zeigen, wie stark sich Grabmäler bis in das letzte Drittel des Jahrhunderts an der Formensprache der alten geistigen Eliten der Universitätsstadt orientieren.<sup>334</sup> Die Begründung ist vor allem in der konservativen Gesinnung der Bonner und in der hierarchisch gegliederten Montanverwaltung des preußischen Staates zu suchen, die in der oberen Beamtenlaufbahn Akademiker bevorzugte. In den 60er und 70er Jahren gab es noch wenige private Bergwerksunternehmer oder Mehrheitshalter bei Anteilsgesellschaften.

Um die Jahrhundertwende flossen auch in den Bereich Montangrabmäler neue Einflüsse, die sich aus der Sezessionistischen Bewegung in der Skulptur rekrutierten. Maßgeblich für die Veränderungen war das Vorbild Constantin Meuniers. Jenem war es seit den 1880er Jahren gelungen das Bildnis des namenlosen Industriearbeiters denkmalwürdig zu machen. Arbeit wird nun als Leistung aufgrund schier übermenschlicher körperlicher Mühen dargestellt. Die Folge ist eine Heroisierung und Distanzierung zur Realität. Neu ist auch die Vermischung von Allegorie, die der Ikonographie der Herrscherdenkmäler entnommen und mit dem Kontext Arbeit verbunden wird.

In Meuniers Sog kommt es auch im Rheinland zu Beginn des neuen Jahrhunderts zu derartigen Denkmalprojekten. In Nachfolge z.B. zu Breuers „Industrie“ von 1897, wird 1899 in Düsseldorf ein Bismarckdenkmal mit einer Industrieallegorie aufgestellt.

Janssen stellt 1907 in Essen seinen Jahrhundertbrunnen auf, Coubiller folgt ihm 1913 mit einem Industriebrunnen für Düsseldorf. 1911 wurde am Kölner Rheinuhafen Nikolaus Friedrichs Tauzieher aufgestellt. Auch international wird das Thema „Berg-Arbeiter“ aufgenommen, z.B. Anton van Wouw „Der Hammerwerker 1911“<sup>335</sup>.

Die Darstellung des Arbeiters ist dynamisch und herkulisch, oft allegorisch und in großem Format immer denkmalhaft. Der durch die Mühen der körperlichen Arbeit ausgezehrt und müde Arbeiter findet als Denkmal im öffentlichen Raum erst in der Weimarer Republik Aufstellung.

Anders verhält es sich, wenn Arbeiterdarstellungen für Montangrabmäler geschaffen oder in Sekundärverwendung dort aufgestellt wurden. Ein bekanntes Beispiel in Berlin für die Wiederverwendung einer Arbeiterdarstellung, ist das Grabmal

---

<sup>334</sup> Ausnahmen wie das Grab Noeggerats sind wohl auf die außergewöhnliche Persönlichkeit des Verstorbenen zurückzuführen.

<sup>335</sup> Der Anschnitt 43, 1991, Heft 6.

des Spiralbohrerfabrikanten Stock<sup>336</sup>, bei dem die Skulptur „der Schmied“ von Gerhard Janensch von ca. 1898 fast 15 Jahre später wiederverwendet wurde. Am Grabmal verbindet sich in der Arbeiterdarstellung oft Trauer mit Ermattung und Sterben zu einer untrennbaren Geste.

Das erste Beispiel für ein Montangrabmal mit Arbeiterdarstellung im Rheinland befindet sich auf dem Poppelsdorfer Friedhof in Bonn.

Wilmar Laute verstarb 1909 im Alter von 50 Jahren. Bis zu seinem frühen Tode war er in der Bergbauverwaltung Bergrat gewesen.

Auf einem glatten Granitsockel erhebt sich das große Ensemble (**Abb. 38**). Es zeigt einen, in einer Felsennische sitzenden Bergmann. Es ist nur mit einer Hose bekleidet, trägt keine Schuhe, der muskulöse Oberkörper ist nackt. Die Beine liegen schlaff auf dem steinigen Untergrund, der Rumpf ist leicht nach vorne zusammengesackt, dreht sich aber dem Betrachter zu. Mit seinem rechten Arm stützt er sich auf dem Untergrund ab, umfaßt aber gleichzeitig fest seinen Pickel. Vor ihm liegt seine Grubenlampe. Sein ernstes und müde wirkendes Gesicht wendet er dem Felsen zu. Aus dem Felsen oberhalb seiner Füße, blickt ihn ein trauriges Gesicht an. Links vom Gesicht zeigt dem Bergmann eine Hand das Stundenglas. Diese Szene wird ergänzt durch die Inschrift „Letzte Schicht“ auf dem Felsvorsprung über dem Kopf des Bergmanns.<sup>337</sup>

Ein weiteres Beispiel ist auf Melaten in Köln zu finden. Der Bergwerksbesitzer Alfred Sauer gehörte zur selben Generation wie Laute und verstarb 1907 ebenfalls jung (**Abb. 39**).

Über einem rustizierten, gebogten Untergeschoß erhebt sich ein mehrteiliger, turmartiger Aufbau. Vor dieser Turmarchitektur auf dem Vorsprung des Rustikageschosses ist die Skulptur eines zusammengesunkenen Bergmannes zu sehen. Er ist auf das rechte Knie gesunken, der nackte Oberkörper fällt leicht nach vorne. Beide Arme sind schlaff, aus seiner Rechten ist ihm sogar sein Pickel entglitten. Auch hier verschmilzt der Gestus Trauern mit Sterben.

An der Vorderseite ist die Inschrift zu lesen: Tief aus dem Dunkel des Schachtes steigst/ oft du zur Helle des Tages./ Grabesnacht führt dich allein/ aufwärts zum Ewigen Licht.<sup>338</sup>

Auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof befindet sich das dritte Beispiel. Leider ist der Grabkontext heute nicht mehr erhalten, es handelte sich aber ursprünglich um die Sekundärverwendung einer Arbeiterdarstellung: Bis 1960 war der Bergmann mit Laterne von Enrico Butti Teil des Mausoleums der

<sup>336</sup> Luisenstädtischer Friedhof.

<sup>337</sup> Die Skulptur trägt die Signatur "J.HAMMERSCHMIDT fec. 1911 Ddorf".

<sup>338</sup> Signiert Faßbinder 1908.

Hüttenbesitzerfamilie Grillo (**Abb. 40**). Die Skulptur des Italieners war 1902 auf der Weltausstellung gezeigt worden: Auf einem felsigen Podest sitzt ein junger Mann mit nacktem Oberkörper. Die langen Beine streckt er weit von sich. An seinen Füßen liegt der Pickel, sein rechter Arm liegt schlaff auf einer abgestellten Grubenlampe.

Die gezeigten Beispiele gliedern sich in zwei Gruppen:

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende wurden für leitende Männer der Montanverwaltung und des universitären Fachs Bergbau Grabmäler gesetzt, die sich stark an Vorbildern aus der ersten Jahrhunderthälfte orientieren. Sie nahmen selten inhaltlichen Bezug auf den Bergbau. Eine Ausnahme war hier das Grabmal Noeggerath. Ansonsten gab man sich zum akademischen Bonner Bildungsbürgertum gehörig und ganz traditionell.

Erst nach der Jahrhundertwende kommt es zum Paradigmenwechsel. Einzelne Industrielle im Rheinland aus dem Bereich Montan- und Schwerindustrie fanden Gefallen an progressiven Arbeiterdarstellungen in der Nachfolge Meuniers und integrierten derartige Skulpturen in ihre Grabmäler. Diese Grabmäler nahmen zum Teil in ihren Ausmaßen Denkmalcharakter an und befriedigten damit das Bedürfnis der Repräsentation des eigenen Berufsstandes: öffentliche Denkmäler für Industrielle waren nach wie vor Ausnahmen geblieben<sup>339</sup>.

Das Bewußtsein, zu einem modernen, innovationsstarken Wirtschaftszweig zu gehören, führte zu einer erhöhten Aufnahmebereitschaft auch im Bereich moderner Kunst. Obwohl die Bestatteten niemals am eigenen Leib die Strapazen unter Tage ertragen mußten, schmückten sie ihre Gräber mit Plastiken, die in ihrem speziellen Gestus noch über zeitgenössische Arbeiterdarstellungen und Arbeitsallegorien im öffentlichen Raum hinausgingen.

Um den Modernitätsgrad dieser späten Montangrabmäler jedoch richtig einschätzen zu können, muß festgehalten werden, daß Meunier seine Arbeiterdarstellungen schon rund 20 Jahre früher schuf und diese seit den 1890er Jahren international bekannt waren<sup>340</sup>. Andererseits muß für das Rheinland auch konstatiert werden, daß moderne Stömungen in öffentlicher Plastik erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zum tragen kommen und die offizielle Reichskunst erst spät weicht.

### ***Grabmäler von Militärs***

Eine Gruppe von Grabmälern präsentiert sich auf den rheinischen Friedhöfen ebenso traditionell wie bisweilen auch originell: Die führenden Militärs verstanden ihren Beruf

<sup>339</sup> Fritz Schaper, Krupp-Denkmal, 1898, Essen.

<sup>340</sup> Constantin Meunier, Der Dockarbeiter, 1893 (?), Antwerpen.

vielmehr als Lebensaufgabe. Ihr Selbstverständnis war das einer herausgehobenen Kaste, sowohl innerhalb des Staates als auch in ihrer direkten Umgebung. Dies hing nicht unwesentlich damit zusammen, daß der Großteil der höheren Offiziere nicht aus dem Rheinland stammte, sondern die preußische Zentralmacht sich lieber auf Militärs aus dem Kernland verließ. So findet man heute die Gräber der Generäle, Generalmajore oder Generallieutenanten auf den historischen Friedhöfen meistens an hervorgehobenen Orten, sei es an den Hauptwegen, an Rondellen oder an den Kreuzungen der Hauptwege. Manchmal stellt sich, wie in Koblenz die Wirkung einer Ehrenallee ein, manchmal konkurriert das Grabmal eines Militärs auch mit einem benachbarten Kriegerdenkmal. Oft trat ein Militärs mit seinem Grabmal bewußt in eine berühmte Traditionslinie - für das Rheinland bildeten sie dabei keine regionalen Formen aus. Sie blieben den preußischen bzw. internationalen Gepflogenheiten ihrer Zeit treu.

Als herausragendes Beispiel für ein ehrenvolles Grab eines hohen Militärs galt das 1834 auf dem Berliner Invalidenfriedhof enthüllte Ehrengrabmal für General Scharnhorst. Als General in den Befreiungskriegen und als Reorganisator des Preußischen Heeres hatte Scharnhorst sich nachhaltigen Ruhm erworben. 1813 wurde er in der Schlacht bei Großgörschen verwundet und verstarb in Prag. 1826 wurden die sterblichen Überreste nach Berlin überführt und Schinkel mit dem Grabmalsentwurf beauftragt. Das Grab v. Scharnhorsts wurde ein wahrhaft ehrenvolles Monument. Über einem schlichten Sockel erheben sich zwei glatte Pfeiler rechteckigen Grundrisses. Auf diesem kommt ein prächtiger Hochsarkophag mit figürlichen Reliefs von L.Tieck und schwerem Deckelmotiv zu stehen. Krönenden Abschluß bildet der von C.Rauch geschaffene, ruhende Löwe. Rauch hatte 1824 auf der Berliner Akademieausstellung einen schlafenden und einen wachenden Löwen als Gipsmodell präsentiert. Vier Jahre später goß die Berliner Eisengießerei den schlafenden Löwen für das Scharnhorstdenkmal. In Folge wurden beide Löwen von der Berliner und der Gleiwitzer Hütte, sowie von der Firma F.Kahle & Sohn in Potsdam mehrfach gegossen<sup>341</sup>.

Obwohl das westfälische Münster geographisch natürlich nicht in der preußischen Rheinprovinz liegt, wohl aber eine wichtige Stadt in den preußischen Westprovinzen war, sollen zwei Grabmäler aufgenommen werden. Sie befinden sich heute in der Parkanlage des alten Überwasserfriedhofes.

Auf dem Grabmal des Generals Wilhelm von Horn (**Abb. 54**) begegnet Rauchs schlafender Löwe in einem Nachguß wieder. Er ist mit seiner Plinthe in einen rechteckigen Steinsockel eingelassen. Auf dessen Vorderseite ist auf einer Metallplatte

<sup>341</sup> Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Ausst.Kat., Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.214-16.



in erhabener Schrift zu lesen: WILHELM VON HORN/KÖNIGLICH PREUSSISCHER GENERAL-LIEUTENANT/UND/KOMMANDIERENDER GENERAL DES VII: ARMEE-CORPS/ZWEITER CHEF DES VIII. INFANTERIE-REGIMENTS/GENANNT LEIB-INFANTERIE-REGIMENT/RITTER DES SCHWARZEN ADLER-ORDENS p.p./GEBOREN DEN XXI. OKTOBER MDCCLXII/GESTORBEN DEN XXXI. OKTOBER MDCCCXXIX.

Direkt neben von Horn findet man das Grab des Freiherrn Roth von Schreckenstein, Generallieutenant und kommandierender General des 7. Armeecorps, geboren 1789 und gestorben 1858 (**Abb. 55**). Es ist wohl eines der außergewöhnlichsten Grabmäler des 19. Jahrhunderts in den westlichen Provinzen: Der General liegt in Ehrenuniform und Mantel auf einer klassizistisch ornamentierten Cline, sein Haupt ist mit einem Kissen abgestützt. Von Schreckenstein ist als respekteinflößender älterer Mann mit Geheimratsecken, zurückgekämmten Haar und zeittypischem Backen- und Schnurrbart. Augen und Mund sind wie schlafend geschlossen. Die rechte Mantelhälfte ist zurückgeschlagen und gibt den Blick frei auf die ordendekorierte Brust. Seine Linke hat fest den Griff eines langen Schwertes gefaßt, das auf seinem Körper liegt. Von Schreckenstein hat für sein Grabmal eine Darstellungsform gewählt die seit Jahrhunderten in Europa nur der obersten Schicht des Adels oder kirchlichen Würdenträger vorbehalten war. Erst im Verlaufe der zweiten Jahrhunderthälfte tauchen weitere Beispiele auf, die durch Assistenzfiguren oder Drapperien dem neobarocken Pathos entgegenkommen<sup>342</sup>.

Ganzfigurige Portraitdarstellungen auf Gräbern bleiben nicht nur im Rheinland die Ausnahme. Man empfand die Nähe zum Denkmal vielleicht zu deutlich. Nochmals soll hier aber auf das Grabmal v. Frankenbergs auf Melaten hingewiesen werden (**Abb 21**). Der Generallieutenant (+1873) steht voll Würde im „bismarkschen“ Habitus, aber ganz „unmilitärisch“ als ganzfiguriges Standbild auf seinem Sockel.

Eine Anzahl von Gräbern sind mit Waffen und Helmen geschmückt. Aus der ursprünglich griechisch-antiken Sitte, Waffen, die der fliehende Feind im Felde zurückgelassen hatte, in Arrangements an Bäume zu heften, hatte sich schon seit römischer Zeit die Dekorationsform der Trophäe entwickelt. Seit der Renaissance war es nicht nur üblich Bauwerke, die im Zusammenhang mit dem Militärs standen, mit derartigen Formen z.B. als Bauschmuck zu verzieren. Rein dekorativ verwand man sie als Verzierung von

---

<sup>342</sup> R.Begas: Grabmal für Arthur Stousberg (+1874) Städtischer Friedhof Reinickendorf, in: Ethos und Pathos, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Ausst.Kat., Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990, S.33.  
W.Schott: Grab Gräfin Clara von Einsiedel um 1910, Kirchhof II der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde, in: "O ewich is so lank", Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987, S.118.

Architekturgliedern in Repräsentativbauten bis hin zu Mustern von Stoffen und Tapeten.

An Grabmälern von Militärs hat ein Trophaion oder ein Helm natürlich starken inhaltlichen Bezug. Außerdem orientierte man sich für das eigene Grabmal an Gefallenendenkmälern, die sich ebenfalls gerne mit solchen Zeichen schmückten.

1843 wurde auf dem Hauptfriedhof in Koblenz das Veteranendenkmal der napoleonischen Kriege errichtet (**Abb. 56**). Dieses Pfeilermonument, das mit einem antikisierenden Helm<sup>343</sup> verziert ist, gedenkt den Koblenzern, die in Napoleons Heer kämpften. Ein analoges Denkmal ist ebenfalls für die im napoleonischen Heer gefallenen Kölner auf Melaten zu finden (**Abb. 57**). Das ca. 10m hohe klassizistische Monument wurde 1853 errichtet. Kriegerdenkmäler der zweiten Jahrhunderthälfte betonen das architektonische Element. Aber auch das Kriegerdenkmal der Gefallenen von 1866 auf Melaten verzichtet nicht auf eine Trophäe - nun aber nicht mehr antikisierend, sondern „zeitgemäß“: unter dem Neorenaissancebaldachin ruht Sturmgepäck auf einem Sockel.<sup>344</sup>

Einen Helm findet man auch auf dem Koblenzer Friedhof auf dem Grab des Generals der Kavallerie Freiherrn von Thielmann (+ 1824). Die liegende Steinplatte (**Abb. 58**) ist mit einem großen eisernen Kreuz, Fascienbündel, einem Eichenkranz und einem römisch-antiken Helm geschmückt. Weitere Generäle des 8. Armeekorps liegen heute in unmittelbarer Nähe zu Thielmann<sup>345</sup>. Generalmajor von Griesheim war Kommandant der Festung Koblenz gewesen und verstarb 1854. Seine Platte (**Abb. 59**) zeigt einen griechisch-antiken Helm mit Maske und Greifenmotiv und einer leeren Schwertscheide.

Nur der 1864 verstorbene General der Infanterie von Bonin verzichtet auf Zeichen seines Kriegertums. Sein Grab (**Abb. 60**) bezeichnet eine klassizistische Stele mit dem Profilrelief des Verstorbenen in einem Tondo.

Aber nicht nur auf einer liegenden Grabplatte können diese Trophäen zu liegen kommen. Auf Melaten ist der Generalmajor von Seydlitz (+1832) bestattet. Sein Grabmal, (**Abb. 61**) das durch die Offiziere seiner ehemaligen Truppe errichtet wurde ist fast 3m hoch. Auf einem imposanten Steinzylinder liegt ein Anrangement aus antikisierendem Helm und Schwert aus Gußeisen.

---

<sup>343</sup> Antike griechische Helme entsprechen in ihrer Grundform einer phrygischen Mütze.

<sup>344</sup> Neben dem Kriegerdenkmal für die Gefallenen im deutsch-französischen Krieg auf Melaten findet man heute ebenfalls ein Sturmgepäck aus Metallguß. Ursprünglich gehörte es jedoch zum zerstörten Kaiser Wilhelm Denkmal in Köln-Mühlheim, s. Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S.180f.

<sup>345</sup> Die Gräber liegen heute nebeneinander, wie in einer Ehrenallee, sind jedoch nachträglich verlegt.

Das Grabmal des Königlichen Portepeee-Fähnrichs von Garrelts (1844) auf dem Golzheimer Friedhof in Düsseldorf ist zwar weniger monumental als das von Seydlitz', jedoch vergleichbar aufgebaut (**Abb. 62**). Auf einem klassizistischen Pfeiler kommt ein Helm mit Lorbeerkranz zu liegen. Zwei Militärgräber auf Melaten fallen stilistisch aus dem Rahmen, sie sind im Tudorstil aufwendig gestaltet. Von Orthegraven (\*1844) war Generalleutenant gewesen. Seine Grabstelle (**Abb. 63**) ist mit feinen Säulchen, Blendbogen und vegetabilem Ornament geschmückt. Der obere Abschluß ist ein wuchtiges Zinnengesims. Über dem in Marmor eingelassenen Schriftfeld ist in den Formen der deutschen Renaissance das Wappen der Familie mit Spangenhelm, Federbusch und reicher Decke zu sehen.

Das Grab des Generalmajors Engels (+1855) ist heute leider nicht mehr erhalten. Das aufwendige Tabernakelgrab mit Zinnen und Türmchen im neogotischen Tudorstil nahm den Architekturtyp auf,

der in klassizistischer Formensprache auf Melaten auch an den Gräbern Birkhäusers und Butz begegnet. In dem luftigen Baldachin

stand Engels Büste<sup>346</sup>. Initiator des Grabmals war die Stadt Köln, die den Kommandanten Engels für sein maßvolles Verhalten 1848 ehrte.

Außergewöhnlich ist auch das Grab General Wynnes (+1890) auf Melaten (**Abb. 64**): Es ist ein ca. 3 m hohes Steinkreuz, das angeblich nach keltischem Original in England gefertigt wurde<sup>347</sup>. Es kann gut mit dem sehr aufwendigen sog. Irischen Kreuz auf dem Alten Bonner Friedhof verglichen werden (**Abb. 65**).

## XI. Außergewöhnliches Kunstschaffen in der

### Sepulkralkultur

Wenige Grabmäler präsentieren sich als architektonische und skulpturale Gesamtkunstwerke, deren Bedeutung über den rheinischen Raum und das begrenzte Feld des Friedhofes hinausgeht.

Ein bedeutendes Beispiel ist das Grab der Familien Dernen und Wittgenstein, von Simatschek 1912 geschaffen und häufig

---

<sup>346</sup> Entwurf der Architektur: J. Raschdorff, Büste: Chr. Mohr. Abbildung bei Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980 S. 153f.

<sup>347</sup> Abt, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980, S. 225.

„Mutter Erde“<sup>348</sup> genannt, auf dem Godesberger Burgfriedhof (Abb. 66). Die Anlage ist ca. 7 : 5m groß und aus Sandstein gearbeitet. Die Rückwand bildet eine überlebensgroße Frauengestalt mit ausgebreiteten, verhüllten Armen. Seitlich wird die Anlage durch vorspringende Wangen begrenzt. Die Frauengestalt ist eine Kombination aus Sphinx und Schutzmantelmadonna. Sie blickt geradeaus, ihr Gesicht ist eher androgyn. Der Schleier über dem Haupt und den Armen hängt an den Schläfen in massiven Schals herunter. Unter ihren schlaff herabhängenden Brüsten bildet sich so eine Höhle. Diese ist als fiktiver Eingang zu verstehen. In ihm verschwindet gerade ein Menschenpaar. Der Mann umfaßt seine Frau fest. Sie klammert sich mit beiden Armen um seinen Oberkörper, beide sind ins Knie gebrochen und schleppen sich ängstlich, aber doch stetig, in den Eingang. Vor den weit ausgebreiteten Armen der Frauengestalt reiht sich eine dramatische Szene an die andere. Links wehrt sich im verzweiferten Kampf ein Mann gegen den Sog des Schlundes. Wie heftig die Kräfte sind, die auf ihn einwirken, zeigt sein Gewand. dahinter krabbelt ein Mensch, wie ein Tier auf allen Vieren, der Mitte zu. Ein anderer Mann hat sich auf ihn geworfen und versucht ihn zurückzuhalten. Sein Gesicht verrät höchste Erregung und Anstrengung. Am linken Ende versucht ein Mann seinem Schicksal durch Flucht über die Rückwand zu entkommen. Sein Körper ist weniger plastisch gearbeitet und verschmilzt so mit der Rückwand und dem Mantel. Eine selbst schon fast dahingesunkene Frau klammert sich an ihn und versucht, ihn entweder zurückzuhalten oder durch ihn ebenfalls errettet zu werden. Die linke Seite ist durch den Todeskampf der Figuren zu höchster Dramatik gesteigert. Anders die rechte Hälfte. Hier herrscht das „Sich-Fügen-in-das-Schicksal“ vor. Das Paar, das dem Eingang schon am nächsten gekommen ist, stellt einen Greis mit seiner Frau dar. Ihre Körper sind unter einem weiten Mantel versteckt. Die Köpfe, die in beeindruckender Weise herausgearbeitet sind, stecken beide dicht zueinander. Die Gesichter sind von einem langen Leben und großer Erfahrung gezeichnet. Die Frau faßt mit ihrer Hand in die seine. Das Paar ist durch größte Innigkeit und Gefäßtheit charakterisiert. Die abschließende rechte Gruppe zeigt eine junge Mutter, die sich von ihren beiden Söhnen verabschiedet. Der eine hängt sich voller Verzweiflung an ihren Hals und küßt sie. Das Gesicht der Mutter ist ernst und ruhig. Der zweite Knabe, den sie mit ihrem linken Arm umfaßt, ist auf die Knie gesunken und versucht, die Mutter zu halten. Dieses Grabmal ist auf dem Godesberger Burgfriedhof auf einer schmalen Geländestufe plazierte. Davor führt unmittelbar ein Friedhofsweg vorbei - von ihm aus kann das Figurenrelief im Detail gut betrachtet werden. Der Kopf der Göttin ist nur in Unteransicht zu sehen was sie unheimlich erscheinen läßt. Der

---

<sup>348</sup>     Inscription: „Denn Du bist Erde und sollst Erde werden.  
1.Mose 3.19“

wahrhaft beeindruckende Anblick offenbart sich jedoch aus einiger Entfernung: der maskenhafte, mimiklose Kopf blickt über die Heckenbepflanzung in die Ferne. Die offizielle Bezeichnung „ Mutter Erde“ trifft die eigentliche Bedeutung des Grabmals nicht genau. Seit antiker Tradition haben die Darstellungen der Muttergottheit Erde /Gaia eine positive Konnotation. Sie ist fruchtbar und milde, bei ihr kann der Mensch Zuflucht finden. Das beschriebene Beispiel hat aber etwas Bedrohliches und zugleich Unwiderstehliches. Ihrer motivischen Nähe zu einer Sphinx kommt Bedeutung zu. Simatscheks Werk ist somit eher in der Reihe der Göttinnen des Todes einzuordnen, auch wenn ihre Bedeutung vielschichtiger als bei den Beispielen auf Melaten, Brandt und Euskirchen<sup>349</sup>, ist. Als Gesamtkunstwerk läßt sich das Godesberger Grabmal mit einem bedeutenden französischen Beispiel vergleichen: „Aux Morts“ von A. Bartholomé auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris. Auch wenn der Anlaß des Künstlers, das Werk zu schaffen, persönliche Betroffenheit nach dem Verlust seiner Partnerin war, so ist es ein Denkmal, das der Sterblichkeit aller Menschen gewidmet ist. Das Denkmal besteht aus einer mehrteiligen Grabarchitektur und beinahe lebensgroßen halb-, bzw. vollplastischen Figuren. Der Bau besteht aus einem zentralen Block mit Eingangstor und Sockelgeschoß. Beide Seiten flankieren kleinere Gebäudekompartimente mit Scheintüren. Der Bau ist glatt und schlicht gehalten; er vermittelt durch seine archaische Strenge Zeitlosigkeit. Formal lehnt er sich mit seiner trapezförmigen Umrißlinie und den ebenso gestalteten Türöffnungen an etruskische Würfelgräber Mittelitaliens an<sup>350</sup>. Diese Architekturfolie, vor der sich die figürlichen Szenen abspielen, ist mit der Godesberger Sphinx in ihrem ebenfalls allgemeingültigen Anspruch und der betont archaisierenden Formensprache gut vergleichbar. Ähnlich sind bei beiden Werken die „Prozessionszüge“ zum fiktiven Eingang. Bei Bartholomé gliedern sich die beiden Seiten stärker zu einem vielfigurigen Ensemble, Simatschek trennt sie in Kleingruppen und Paare bzw. isoliert sie sogar als Einzelfigur. Dadurch entsteht zwar weniger ein optischer Sog zum Eingang hin wie in Paris, die Dramatik ist jedoch viel höher. Während die Figuren „Aux morts“ von einem klassischen Ethos trotz Verzweiflung und Schmerz getragen werden, regiert bei Simatschek die pathetische Gebärde. Die gilt auch insbesondere für die

<sup>349</sup> s. Kapitel über Frauendarstellungen.

<sup>350</sup> Etruskische Kunst war z.B. durch die Publikation Francesco Inghirani: Monumenti etruschi o di etrusco nome disegnat, incisi, illustrati e publicati..., 6 Bde, Fiesole 1821-1825, gut bekannt. Das Motiv der etruskischen Grabkammer ist schon bei F.Gilli zu finden und in der ersten Jahrhunderthälfte bei L.v.Klenze (Walhalla) und bei B. Thorwaldsen (Grabmal Papst Pius' VII, Rom, St.Peter, 1823-31).

Mittelpaare: In Paris schreiten sie wie durch eine „Himmelspforte“; in Godesberg winden sie sich vor Schmerz und Furcht wie die Lindwürmer. Eine bedeutende Kompositionserweiterung erfährt „Aux morts“ durch das geöffnete Grab, dem der Besucher unmittelbar gegenübersteht. Ein weiblicher Grabengel (ohne Flügel) stemmt sich gegen die Grabplatte. So wird der Blick frei auf ein totes Paar, einanderzugewendet halten sie sich die Hände. Über beider Hüften liegt ein totes Kleinkind. Sein Gesichtchen ist mit einem Tuch verhüllt. Auch wenn hier der Tod in seiner Endgültigkeit vergegenwärtigt wird, hat er doch durch die Vereinigung des Paares und seines Kindes etwas Versöhnliches. Das Godesberger Werk dagegen vermittelt überhaupt nichts Tröstliches. Wohin die Menschen durch das Tor entschwinden, ist unklar, die unnahbare und bedrohlich distanzierte Sphinxgestalt stellt kaum etwas Gutes in Aussicht.

## **XII. Sepulkralkultur im jüdischen Rheinland**

Entlang des Rheins sind frühe Spuren jüdischen Lebens zu entdecken. Vermutlich schon in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts kamen Juden im Gefolge der Römer als Soldaten, Sklaven, Kaufleute und Ärzte in die eroberten Gebiete. Als erster gesicherter Hinweis auf eine jüdische Gemeinde in Köln gilt ein Dekret Kaiser Konstantins von 321. Danach lebten Menschen jüdischen Glaubens am Rhein für 600 Jahre undokumentiert.

In den Jahren 1084 und 1090 aber erhielten die Reichsjuden Privilegien aus der Hand der salischen Herrscher. Diese gewährten den Juden zwar Reisefreiheit und mehr kaufmännische Freiheit als Grundlage für steigenden Wohlstand, machte sie aber zugleich auch abhängig vom Wohlwollen der Herrscher. Die Verleihung von Privilegien, den Judenregalen, wurde für die Herrscher zu einer lukrativen Einnahmequelle. Infolge des Zweiten Kreuzzuges kam es in ganz Europa zu Verfolgungen der jüdischen Bevölkerung. Besonders die kleineren Gemeinden waren ihnen fast schutzlos ausgeliefert. Die wohlhabenden Juden der Städte flohen unter den direkten Schutz des Kaisers, der Reichsstädte oder der Landesherren. Dieser Schutz forderte als Preis die Kammerknechtschaft: Die Juden wurden zu Finanziers ihrer Herren. Die Beschränkung auf das Geldwesen und den Erfolg in diesem Bereich führte bald zu Mißgunst der christlichen Umwelt. Folge daraus war die Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung in den Städten seit dem 12. Jahrhundert und besonders im 14. Jahrhundert. Hinzu kam eine diffamierende Kleiderordnung. Durch die Schwächung der kaiserlichen Zentralmacht fiel seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert die Vergabe eines Judenregals an die Landesherren. Mit dem

wachsenden Druck von außen verließen die Juden die Städte oder wurden aus ihnen vertrieben. Der wirtschaftliche Niedergang war für die meisten unaufhaltsam. Als Landjuden lebten sie isoliert voneinander und praktizierten ihren Kult möglichst unauffällig. Nur einige konnten den Anschluß an die Höfe der Fürsten und Adligen halten. Als Finanzberater oder Hoflieferanten kämpften diese Hofjuden (Hoffaktoren) um wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg trotz ihrer völlig abhängigen und dadurch unsicheren Position. Die Geschichte vieler jüdischer Bankiers<sup>351</sup> oder Unternehmer am Rhein, die im 19. Jahrhundert viel Geld und großes Prestige erreichten, begann im 18. Jahrhundert an den absolutistischen Höfen. Sie wurden zum Vorreiter der Emanzipation zu einer Zeit, da die meisten Juden im Rheinland noch gezwungen waren, ärmlich auf dem Land zu leben. Die Soziostruktur der Landgemeinden blieb lange Zeit unverändert. Zum Handwerk wurden sie erst nach und nach zugelassen, es dominierten die traditionellen Berufe z.B. Kaufmann, Händler (auch als Trödler oder Hausierer), koscherer Metzger, aber auch als Dienstboten in jüdischen Haushalten, Kleinbetrieben oder Geschäften. Insgesamt waren es sehr kleinbürgerliche, oft arme Verhältnisse. Der soziale Aufstieg war in dieser Umgebung beinahe ausgeschlossen. Die Eroberung des Rheinlandes durch die Truppen der Französischen Revolution brachte den Juden wie allen anderen Menschen am Rhein, erstmals volle Bürgerrechte, unabhängig von der Religion. Die Mauern und Tore der Ghettos wurden eingerissen<sup>352</sup>. Nach über 350 Jahren durften Juden auch wieder in Köln wohnen. Aber die neue Freiheit war für die Juden nur von beschränkter Dauer: Ein Dekret von 1806 beschnitt die neuen Rechte erstmals. Zwei Jahre später beschloß das Pariser Zentralkonsistorium im „Schändlichen Dekret“ noch weitgehendere Einschränkungen der Erwerbsmöglichkeiten und der persönlichen Freiheiten. Daran konnte auch der Große Sanhedrin, eine 1807 von Napoleon einbestellte Versammlung jüdischer Rabbiner des Rheinlandes, nichts ändern. Zudem brach die Anordnung eines neuen Namensgesetzes mit der jüdischen Tradition<sup>353</sup>.

---

<sup>351</sup> z.B. Familie Oppenheim.

<sup>352</sup> In Bonn wurde am 22.9.1797 das Fest der "cisrhenanischen Republik" im Hofgarten und auf dem Marktplatz gefeiert. Die revolutionären Kräfte proklamierten eine eigenständige Republik unter dem Schutz Napoleons. Bei der Bonner Bevölkerung konnte man jedoch kaum Sympathie erlangen. Auch die jüdische Gemeinde, zu der Zeit eine der größten im Rheinland, blieb zurückhaltend. Erst als die Republikaner die Tore des jüdischen Ghettos niederrissen, jubelte die jüdische Bevölkerung, s. Wegweiser durch das jüdische Rheinland, hrsg. von Ludger Heid und Julius H. Schoeps, Berlin 1992, S.42.

<sup>353</sup> Die jüdische Tradition verbindet den eigenen Namen mit dem Namen des Vaters.

Einen erneuten Fortschritt in Richtung Emanzipation brachte der Beitritt des Rheinlandes zum preußischen Staat nach dem Wiener Kongreß. Das „Edikt über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im preußischen Staat vom 11. März 1812“ trat in Kraft. Den Juden wurde das Staatsbürgerrecht und weitgehende bürgerliche Emanzipation gewährt. Dies schuf bessere Bedingungen vor allem für Unternehmungen. Viele jüdische Familien zogen nun in die Städte, um ein eigenes Gewerbe zu eröffnen. Der Kampf um volle Gleichberechtigung war dennoch nicht beigelegt, er sollte noch bis zur Verfassung des Norddeutschen Bundes 1869 und darüber hinaus dauern.

Einen erneuten Versuch der Ausgrenzung mußten die preußischen Juden seit den 40er Jahren standhalten. Friedrich Wilhelms IV. Vision von einem christlich-germanischen Staat strebte die Isolierung der jüdischen von der christlichen Bevölkerung an. Gegen diese Ziele wurden Proteste laut und Petitionen eingereicht. Die Forderungen der rheinischen Juden waren ungleich radikaler als die der östlichen Gemeinden: völlige Gleichberechtigung in allen Bereichen des Lebens. Unterstützt wurden die Petitionen durch die liberale rheinische Presse<sup>354</sup>. Nach langer Debatte im Rheinischen Provinziallandtag im Sommer 1843 sprachen sich die Delegierten für eine völlige Gleichstellung und Emanzipation aus. Der König lehnte allerdings den Antrag ab. Die signalhafte Wirkung dieses Antrages jedoch strahlte über die Grenzen des Rheinlandes hinaus. Außerdem war die Allianz bzw. personale Überschneidung von rheinischen Liberalen und aufstrebendem Judentum sichtbar geworden.

Festzuhalten bleibt, daß die Reformen, die im Laufe der Jahre umgesetzt wurden, sich zuerst auf eine kleine Gruppe wohlhabender oder zumindest gut situerter städtischer Juden auswirkte. Die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, die weiterhin auf dem Lande ansässig war und in kleinen Gemeinden ihren Kultus pflegte, lebte z.T. recht ärmlich. Sie trieben fast ausschließlich bescheidenen Handel als Trödler und Hausierer. Da ihr der Zugang zu handwerklichen Berufen jahrhundertlang verwehrt war, gelang es erst langsam, darin Fußzufassen. Ein im jüdischen Leben in der Diaspora besonders wichtiger Beruf war der des koscheren Metzgers. Auch im Weinbau und Weinhandel konnten rheinische Landjuden erfolgreich sein.

Mit der Verfassung des Norddeutschen Bundes von 1869 fand die jüdische Emanzipation einen formalen Abschluß, der mit der Reichsverfassung 1871 territorial ausgeweitet und inhaltlich bestätigt wurde.

Um die Emanzipation aber wirklich grundlegend und unumkehrbar zu machen, wurde wirtschaftlicher Erfolg zwingend notwendig. Vermögen sicherte Einfluß und somit den sozialen Stand. Ebenso

354

z.B. durch die Kölnische Zeitung, die Aachener Zeitung, Der Sprecher (Wesel) und die Trier'sche Zeitung.



versprachen Bildung und politisches Engagement die Absicherung der Position

In der zweiten Jahrhunderthälfte gelang es dem aufstrebenden städtischen Juden neben den traditionellen Einkommensquellen, wie Bankwesen und Handel, auch in Handwerk, den neuen Industrien und dem Bildungswesen Fußzufassen. Die ansässigen jüdischen Familien ordneten sich zusehends mehr in die soziale Struktur der Städte ein. Waren z.B. in Bonn seit der Zulassung zur Lehre an der Universität überdurchschnittlich viele Akademiker ansässig, die an der Universität ab 1870, in freien Berufen, im Verlagswesen oder Kunstbetrieb Beschäftigung fanden, sah die Situation in Aachen oder Wuppertal ganz anders aus. In Aachen gab es neben den üblichen Berufen eine starke Affinität zur Textilherstellung und -Handel: z.T. über Aachen hinaus bekannt wurden die Tuchfabrikanten Königsberger, Heymann, Meyerfeld, Herz, Süsskind oder Mayer. Mit einer Spezialfabrik für Gummiverarbeitung wurde die Familie Saul vermögend. Ebenfalls einen Schwerpunkt in der Textilindustrie bildete das Wuppertal. Die Städte an der Wupper zogen viele Menschen aus den ärmeren Landgemeinden im näheren Umland, aber auch aus Westfalen, Nordhessen, dem Sauerland oder der Eifel an. Viele von ihnen blieben abhängige Lohnarbeiter. Einigen wenigen gelang der soziale Sprung, sie wurden als Textilfabrikanten in die bürgerliche Gesellschaft ihrer Stadt integriert. Die meisten von ihnen bemühten sich um eine weitreichende Assimilation. Die Ausübung des Kultes wurde liberalisiert, der Zionismus blieb diesen Menschen lange fremd.

Die Gemeinden im Ruhrgebiet waren besonders stark durch den Zuzug gläubiger Ostjuden geprägt. Es bildete sich nach der Jahrhundertwende sogar eine spezielle jüdische Arbeiterkultur heraus<sup>355</sup>.

Die Frage nach jüdischen Künstlern im Rheinland führt zu keiner präzisen Antwort. Abgesehen von jüdischen Kunsthandwerkern, die Kultusgegenstände oder Werke mit jüdisch motivierter Ikonographie fertigten - wie kann man einen jüdischen Künstler erkennen? Ist die Ikonographie ausschlaggebend? Oder seine Glaubenspraxis oder gar seine rassische Herkunft? In den meisten Bereichen des kulturellen Lebens, in denen Künstler jüdischen Glaubens tätig waren, traten sie in besonderem Maße assimiliert auf<sup>356</sup>. Diese Künstler arbeiteten selten oder überhaupt nicht mit expliziter Darstellung jüdischer Motive für eine jüdische Öffentlichkeit. Eine Tradition in der Bildhauerei bestand nicht, da bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Juden keinen freien Zugang zu handwerklichen Berufen hatten. Erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts trat z.B. Leopold Fleischhacker (1882-1946) in

---

<sup>355</sup> z.B. jüdisches Arbeitsamt für Rheinland und Westfalen in Duisburg (1919-1927).

<sup>356</sup> z.B. der Maler E. Bendemann.

die Öffentlichkeit. Von ihm stammen viele Grabmäler auf jüdischen Friedhöfen im Rheinland.

Noch komplizierter wird die Frage nach jüdischer Identität bei getauften jüdischen Künstler. Bei weitem nicht alle Mitglieder einer jüdischen Familie waren auch jüdischen Glaubens. Viele litten auch unter ihrer Herkunft und verheimlichten sie oder konvertierten.

Einen wichtigen Markstein für die Kenntnis und Akzeptanz jüdischer Kultur war die 1908 im Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum gezeigte Ausstellung „Jüdische Bauten und Kultusgegenstände“

Die Musik war seit jeher ein bedeutender Bestandteil der jüdischen Kultur. Die Bezeichnung „jüdische Musik“ verdient jedoch ausschließlich Musik, die im Bereich des Kultes, in der Synagoge oder auf dem Friedhof vorgetragen wurde. Außerhalb dieses Bereichs, der oft einen sehr hohen Standard erreichte, war die Musik der Juden lange auf volkstümliche Unterhaltungsmusik beschränkt, die in jüdischen Spiel- und Tanzhäusern erschallte. Es gab natürlich auch die umherreisenden Spielleute, die Lazzanin, die in Kneipen, auf Festen und als Straßenmusikanten in mehr oder weniger guter Qualität aufspielten. Um am offiziellen bürgerlichen musikalischen Leben teilhaben zu dürfen, sei es als Aktiver, Komponist oder Zuhörer bedurfte es zuerst Fortschritte in der allgemeinen Emanzipation. Qualität und Innovationskraft zu entwickeln, war im Rheinland zudem besonders schwierig, da es kein musikalisches Zentrum besaß, von dem Impulse hätten ausgehen können.

Eine bezeichnende Lebensgeschichte an der Schwelle zur Emanzipation ist die von Isaak Juda Eberst, der als Chasan<sup>357</sup> und Lezan<sup>358</sup> von Offenbach zuerst 1802 nach Deutz und 1816 nach Köln zog. Als Musiklehrer und Vorbeter in der Synagoge konnte er seine Familie ernähren, - einen nennenswerten Beitrag zur Hebung des musikalischen Niveaus in einer Stadt, in der der musikalische Diletantismus herrschte, leistete er nicht. Um seine Söhne aus der Enge des Daseins als „Musikjuden“ zu befreien, schickte er sie zur Ausbildung nach Paris, wo Jakob als Komponist der modernen Operette Weltruhm erlangen sollte. Isaaks schlichtes Stelengrab ist auf dem Deutzer Friedhof zu finden.

Erst mit der Gesetzgebung von 1847 und 1869 wurden die Handicaps für Juden im Kunstbetrieb aufgehoben. Mit diesen wichtigen Schritten zur Gleichberechtigung war für Juden auch der Weg zu wichtigen Funktionen und Institutionen frei. Ein bedeutender Mann war Ferdinand Hiller, der 1850 von Frankfurt nach Köln übersiedelte. Als Komponist, Dirigent, Pianist, Theoretiker und Lehrer vielseitig ausgebildet, übernahm er die Leitung des Konservatoriums und machte es zu einer

---

<sup>357</sup> Vorbeter in der Synagoge.

<sup>358</sup> Spielmann.

Ausbildungsstätte von nationalem Rang. Dreißig Jahre lang<sup>359</sup> leitete er zudem die Niederrheinischen Musikfeste und war städtischer Kapellmeister. 1851-53 leitete er zudem die italienische Oper in Paris. Er verstarb im Jahre 1885 in Köln und ist als Konvertit auf Melaten bestattet. Sein Grab befindet sich direkt am Hauptweg, also in prominenter Lage: ber einem mehrfach profilierten Sockel erhebt sich ein glatter, quadratischer Block (**Abb.17**). Auf seiner Front ist die Namensinschrift zu lesen. Die obere Hälfte des über dreieinhalb Meter hohen Grabmals bildet eine aufwendig gestaltete Aedikula mit kannelierten Pilastern, Rosettenfries, Eierstab und Zahnschnitt sowie vegetabilen Giebelschmuck. In dem Gehäuse steht die Büste Hillers. Das Grabmal ist signiert von Eschweiler, die Büste stammt nach H.Vogts von Anton Werres. Das Grab ist betontermaen in klassizistischer Formensprache an Vorbilder Schinkels oder Klenzes angelehnt. Dies ist hier als besondere Betonung bürgerlicher Bildungsideale zu verstehen. Die großen Konzepte für Memorialarchitektur aus der ersten Jahrhunderthälfte, wie z.B. Klenzes Walhalla, haben hier zudem einen nachhaltigen Einfluß hinterlassen. Als Mensch jüdischer Abstammung gibt sich Hiller keinesfalls zu erkennen.

Ein wichtiges identittstiftendes Moment jüdischer Kultur in der Diaspora waren die sozialen Einrichtungen der Gemeinden. Neben den traditionellen Chewra Kadischa<sup>360</sup> und jüdischen Krankenhäusern wurden im vergangenen Jahrhundert noch andere Wohlfahrts-einrichtungen gegründet. Besonders die Hilfe für Kinder wurde großgeschrieben. 1876 wurde die Kölner Israelitische Waisenstiftung gegründet, 1890 das Kölner Kinderheim. Das Israelitische Waisenhaus in Dinslaken, 1885 gegründet, war durch seinen reformpädagogischen Ansatz überaus bekannt. Auch um alte Menschen der Gemeinde wurde in Heimen Sorge getragen. In speziellen Einrichtungen, wie der Aachener Taubstummenanstalt, die schon 1838 gegründet worden war, wurden neben betroffenen Juden auch Christen aufgenommen. Dies wurde einerseits von der Bevölkerung als willkommen Erweiterung aufgenommen, andererseits scheuten sich viele Bürger so eng mit Juden in Kontakt zu treten.

Besonders wichtige Zeugnisse jüdischen Selbstverständnisses waren die neuerrichteten jüdischen Synagogen im Rheinland,

---

<sup>359</sup> 1853-83.

<sup>360</sup> Chewra Kadischa nannten sich die Beerdigungsgesellschaften. Sie sorgten für eine dem jüdischen Glauben angemessene Bestattung der verstorbenen Gemeindemitglieder. Die Gesellschaften sahen ihren Dienst als Liebesdienst am Nächsten und taten dies unentgeltlich. die älteste rheinische Chewra Kadischa war 1765 in Krefeld gegründet worden.

denn sie glänzten in einem geradezu extravaganten historisierenden Stil.

Ein für ganz Westdeutschland vorbildlicher Bau wurde in Köln, Glockengasse, in den Jahren 1859-66 errichtet. Die Pläne stammten von dem renommierten Dombaumeister Ernst Zwirner, finanziert wurde der Bau vom Bankhaus Oppenheim. Die Synagoge präsentierte sich mit einer Schmuckfassade, die keine Pracht vermissen ließ: Profilierungen, Lisenen, Türmchen mit Kuppeln, Zinnenfriese, Maßwerk, zweifarbiges Mauerwerk und eine Zentralkuppel.

Obwohl orientalisierende Architektur dem Historismus nicht fremd war, taucht er in so großen Repräsentationsbauten in Deutschland seltener auf. Die lange Zeit nur wage Vorstellung von Bauwerken des Orients und Indiens ließen Mischungen der einzelnen Stile zu<sup>361</sup>. Kurz vor der Synagoge in Köln erbaute Theophil von Hansen in Wien das Arsenal wie eine islamische Palastanlage. Da für Kirchenbauten christlich - mittelalterliche Baustile als adäquat galten, erschien Stilarchitektur orientalischer Provenienz besonders geeignet, auf das Herkunftsland und somit die eigentliche kulturelle Zugehörigkeit der Juden zu verweisen.

Wesentliche Anleihen an Köln zeigte die Synagoge an der Promenadenstraße in Aachen. Der zeitgleich errichtete Bau präsentiert sich mit einer Zweiturmfassade im islamisch persischen Stil. Der Architekt W. Wickop hatte zuvor unter Zwirner gearbeitet.

In den folgenden Jahren entstanden weitere orientalisierende Synagogenbauten im Rheinland: in Wuppertal - Elberfeld 1865 im orientalisierenden Rundbogenstil an der Neusser Promenadenstraße 1867 mit einer Schmuckfassade mit vier Türmen, in Anlehnung an Neuss die Synagoge Erftstadt - Lechenich 1886. Mönchengladbach besaß an der Karlsstraße seit Beginn der 80er Jahre einen orientalisierenden Bau. Die alte Essener Synagoge, Weberstraße, von 1869/70 stand mit ihrer Zweiturmfassade ebenfalls in dieser Tradition, ebenso die Barmener Synagoge von 1895.

Eine andere Stilmischung verband islamische Formen mit iberisch - mittelalterlichem Dekor: z.B. in Bonn - Poppelsdorf 1852 oder Bonn, Tempelstraße 1878. Die Krefelder Synagoge in der Petersstraße von 1853 fällt mit ihrer iberisch - spätgotischen Anleihe aus dem Rahmen. In Duisburg -Junkern stand seit 1875 ein Bethaus in schlichter Bettelordengotik. Seit mit dem Kaiserreich die mittelalterlich - christliche Architektur wesentlicher Bestandteil des staatlichen Repräsentationsverständnisses war, errichtete man auch die jüdischen Synagogen in diesem offiziellen Reichsstil: Steele bei Essen 1883, Köln Roonstraße 1899, die Düsseldorfer

---

<sup>361</sup> Zu Beginn des Jahrhunderts hatte John Nash den königlichen Pavillon in Brighton in einem solchen exotischen Stilmix errichtet.

Synagoge 1904, in Mühlheim a.d. Ruhr 1907 und die Essener Synagoge am Steeler Tor ein Jahr vor Kriegsbeginn.

Die Synagogen hatten wie ihre Besucher einen vermeintlich sicheren und akzeptierten Platz in der bürgerlichen städtischen Gesellschaft erreicht. Eine Tafel am Eingang der neuen Essener Synagoge verkündete dieses neue Selbstbewußtsein: „Mitten hinein in das emsige Schaffen und Treiben der Stadt stellen wir das Heiligtum als ein ragendes Denkmal der Ehrfurcht und als einen ewigen Beweis, daß nicht vom Brote allein der Mensch lebt, sondern von allem, was hervorsprießt auf den Schöpferruf Gottes.“<sup>362</sup>

Vom bewußten Absetzen durch architektonische Exotik und dem Verweis auf eine besondere kulturelle Besonderheit führte der Weg

in der nächsten Generation zu einer verstärkten Assimilation an

die gängigen Repräsentationsvorlieben der Mächtigen und Etablierten. Ähnliches ist z.B. beim Villenbau wohlhabender Familien zu beobachten. Der Stilpluralismus der fortgeschrittenen Kaiserzeit überdeckte jede Individualität. In der Sepulkralkultur hingegen muß eine genaue Unterscheidung vorgenommen werden: Traditionell gläubige Juden ließen sich weiterhin die Stele als Grabmal setzen. Eine Bestattung auf einem kommunalen Friedhof war für sie nicht denkbar. Die einzige Modernisierung die sie akzeptierten, war die Einführung der lateinischen Schrift. Die vertraute jüdische Symbolsprache blieb erhalten. Ein anderer Teil der jüdischen Gemeinden öffnete sich bis zu einem bescheidenen Rahmen zeitgenössischen Moden insoweit, als klassizistische Formen angenommen wurden (z.B. Düsseldorf, Ulmenstraße). Auch mittelalterliche Anleihen z.B. Zinnengiebel im Tudorstil (Neuwied - Niederbieber) oder Maßwerk kommen bisweilen vor. Diese Anleihen begegnen jedoch in bescheidener Art und Weise. Ein kleiner gesockelter Obelisk, eine Urne oder eine abgebrochene Säule sind bis zum Ende des Jahrhunderts die auffälligsten Äußerungen auf jüdischen Friedhöfen. Ganz anders die Grabmäler konvertierter Juden auf kommunalen Friedhöfen. Sie sind den finanziellen Möglichkeiten der Auftraggeber und dem Zeitgeschmack angepaßt: Es sind Monumente einer bürgerlichen Schicht und verweisen nicht auf die ursprünglich jüdische Herkunft.

Die Vielfalt jüdischen Lebens, wie es in den rheinischen Städten und Landgemeinden im 19. Jahrhundert zu finden war, haben L.Heid und J.H.Schoeps in ihrem „Wegweiser durch das jüdische Rheinland“ umfassend zusammengestellt. Innerhalb der vorliegenden Betrachtung kann nur ein Einblick in die Gemeinden einiger weniger Städte genommen werden.

---

<sup>362</sup> Wegweiser durch das jüdische Rheinland, hrsg. von Ludger Heid und Julius H. Schoeps, Berlin 1992, S.109.

Die jüdische Gemeinde in Köln war im Mittelalter trotz heftiger Verfolgung eine der bedeutendsten in Mitteleuropa. Bis zur Ausweisung der Kölner Juden 1424 lag das Judenviertel östlich vom Alten Markt, dort wo heute die Rathausgebäude stehen. Da der Kurfürst an die Ausgewiesenen das Angebot gemacht hatte, sich in Deutz niederzulassen, wohnten daraufhin viele ehemals Kölner Juden vor den Toren der Stadt, tätigten jedoch ihre Geschäfte weiterhin in Köln. Auf dem Friedhof in Deutz Süd wurde von 1698 bis 1918 bestattet. Mit dem Anschluß an Frankreich 1798 durften Juden sich auch wieder in Köln selbst niederlassen. Das Areal des säkularisierten Clarissenklosters an der Glockengasse bot Raum für Synagoge, Schule und Gemeindeverwaltung. Erst in den 1860er Jahren wurde ein neuer Synagogenbau im maurischen Stil nach Plänen des Dombaumeisters Zwirner errichtet. Die Urheberschaft Zwirners und die Tatsache, daß die Synagoge von den Zeitgenossen als eine Sehenswürdigkeit angesehen wurde, spricht für den hohen Akzeptanzgrad der jüdischen Gemeinde durch ihre Umwelt. Der Bau der Synagoge wurde vor allem durch die Brüder Abraham und Simon Oppenheimer finanziert. Deren Vater Salomon Oppenheimer hatte als Hoffaktor den Grundstein für den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg seiner Familie gelegt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts stiegen die Oppenheims durch ihr Bankhaus und Engagement in Eisenbahn- und Dampfschiffahrtswesen zu einer der bedeutendsten Familien in der Stadt auf. Die Oppenheims gehörten zu den assimilierten deutschen Juden und waren Teil der einflußreichen gesellschaftlichen Kreise, in denen ihre jüdische Herkunft eine untergeordnete Rolle spielte. In den 40er Jahren war Abraham Präsident der Kölner Handelskammer und erstes jüdisches Mitglied des Stadtrates. Ein Teil der Familienmitglieder ist auf dem jüdischen Friedhof in Deutz bestattet. Die konvertierten Mitglieder der Familie wählten Melaten als die Stätte ihrer letzten Ruhe. Das Familiengrab am Hauptweg ist im Krieg weitgehendst zerstört worden und heute durch eine neue Grabplatte und Kreuz ersetzt. Ursprünglich war das Grab sehr aufwendig gestaltet: In einer Halle im italienischen Stil stand die Figur eines Genius. Dies entsprach ganz dem zeitgenössischen historistischen, großbürgerlichen Geschmack.

Die jüdische Bevölkerung in Köln nahm von 1830 bis 1885 um das 12fache zu, während sich die Gesamtbevölkerung auf 160 000 nicht annähernd verdreifachte. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kamen viele ostjüdische Emigranten in den Westen des Deutschen Reiches<sup>363</sup>.

Um die Jahrhundertwende war das Kölner Judentum, wie auch in anderen rheinischen Städten, geteilt. Zum einen die hochehrgeleiteten, in die großbürgerliche Gesellschaft etablierten Familien wie die Oppenheims, die Familie Tietz u.a.. Jüdische Arbeiter und Kleinhändler waren im

---

<sup>363</sup> Nach dem 1. Weltkrieg war ein Viertel der Kölner Juden aus dem Osten.

Martinsviertel und im Griechenmarktviertel zu Hause. Einzelne Familien ließen sich auch in anderen Innenstadtbereichen nieder. Besonders am Griechenmarkt dominierten gläubige Ostjuden. Diese jüdische Bevölkerung wurde bis 1918 in Deutz-Süd, danach auf dem Friedhof Bocklemünd bestattet. Ihre Grabsteine entsprachen den jüdischen Traditionen. Allerdings waren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus strategischen Gründen der Festung Deutz nur liegende Grabsteine erlaubt. In Deutz ließen sich auch viele Zionisten bestatten: David Wolffsohn, Hermann Schapira, Moses. Ihre Überreste wurden nach dem 2. Weltkrieg nach Israel überführt. Moses Hess wurde zunächst mit der Grabinschrift „Vater der deutschen Sozialdemokratie“ in Deutz bestattet.

Die Wohlfahrts- und religiösen Einrichtungen, z.B. auch die Friedhöfe der jüdischen Gemeinde, wurden ausschließlich von Gemeindemitgliedern getragen, ebenso der Bau der Synagoge in der Roonstraße kurz vor der Jahrhundertwende. Mit dem Bau der neuen Synagoge eskalierte auch in Köln der Streit um Orgelmusik. Hier zerbrach ebenfalls die Gemeinde in liberalere und strenge Observanz. Kurz nach der Jahrhundertwende waren die Kölner Juden so gespalten, daß auch das gemeinsame Bestatten auf einem Friedhof nicht mehr möglich schien. Über die Abtrennung eines orthodoxen Gräberfeldes in Deutz-Süd konnte man sich nicht einigen. So etablierten die Strenggläubigen, die Adass Jeshurun Gemeinde, einen eigenen Friedhof an der Decksteiner Straße. Das egalitäre Prinzip und die Schlichtheit standen hier im Vordergrund: Einheitliche Gräberfelder ohne Grabschmuck bestimmen das Bild. Die Inschriften mußten in hebräischer Quadratschrift verfaßt sein, nur die Lebensdaten und der Name waren auch lateinisch zugelassen. Viele gläubige Juden aus dem Rheinland und auch aus Westfalen ließen sich hier bestatten, weil der Friedhof Decksteiner Straße in der ganzen Region der einzige Friedhof war, der einer traditionellen jüdischen Beerdigung genügte. Obwohl das assimilierte jüdische Bürgertum der rheinischen Städte den Zielsetzungen des Zionismus skeptisch bis feindselig gegenüberstand, konnte sich in Köln die zentrale Schaltstelle der zionistischen Bewegung mit nationaler und weltweiter Ausstrahlung etablieren. Ihr Wegbereiter war der Sozialist Moses Hess (1812-75). M.I. Bodenheimer und D. Wolffsohn gründeten 1894 in Köln den Jüdischen Nationalfonds mit dem „Zentralverein zur Förderung der jüdischen Kolonie in Palästina“. Wolffsohn wurde elf Jahre später Nachfolger Theodor Herzls als Präsident der zionistischen Weltorganisation und des zionistischen Zentralbüros, die beide ihren Sitz in Köln bezogen<sup>364</sup>. Köln wurde so zur Schaltstelle der internationalen Bewegung mit Kongressen und Treffen sowie zionistischer Presse und Verlagswesen.

---

<sup>364</sup> Zentralbüro und Jüdischer Nationalfond wechselten 1911 nach Berlin und nach dem Ersten Weltkrieg nach Jerusalem.

Eine antizionistische Opposition bildete sich rasch aus der jüdischen Rheinlandloge, die sich vornehmlich im sozialen Bereich mit jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen engagierte und versuchte, zionistische Kreise und Organisationen aus Köln zu verdrängen.

Hatten in Köln jüdische Bürger, durch wirtschaftlichen Erfolg und politisches Handeln in etablierten Strukturen, ihre gesellschaftliche Stellung erreicht, verlief in der Universitätsstadt Bonn die Entwicklung anders.

Als im Zuge des Festes der „cisrhenanischen Republik“ am 22.9.1797 in Bonn von den Republikanern die Tore des jüdischen Ghettos am Rhein abgerissen wurden, war ein wichtiger Schritt zur Emanzipation getan. Mit der Neugründung der Bonner Universität durch den preußischen König hatten auch Juden Zugang zu höherer Bildung. Berühmte Studenten waren z.B. 1819 H.Heine<sup>365</sup>, Moses Hess, der Sozialist und Frühzionist im Jahre 1837, und Karl Marx<sup>366</sup>.

Ab 1870 waren auch jüdische Dozenten und Professoren zum Lehrbetrieb zugelassen. Bekannt wurden z.B. der Physiker H.Hertz, der Historiker W.Levison, der Geograph A.Philippson und andere<sup>367</sup>.

Ihre wissenschaftliche Reputation erlaubte ihnen und ihren Familien einen gesicherten Status innerhalb des Bonner Bildungsbürgertums. Auch wenn für viele Gelehrten die Universität Bonn nicht die letzte Station ihres Wirkens war, und sie deswegen andernorts bestattet wurden, zeugen die Grabsteine auf dem Israelitischen Friedhof am Augustusring davon, daß die Familien in der Stadt heimisch geworden waren, und hier auch ihre letzte Ruhe fanden.

Ein besonders eindringliches Beispiel einer jüdischen Gelehrtenfamilie ist die Familie Philippson.<sup>368</sup> Der Rabbiner Dr.Ludwig Philippson, einer der Gründungsmitglieder der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin und Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, siedelte 1862 mit seiner Familie nach Bonn um. Seine Söhne wählten die Akademische Laufbahn: Martin habilitierte in neuer Geschichte, Alfred später in Geographie. Alfred, der der Bonner Umgebung seit seiner Kindheit sehr verbunden war, blieb bis zu seiner Deportation 1942 in der Stadt. Nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Theresienstadt kehrte er zusammen mit seiner Frau und Tochter nach Bonn zurück. Sie gehörten zu den wenigen Juden aus Bonn, die den Holocaust überlebten und danach nicht emigrierten. Wie sehr die Philippsons ihrer Stadt verbunden waren und welches Ansehen sie genossen, kann man an ihren Grabsteinen auf dem Friedhof Augustusring (**Abb. 67**)

---

<sup>365</sup> Heine erhielt 1825 die christliche Taufe.

<sup>366</sup> Marx war zu diesem Zeitpunkt schon christlich getauft.

<sup>367</sup> O.Wallich, F.Hausdorff, M.Nußbaum, E.Landberg, J.Bernays.

<sup>368</sup> Wegweiser durch das jüdische Rheinland, hrsg. von Ludger Heid und Julius H. Schoeps, Berlin 1992, S.43.



ablesen. Fünf Gräber der Familie belegen die erste Reihe des Gräberfeldes. Es sind ca. 1,80m hohe klassizistische Stelen aus Marmor bzw. Granit. Den oberen Abschluß bilden Giebel und Gesims. Die Hierarchie innerhalb der Familie ist durch den Giebelschmuck sichtbar gemacht: die Stele des Rabbiners ist die Aufwendigste, mit Eck- und Stirnakroterien und einem Vers aus Jeremias (31.16-17). Die Steine der anderen Familienmitglieder sind ohne schmückende Akroterien. Interessant ist, daß trotz des hohen geistlichen Amtes als Rabbiner, Ludwig Philipppsons Stein keinerlei Hinweise auf seine jüdische Herkunft aufweist, weder ein Vers in Quadratschrift, noch irgendein Symbol. Vielmehr reihte sich der Grabstein ganz in den Typus „Gelehrtengrab“ ein, das in vielen Beispielen auf dem Alten Bonner Friedhof zu finden ist. Zwei Grabsteine der weitverzweigten Familie Oppenheim (Simon 1818-82, Ehefrau Amalie 1820-93) zeigen ebenfalls deutlich, wie stark das Bonner Judentum in das Bildungsbürgertum integriert war und wie deutlich dies die sepulkralen Formen beeinflußt hat. Beide Stelen (**Abb.68**) sind analog gearbeitet: oben halb rund abgeschlossen, unten gesockelt. Die Form und der Dekor vermischen neogotische und klassizistische Elemente. Der obere Abschluß ist mit Eck- und Stirnakroterien verziert, das Schriftfeld eingerahmt durch einen neogotischen Dreipass. Die gesamte Stele ist aus hellem Sandstein gearbeitet, das Schriftfeld aus Marmor eingelassen. Name und Widmung sind in lateinischer Schrift gehalten, ein Vers jedoch in Quadratschrift und gibt so die jüdische Herkunft Oppenheims an. Diese Art von Vermischung klassizistischer und neogotischer Elemente ist gut vergleichbar mit dem Grabmal Boisserée auf dem Alten Friedhof in Bonn.

Überblickt man die Grabsteine des 19.Jahrhundert auf dem Friedhof am Augustusring der seit 1873 belegt wurde, läßt sich zusammenfassend feststellen, daß man zwar die traditionelle jüdische Grabmalsform, die Stelen beibehalten hat, sie jedoch in der Höhe von ca. 1,70m favorisiert und auf klassizistischen Dekor nicht verzichten wollte. Schon seit der Jahrhundertmitte hatte sich die klassizistische Stele der Gelehrtengräbern auf dem Alten Bonner Friedhof etabliert.

Wesentlich traditioneller wurde auf dem Beuler Friedhof nördlich von Schwarzrheindorf bestattet der seit der zweiten Hälfte des 17.Jahrhunderts belegt wurde (**Abb.69**). Die Grabsteine des 18.Jahrhunderts und beginnenden 19.Jahrhunderts blieben der ursprünglichen Form jüdischer Grabmale treu: ca. 0,8m bis 1m hohe Sandsteinstelen ohne Symbole und ausschließlich mit Quadratschrift versehen. Auch die Grabsteine der 2.Jahrhunderthälfte sind nicht wesentlich größer und weiterhin aus Sandstein gearbeitet. Nur bisweilen tritt klassizistischer Dekor auf. Als Beispiel sei die Stele von Heinrich Cohen (1840-63) einem Mitglied der Stadtbekanntesten Verlegerfamilie Cohen aufgeführt. Der ca. 1m hohe Stein schließt oben halbrund (**Abb.70**). Auf dem Schriftfeld sind Name und Daten in lateinisch angegeben, ein Vers zierte in

Quadratschrift. Ein schmales Zierband aus Diamantschnitt folgt der Form des Grabsteins und rahmt so das Schriftfeld. Nach der Jahrhundertwende zieht poliertes schwarzes Hartgestein auch auf dem Beuler Friedhof ein - die überlieferte Form und Größe bleibt jedoch erhalten. Obwohl bis in das 20. Jahrhundert in Schwarzerheindorf weiterhin belegt wurde, war Anfang der 1870er Jahre am Augustusring ein neuer Bestattungsort angelegt worden. Augenscheinlich ist heute warum: Auf der rechten Rheinseite wurde weiterhin in sehr traditionell jüdischer Art bestattet, linksrheinisch, in Bonn, gab man sich bildungsbürgerlich assimiliert. Die Teilung innerhalb der Gemeinde war jedoch so fundamental, daß sie sich nicht nur auf das Begräbniswesen auswirkte. Die Konfrontation zwischen besonders assimilierten jüdischen Bonnern und stark konservativ - orthodoxen Landgemeinden im Umkreis der Stadt führte 1874 zur Zersplitterung der Bonner Gemeinde in vier Einzelgruppen unterschiedlich strenger Observanz. In der Folge ließ die Bonner Gemeinde in der Tempelstraße eine neue, größere Synagoge errichten. Bei der Eröffnungsfeier 1879, an der auch viele Bonner Bürger christlichen Glaubens teilnahmen, wurde deutlich, wie stark die Juden in das Bildungsbürgertum der Stadt integriert waren. Auch die Aufnahme in christliche Vereinsgründungen, wie z.B. Lesegesellschaften oder Bürgervereine, wurde ihnen nicht mehr verwehrt. Ein besonderes Beispiel für eine akkulturierte und hochgeschätzte Familie war die Verlegerfamilie Cohen, die seit 1828 eine Lithographieanstalt mit Kunsthandlung unterhielt. Seit den 1860er Jahren arbeitete der Verlag eng mit der Universität zusammen. Mit der Jahrhundertwende engagierte sich die Familie Cohen im zunehmenden Maße für die moderne Kunst. In ihrem Buch und Kunstsalon, seit 1898 „Am Hof“<sup>369</sup> gelegen, stellten sie Werke der neuen, expressionistischen Kunst aus.

In der Stadt Düsseldorf waren Juden kontinuierlich ansässig, als Gemeinde jedoch erst seit dem 17. Jahrhundert zu belegen. Eine Ghettobildung wie in anderen rheinischen Städten hat aber auch dann nicht stattgefunden.

Eine bedeutende Rolle für die allgemeine politische Situation wie für die Emanzipation spielte Düsseldorf in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Als Heimat des Rheinischen Provinziallandtages war Düsseldorf auch Schauplatz unzähliger Debatten über die „Judenfrage“. Besonders der 7. Landtag von Mai bis Juli 1843 trug mit seinem Antrag zur vollen Gleichberechtigung trotz der Ablehnung des Königs zur Verschärfung der Diskussion bei. Wenige Jahre später hielt die Stadt eine Vorreiterposition innerhalb der revolutionären Ereignisse. Auch jüdische Bürger beteiligten sich daran<sup>370</sup>.

---

<sup>369</sup> Bis 1933 führte Hedwig Cohen-Bouvier das Haus. Seit der Abrisierung 1937 lief das Haus unter dem Namen Bouvier bis zum heutigen unter derselben Adresse.

<sup>370</sup> Louis Bacharach, Moritz Seelig, Moritz Geisenheimer, Jakob

Im allgemeinen Bevölkerungswachstum vergrößerte sich auch die jüdische Gemeinde in Düsseldorf von 500 auf 2000 Mitglieder in den Jahren zwischen 1850 und 1900. Diesem Wachstum entsprach ein konstanter Schnitt von 1% Juden zur Gesamtbevölkerung. Bis zum Ende des Jahrhunderts hatte sich die Mehrheit der Düsseldorfer Juden im bürgerlichen Mittelstand etabliert: als Kaufleute, in akademischen Berufen wie Anwalt oder Arzt, als Journalist, Verleger, Künstler oder Kunsthändler oder als Unternehmer in den Branchen Textil, Maschinenbau, Metall- und Getreidehandel, in Versicherungen, Bankwesen und Immobilienspekulation. Zahlreiche Gründungen von Vereinigungen sicherten nicht nur das Sozialwesen, sondern auch das wirtschaftliche Fortkommen<sup>371</sup>.

Kurz nach der Jahrhundertwende kam es innerhalb der Gemeinde, wie dreißig Jahre zuvor in Bonn, zum Konflikt um die Liberalisierung des Ritus, die Einführung einer Orgel und eines gemischten Chores. Die assimilierten, reformbereiten Juden der Stadt standen gegen die konservativ - orthodoxen Gemeinden des Umlandes. 1904 spaltete sich die orthodoxe „Israelische Religionsgemeinschaft“<sup>372</sup> ab.

Düsseldorf beherbergt mehrere jüdische Friedhöfe. Die beiden heute noch größten liegen an der Ulmenstraße in der Nähe des Nordfriedhofs. Der ältere, 1893 eröffnet, spiegelt den vollzogenen Akkulturationsprozeß wieder. Auf diesem Friedhof sind auch Frühwerke des jüdischen Bildhauers Leopold Fleischhackers zu sehen. Spätere Werke findet man auf dem 1922 eröffneten zweiten Friedhof an der Ulmenstraße. Auch er spiegelt mit seinem Reformcharakter seine Außenwelt wieder (**Abb. 71**).

---

<sup>371</sup> Gustav Pelzer, Joseph Neunzig, Ferdinand Lasalle. Verein zur Förderung des Handels und der technischen Berufsarten unter den Juden.

<sup>372</sup> 1925 spaltete sich eine noch strengere Observanz ab.

## Literaturverzeichnis

- Abbilder - Leitbilder**, Berliner Skulpturen von Schadow bis zur Gegenwart. Ausst.-Kat., Berlin (Schloß Charlottenburg) 1978.
- Abt**, J. u.a.: Melaten. Kölner Gräber und Geschichte, Köln 1997.
- Abt**, J.; Vomm, W.: Der Kölner Friedhof Melaten, Köln 1980.
- Aries**, P.: Bilder zur Geschichte des Todes, München/Wien 1984.
- Aries**, P.: Geschichte des Todes, München 1982.
- Aspekte der Gründerzeit**, Ausst.Katalog, Akademie der Künste, Berlin 1974.
- Aubert**, Joachim: Handbuch der Grabstätten berühmter Deutscher, Österreicher und Schweizer, München, Berlin 1973.
- Baedorf**, Bernhard: Der alte Friedhof in Bonn am Rhein, Bonn 1927.
- Bandmann**, G.: Der Wandel der Materialbewertung in der Kunsttheorie des 19.Jhs, in Beiträge zur Theorie der Künste im 19.Jhd., hrsg. v.: Koopmann, H., Schmoll. J.A., Frankfurt/M., 1, 1971, S.129-157.
- Bauch**, Kurt: Klassik - Klassizität - Klassizismus, in: Studien zur Kunstgeschichte, S.40-51, Berlin 1967.
- Baur**, Karl: Der Bildhauer in seiner Zeit. Der Wandel des Menschenbildes in Form, Material und Technik, München 1975.
- Becker**, H.; Einig, B.; Ullrich, P.O.: Im Angesicht des Todes, Ein interdisziplinäres Kompendium, St.Ottilien o.J.
- Beenken**, Hermann: Der Historismus in der Baukunst, in: Historische Zeitschrift, 157, 1938, S.27-68.
- Beiträge** zur Theorie der Künste im 19.Jahrhundert, hrsg. Von Koopmann, H.; Schmoll, J.A., gen. Eisenwerth Frankfurt 1971.
- Berlin und die Antike**. Architektur, Kunstgewerbe, Malerei, Skulptur, Theater und Wissenschaft vom 16.Jahrhundert bis heute, Ausst.-Kat, Berlin 1979.
- Bialostocki**, Jan: Door of death, in: Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen 18,(1973), S.7-32.
- Bloch**, P.: Grabmäler in Berlin; 1) Kirchhof der St. Matthäus-Gemeinde in Schöneberg, Berliner Forum 1976, 9. 2) Der Luisenstädtische Kirchhof in Kreuzberg, BF 1978, 2. 3) Die Kirchhöfe des 18.Jahrhunderts vor dem Halleschen Tor, BF 1980, 7. 4) Die Friedhöfe in Berlin Zehlendorf, BF 1985,9.
- Bloch**, P.: Skulpturen des 19.Jahrhunderts im Rheinland, Düsseldorf 1975.
- Bloch**, P.: Stil-Zitate und die Logik der Funktion, in: Studien zu Kunst des 19.Jhds., 38, Passau 1977.
- Bloch**, P.: Bemerkungen zu Kölner Bildwerken des 19.Jahrhunderts, in: Kunstchronik 15, 1962, S. 297-298.
- Bloch**, P.: Denkmäler in Berlin, Rehabilitierung und Restaurierung, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 13/1976, Köln - Berlin 1977, S.45-70.
- Bloch**, P.: Kölner Skulpturen des 19.Jahrhunderts, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch, Bd. 29, 1967, S. 243-290.
- Bloch**, Peter: Stilzitate und die Logik der Funktion: Studien zur Kunst des 19.Jahrhunderts, Bd. 38, Passau 1977.
- Bloch**, Peter: Vom Ende des Denkmals, in: Festschrift, Braunfels, Hrsg. Friedrich Piel, Jörg Traeger, Tübingen 1978.
- Bloch**, Peter; Grzimek, Waldemar: Das klassische Berlin. Die Berliner Bildhauerschule im neunzehnten Jahrhundert, Frankfurt a.M. - Berlin - Wien 1978.
- Boehlke**, H.K. (Hrsg): Wie die Alten den Tod gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750-1850, (Reihe: Kassler Studien zur Sepulkralkultur, Bd 1.), Mainz 1979.
- Boehlke**, H.K.: Kirchhof - Gottesacker - Friedhof, Wandlungen der Gesellschaft - Wandlungen der Pietät, in: Im Angesicht des Todes, Liturgie als Sterbe und Trauerhilfe, ein interdisziplinäres Kompendium, Bd.1. (Pietas Liturgika, Bd.3), S.163-180, S.Ottilien 1987
- Brandes**, H.: Der Wandel des Frauenbildes in den deutschen Moralischen Wochenschriften, in zwischen Aufklärung und Restauration, Festschrift für W.Martens hrsg. von W.Frühwald und A. Martino, Tübingen 1989.

- Brix**, Michael; Steinhauser Monika (Hrsg.): "Geschichte allein ist zeitgemäß". Historismus in Deutschland, Lahn - Giessen 1978.
- Bronzegießerei Gladenbeck**, Verzeichnis der in unserer Fabrik bzw. unter Gladenbeck'scher Leitung gefertigten monumentalen Bronzegüsse. Friedrichshagen o.J. (Blattsammlungen ab 1880).
- Buss**, H.; Peters, C. (Hrsg.): Stätten des Friedens, Die Krefeld-Uerdinger Friedhöfe früher und heute, Krefeld 1950.
- Buttlar**, Adrian von: Es gibt nur eine Baukunst? Leo von Klenze zwischen Widerstand und Anpassung, in: Romantik und Restauration. Architektur in Bayern zur Zeit Ludwigs I. 1825-1848. Hrsg. von Winfried Nerdinger, Ausst.-Kat., München 1987, S.105-115.
- Cemetery and Garden**, Themenheft, Journal of Garden History Vol.4, Nr.3, 1984
- Choron**, Jacques: Der Tod im abendländischen Denken, Stuttgart 1979.
- Colvin**, Howard: Architecture and the after-life, New Haven Yale Univ.Press 1991.
- Curl**, James Stevens: A Celebration of Death, an Introduction to some of the buildings, monuments and settings of funerary architecture in the Western European tradition. London 1980.
- Damus**, M.: Die Vergegenständlichung bürgerlicher Wertvorstellungen in der Denkmalsplastik, in: Kunst und Unterricht, Sonderheft, 1974, S.70ff.
- Das Rheinland in preußischer Zeit**, 10 Beiträge zur Geschichte der Rheinprovinz, hrsg. von Walter Först, o.O., o.J.
- Demirci**, Ayhan: Melaten, Köln 1996.
- Denkmal - Zeichen - Monument**. Skulptur und öffentlicher Raum heute, Hrsg. Ekkehard Mai, Gisela Schmirber, München 1989.
- Derwein**, H.: Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland, Frankfurt/Main 1931.
- Devos**, M: Kapitalverflechtungen in der Montanindustrie zwischen dem westlichen Deutschland und Belgien von etwa 1830 bis 1914, Diss. Bonn 1986.
- Die Geschichte der Juden im Rheinland und Westphalen**, hrsg. von Michael Zimmermann, Köln 1998.
- Die jüdischen Friedhöfe in Berlin**, hrsg. von Alfred Etzold u.a., Berlin 1991.
- Diehl**, D.: Zur Geschichte der Kirchhöfe, in: Hessische Blätter für Volkskunde 5.Jg., 1906, S.71-75.
- Döhmer**, Klaus: "in welchem Style sollen wir bauen? Architekturtheorie zwischen Klassizismus und Jugendstil (Studien zur Kunst des 19.Jahrhunderts 36), München 1976.
- Dolgner**, Dieter: Historismus, Deutsche Baukunst 1815-1900, Leipzig 1993.
- Dolgner**, Dieter: Die Architektur des Klassizismus in Deutschland, Dresden 1971.
- Dolgner**, Dieter: Zum Verhältnis von Architektur und bildender Kunst in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts, in: Lebenswelt und Kunsterfahrung. Beiträge zur neueren Kunstgeschichte, Hrsg. Ulrike Krenzlin, Berlin 1990, S.170-180.
- Einholz**, S.: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, Grabdenkmäler bedeutender Bühnenkünstler auf den hist. Friedhöfen in Berlin Kreuzberg, in: Festschrift für Peter Bloch, Berlin 1990.
- Einholz**, S.: Der gezwängte Mensch, Beobachtungen zu Berliner Grabreliefs des frühen 20.Jahrhunderts, in: Zs. des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 43, 1989, (2), S.80-93.
- Einholz**, S.: Von irdischem Ruhm und seiner Vergänglichkeit, Die hist. Friedhöfe an der Chausseestraße, in: Der Bär von Berlin (Jubiläumsband), Berlin 1989/90, S.111-128.
- Eisen statt Gold**. Preußischer Eisenkunstguß aus dem Schloß Charlottenburg dem Berlin Museum und anderen Sammlungen (Bearb. von W.Arenhövel), Berlin 1982.
- Ennen**, Edith, u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn, Bonn 1981.
- Ethos und Pathos**, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Ausst.Kat., Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990.

- Ethos und Pathos**, Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Beiträge mit Kurzbiographien Berliner Bildhauer, Hrsg. Peter Bloch; Sibylle Einholz; Jutta Simson, Berlin 1990.
- Etlin**, Richard A.: The architecture of Death. The transformation of the cemetery in eighteenth-century, Paris 1984.
- Etzold**, Alfred: Der Friedhof an der Schönhauser Allee in Berlin, in: Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der DDR, S.12/13, Dresden, Juni 1987.
- Etzold**, Andreas, u.a.: Die Jüdischen Friedhöfe in Berlin, Berlin 1991.
- Evers**, Bernd: Mausoleen des 17.-19.Jahrhunderts, Typologische Studien zum Grab- und Memorialbau, Diss. Tübingen 1973, Druck 1983.
- Fischer**, Norbert: „Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los“. Historische Friedhöfe in Deutschland, Hamburg 1992.
- Forssmann**, Erik: Dorisch, Jonisch, Korinthisch. Über den Gebrauch der Säulenordnungen in der Architektur des 16.-18.- Jahrhunderts, (Acta Universitatis Stockholmiensis 5), Stockholm, Göteborg, Uppsala 1961.
- Franck**, G.: Moderne Grabmäler, in: Monatliche Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, hrsg. von Wilhelm Schäfer, Heft November 1905, S.404-426.
- Galvanoplastische Kunstanstalt Geislingen/Steige**: Ausgeführte Arbeiten. Zeugnisse und Gutachten, Geislingen/Steige 1904.
- Gassner**, E.: Der alte Friedhof in Bonn, in: Bonner Geschichtsblätter 32.Bd., S.17-45, Bonn 1980.
- Germann**, Georg: Neogotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie, Stuttgart 1974.
- Gestern noch auf hohen Sockeln**, Berliner Skulpturen des 19.Jahrhunderts, Ausst.-Kat., Berlin 1974.
- Glaser**, H.: Die Kulturen der Wilhelminischen Zeit, Topographie einer Epoche, Frankfurt/Main 1984.
- Görtemaker**, Manfred: Deutschland im 19.Jahrhundert, Bonn 1994.
- Gottschalk**, Wolfgang: Die Friedhöfe der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1992.
- Götz**, Wolfgang: Historismus. Ein Versuch zur Definition des Begriffes, in: Zs. d. dt. Vereins für Kunstwissenschaft, Berlin, 24, 1970, S.196-212.
- Götz**, Wolfgang: Historismus-Phasen. Möglichkeiten und Motivationen. in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, 38, 1985, S.151-175.
- Graf**, A.: Flora und Vegetation der Friedhöfe in Berlin (West), Verhandlungen des Botanischen Vereins, 5.Bd., Berlin 1986.
- Graus**, J.: Die Kirche und die Kunst, die Kirche und die Style, in: Kirchenschmuck Graz 15(84) S.1-7, 17-22, 25-28, 49-59, 73-77, 113-116, 121-124, 137-142(= Vom Gebiet der Kirchlichen Kunst 58-104).
- Graus**, J.: Die Style, in: Kirchenschmuck Graz 14(83), S.129-135.
- Graus**, J.: Zum modernen Stilhaß und zur Kennzeichnung seiner neuesten Argumente, in: Kirchenschatz Graz 21(90), S.70-77, 88-95, 103-111.
- Grohmann**, J.C.A.: Neue Theorie der schönen Gartenkunst, Theil 2., Leipzig 1797.
- Grotefend**, G.A.: Das Leichen- und Begräbniswesen im Preußischen Staate, besonders für Polizei und Medicinalbeamte, Pfarrer und Kirchenvorstände, Arnsberg 1869.
- Hager**, Werner; Knopp, Norbert (Hrsg.) Beiträge zum Problem des Stilpluralismus, (Studien zur Kunst des 19.Jahrhunderts 38), München 1977.
- Hallbaum**, F.: Der Landschaftsgarten. Sein Entstehen und seine Einführung in Deutschland durch Friedrich Ludwig von Sckell 1750-1823, München 1927.
- Hammer**, Klaus: Historische Friedhöfe und Grabmäler in Berlin, Berlin 1994.
- Hammer-Schenk**, Harold: Untersuchungen zum Synagogenbau in Deutschland von der ersten Emanzipation bis zur gesetzlichen Gleichberechtigung der Juden (1800-1871). Diss.Tübingen 1974.
- Hammerschmidt**, Valentin: Anspruch und Ausdruck in der Architektur des späten Historismus in Deutschland 1860-1914, Frankfurt, Bern, New York 1985.
- Hansen**, Hans Jürgen (Hrsg): Das pompöse Zeitalter. Zwischen Biedermeier und Jugendstil. Kunst, Architektur und Kunsthandwerk in der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts, Oldenburg, Hamburg 1970.

- Happe**, B.: Einzigartiges Kleinod der Friedhofskunst, Der Buttstädter Camposanto. in: Glaube und Heimat. Evangelische Wochenzeitung für Thüringen. 46.Jg., S.7, 6.1.1991.
- Happe**, B.: Gottesäcker gegen Mitnacht und freyer Durchzug der Winde. Hygiene auf dem Friedhof des 18.Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, W.F. Kümmel (Hrsg), Bd.7 für das Jahr 1988, S.205-231. Stuttgart 1990.
- Happe**, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870,Tübingen 1991.
- Hartmann**, J.B.: Die Genien des Lebens und des Todes, zur Sepulkralikonographie des Klassizismus, in: Röm. Jb. f. Kunstgeschichte, 12, 1969, S.9-38.
- Hartmann**, J.B.: Die Genien des Todes, zur Sepulkralikonographie des Klassizismus, in: Römisches Jahrbuch 12, 1969, S.11 ff.
- Hauptfriedhof Koblenz**, Dokumentation zum 160jährigen Bestehen des Hauptfriedhofes, Koblenz 1981.
- Heidrich**, Ruth: Das bürgerlich-jüdische Grabdenkmal. Ein formaler Ausdruck des Mentalitätswandels im religiösen, ästhetischen und politischen Bereich in der 2.Hälfte des 19.Jahrhunderts, (Zentralfriedhof)Diss.Wien 1992.
- Heißberg-Friedhof**. Dokumentation. hrsg. vom Oberstadtdirektor d.Stadt Aachen, Baudezernat, Hochbauamt- Denkmalpflege, Aachen 1987.
- Heyne**, Maren: Stille Gärten - Beredete Steine. Jüdische Friedhöfe im Rheinland, o.O. 1998.
- Hirsch**, E.: Dessau-Wörlitz, "Zierde und Inbegriff des XVIII.Jahrhundert". München 1985.
- Hirschfeld**, Christian Cayus Lorenz: Theorie der Gartenkunst, Leipzig 1779-1785. Neudruck 5 Bde. in 2 Bänden mit einem Vorwort von Hans Foramitti, Hildesheim - New York 1973.
- Hoffmann**, G.F.: Skizzirte Geschichte und Beschreibung des Friedhofs zu Frankfurt am Main nebst einiger gemeinnützigen Bemerkungen. Frankfurt/Main 1834.
- Hofmann**, Werner: Das Irdische Paradies. Motive und Ideen des 19.Jahrhunderts, München 1975.
- Höveler**, P.: Blätter und Blüten vom Friedhof Melaten, Düsseldorf, o.J. (zw. 1900 und 1914?)
- Hübsch**, H.: Entwurf zu einem Gottesacker, in: Iris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen. Nr. 167, S.665-668, 1825.
- Hübsch**, Heinrich: In welchem Style sollen wir bauen? Beantwortet v. H.Hübsch. Reprint der Ausgabe Karlsruhe 1828, Karlsruhe 1983.
- Ibach**, J.: Die Friedhöfe und das Beerdigungswesen der Stadt Cöln im 19.Jahrhundert, in: Die Stadt Cöln im ersten Jahrhundert unter Preußischer Herrschaft 1815-1915, S.300-306, Bd.2. Die Verwaltung der Stadt Köln seit der Reichsgründung in Einzeldarstellungen, Cöln 1915.
- Ibach**, J.: Die Friedhöfe, in: Naturwissenschaft und Gesundheitswesen, Cöln 1908.
- Invalidenfriedhof in Berlin**, Aufruf des Fördervereins Invalidenfriedhof, Berlin 1993.
- Jansen**, Gudrun: Die Nazarenerbewegung im Kontext der katholischen Restauration, Essen 1992.
- Janssen**, Wilhelm: Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997.
- Jochens**, Birgit; May, Herbert: Die Friedhöfe in Berlin-Charlottenburg, Berlin 1994.
- Jüdische Grabstätten und Friedhöfe in Berlin**, hrsg. von Andreas Nachama, Hermann Simon,Berlin 1992.
- Kahsnitz**, Rainer: Museum und Denkmal. Überlegungen zu Gräbern, historischen Freskenzyklen und Ehrenhallen in Museen, in Deneke, Bernward; Kahsnitz, Rainer (Hrsg.): Das Kunst- und Kulturgeschichtliche Museum im 19.Jahrhundert, (Studien zur Kunst des 19.Jahrhunderts 39) München 1977, 152-175.
- Kamphausen**, Alfred: Gotik ohne Gott. Ein Beitrag zur Deutung der Neogotik und des 19.Jahrhunderts, Tübingen 1952.
- Kändler**, Eberhard: Grabmale und Grabstätten einflußreicher Persönlichkeiten und Familien des Hamburger Bürgertums, Studien zur Sepulchralkultur des

- ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Hamburg 1990.
- Kauhausen**, P.: Es reden die Steine vom Leben. Düsseldorf Gräber, Düsseldorf 1931.
- Kelsall**, Malcom: The iconography of Stourhead, in: Journal of the Warburg and the Courtauld Institutes 46 (1983), S.133-144.
- Kelsch**, W.: Friedrich Gilly - antike Baukunst als Symbol zur Geistesgeschichte der Freimaurerei in Preußen um 1800, in: Quatuor Coronati, Jahrbuch 1985/22, S.9-29.
- Klenze**, Leo von: Anweisungen zu einer Architektur des christlichen Kultus, München 1822.
- Klingenberg**, Karl-Heinz (Hrsg): Historismus. Aspekte zur Kunst im 19. Jahrhundert, Leipzig 1985.
- Knobloch**, Heinz: Berliner Grabsteine, Berlin 1987.
- Koch**, Georg Friedrich: Schinkels architektonische Entwürfe im gotischen Stil 1810-1815, in: Zs. für Kunstgeschichte 32 (1969), 262-316.
- Krings**, H.: In welchem Stile sollen wir unsere Kirchen bauen? in: Zs. für christliche Kunst 3(90), S.377-388.
- Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland**, Hrsg. Eduard Trier; Willy Weyers, Band 4, Plastik, Düsseldorf 1980.
- Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland**, Hrsg. Werner Busch; Wolfgang Beyrodt, u.a., 3 Bde., Stuttgart 1982.
- Lange**, J.: Zur Geschichte der Neusser Friedhöfe, in: Neusser Jahrbuch für Kunst, Kulturgeschichte und Heimatkunde, S. 23-37, Neuss 1974.
- Langer**, E.: Die Kirchlichkeit der Stilarten, in: Christliche Akademie Prag, 15 (90), S.25-27, 33-37, 41-44, 49-55, 65-67.
- Lauchhammer Bildgußkatalog**, Verzeichnis der von Lauchhammer 1784-1909 ausgeführten Kunstgußstücke, München 1909.
- Lessing**, G.E.: Wie die Alten den Tod gebildet, in: Lessings Werke, hrsg. von Kurt Wölfel, Bd.III, Frankfurt/M. 1967, S. 172-223.
- Liebesleben**, J.: Düsseldorfs schönste Kirchhofs-Monumente. Eine Sammlung der daselbst sich vorfindenden Grabgedichte, Sprüche und sonstiger bemerkenswerter Inschriften, nebst Beschreibung der vorzüglicheren Gräbnisstellen, der Grabsteine und größeren Denkmäler. Zur besonderen Benutzung für Baumeister, Bild- und Steinhauer, Düsseldorf 1830.
- Löhneysen**, Wolfgang Freiherr von: Kunst und Kunstgeschmack von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende, in: Das Wilhelminische Zeitalter, hrsg. Hans-Joachim Schoeps, Stuttgart 1967, S.87-120.
- Lotz**, W.: Über die gothische Baukunst, ihre Entstehung und ihre Bedeutung für unsere Zeit, in: Christliches Kunstblatt 11 (68), S.145-152, 167-174, 177-187.
- Lust und Verlust**, Kölner Sammler zwischen Trikolore und Preußenadler, hrsg. von Hiltrud Kier und Frank Günter Zehnder, Ausst.-Kat., Köln 1995.
- Mann**, A.: Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jahrhunderts, Köln 1966.
- Mayer**, Arno: Adelsmacht und Bürgertum, München 1984.
- Melcher**, Peter: Weissensee, ein Friedhof als Spiegelbild jüdischer Geschichte in Berlin, Berlin 1987.
- Memento Mori** - Gedenke des Todes! Friedhofs- und Bestattungskultur in Köln gestern und heute. Köln 1995.
- Memmesheimer**, Paul Arthur: Das Klassizistische Grabmal. Eine Typologie. Bonn 1969.
- Mittig**, Hans-Ernst, Plagemann, Volker (Hrsg): Denkmäler im 19. Jahrhundert, Deutung und Kritik, München 1972.
- Mittig**, Hans-Ernst: Denkmäler. Zur politischen Funktion, in: Funkkolleg Kunst, Studienheft 8, Einheim 1985, S.43-83.
- Müller**, H.: Denkmalstil und Menschenbild im 19. Jahrhundert, in: Jb. Preussischer Kulturbesitz, 14, 1977, S.241-271.
- Müller**, Hans: Neostile. Kunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1979.
- Müller**, Hennig: Denkmal und Menschenbild im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch preussischer Kulturbesitz, Bd. 14. 1977.



- Müller-Lauter**, Erika: Grabmäler in Berlin IV. Exempel: Die Friedhöfe im Bezirk Zehlendorf, (=Berliner Forum 9/85).
- Mumbauer**, J.: Die Kunst im Dienste der Kirche und der 'Stil', in: Hochland 4,2(07), S.216-220.
- Mumbauer**, J.: Vom 'kirchlichen' Stil-Elend, in: Hochland 2,2 (05), S.542-548.
- Nave-Herz**, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1997.
- Nehls**, Alfred: Aller Reichtum lag in der Erde, Gummersbach 1993.
- "O ewich is so lank"**, Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1987.
- Opitz**: In welchem Stile sollen evangelische Kirchen gebaut werden? in: Archiv für kirchliche Kunst 9(85), S.1-3.
- Panofsky**, Erwin: Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Altägypten bis Bernini, hrsg. von Horst Janson, Köln 1993
- Pfleger**, L.: Das nackte in der religiösen Kunst, in: Hochland 1,2(04), S.265-279.
- Pieper**, P.: Entwicklung des Beerdigungswesens der Stadt Köln, Worms 1905.
- Pinnau**, Peter: Gruft, Mausoleum, Grabkirche Studien zur Sepulkralarchitektur des 19.und 20. Jahrhunderts mit besonderer Hinsicht auf Adolf von Hildebrandt, München 1992.
- Prill**, J.: In welchem Stile sollen wir unsere Kirchen bauen? in: Zs. für christliche Kunst 11 (98), S.245-252, 267-272. Ebenso 12(99), S.83-86, 247-256.
- Reichensperger**, A.: Der Ursprung der Gothik und deren Verhältnis zum romanischen Stil, in: Zs. für christliche Kunst 4(91), S.259-262.
- Reichensperger**, A.: Die christlich - germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart, Trier 1860.
- Reichensperger**, A.: Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, Leipzig 1854.
- Rheinische Geschichte**, hrsg. von Franz Petrie und Georg Droege, drei Bände, Düsseldorf 1980.
- Rheinland Westfalen und die Berliner Bildhauerschule des 19.Jahrhunderts**, Ausst.-Kat., Hrsg. Peter Bloch, bearbeitet v. Brigitte Hüfler, Berlin 1984.
- Romantik und Restauration**. Architektur in Bayern zur Zeit Ludwigs I. 1825-1848. Hrsg. von Winfried Nerdinger, Ausst.-Kat., München 1987.
- Rupp**, G.: Vom Modellraub zur Auflagenplastik, Zur Authentizitätsproblematik vervielfältigter Plastik im 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland, Diss. Bonn 1989.
- Schädlich**, Christian: Stilbestrebungen in der deutschen Architektur des 19.Jahrhunderts. Ein Versuch über den Historismus.in: Wissensch. Zs. der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, 20, 1973, H.2., S.143-153.
- Scharf**, H.: Zum Stolze der Nation, Deutsche Denkmäler des 19.Jhds, Dortmund 1983.
- Schild**, I.; Janssen, E.: Der Aachener Ostfriedhof, in: Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst, Bd.7, Aachen 1991.
- Schmidt**, E.: Preußischer Eisenguß. Technik, Geschichte, Werke Künstler, Berlin 1981.
- Schunder**, Friedrich: Geschichte des Aachener Steinkohlebergbaus, Essen 1968.
- Schwartzman**, Arnold: Graven Images, New York 1993.
- Schweizer**, J.: Kirchhof und Friedhof, eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten, Linz 1965.
- Sckell**, F.L. von: Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber, München 1825.
- Sedlmayr**, Hans: Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20.Jahrhunderts als Symbol der Zeit, Salzburg 1948.
- Seib**, Gerhard: Das Gußeisen im Dienste der Totenehrung in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts - Ein Versuch, in: Eisen Architektur, S.77-83.
- Semper**, G.: Der Stil, 1860.
- Simson**, J.v.: Wie man Helden anzog, Ein Beitrag zum "Kostümstreit" im späten 18. und beginnenden 19.Jahrhundert, in: Zs. des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, 43.2, 1989, S.47-63.

- Smitmans**, Adolf: Die christliche Malerei im Ausgang des 19. Jahrhunderts - Theorie und Kritik, Sankt Augustin 1980.
- Staib**, H.: "Arm und Reich im Tode gleich"? Zur Kultur des Trauerns und Gedenkens, S.1252-1254, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausst. des Landes Baden- Württemberg, Bd. 1.2., Katalog, Stuttgart 1987.
- Statz**, Vinzenz: Gothische Entwürfe, Bonn ab 1853.
- Steckner**, Cornelius: Museum Friedhof, bedeutende Grabmäler in Berlin, Berlin 1984.
- Straub**, E.: Berliner Grabdenkmäler, Berlin 1984.
- Stuart**, James; **Revett**, Nicholas: The antiquities of Athens, London 1787.
- Traeger** Jörg: Architektur der Unsterblichkeit in Schinkels Epoche, in: Gärtner, Hannelore (Hrsg.): Schinkel-Studien (Seemann-Beiträge zur Kunstwissenschaft), Leipzig 1984, S.120-128.
- Traeger**, J.: Der Weg nach Walhalla, Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19.Jahrhundert, Regensburg 1987.
- Traeger**, Jörg: Monument - Museum - Mausoleum. Aspekte neoklassizistischer Unsterblichkeit, in: Haskell, Francis (Hrsg.): Saloni, gallerie; musei et loro influenza sullo Sviluppo dell'arte dei secoli XIX e XX (Atti del XXIV Congresso Internazionale di storia dell'Arte VII, Bologna 10.-18.9.1979, C.I.H.A.), Bologna o.J. 1981), S.37-47.
- Trier**, Eduard: Das Denkmal ist Tod, es lebe das Denkmal! in: Jahresring 83-84, Stuttgart 1983, S.263 ff.
- Trimborn**, Jürgen: Denkmäler als Wirklichkeit und Traum, zum Umgang mit politisch - historischen Denkmälern der deutschen Vergangenheit, in: Die Alte Stadt 2, 1995, S.175-193.
- Umgang mit historischen Friedhöfen**, Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, Bd.3, hrsg. von H.-K.Boehlke, Kassel 1984.
- Vergänglichkeit und Denkmal**, Beiträge zur Sepulkralkultur, hrsg. von Jutta Schuchard und Horst Claussen, Bonn 1985.
- Vogts**, H.: Der Kölner Friedhof Melaten, in: Rheinische Friedhöfe. Sonderhefte der Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Heft 2, S.1-6, Köln 1937.
- Vom Kirchhof zum Friedhof**, Wandlungsprozesse zwischen 1750-1850, (Reihe Kassler Studien zur Sepulkralkultur, Bd.2),Kassel 1984.
- Vom Totenbaum zum Designersarg**, zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart, Hrsg. vom Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, Kassel 1993.
- Wallraf**, F.F.: Über den neuen Stadtkölnischen Kirchhof zu Melaten, kritische Auswahl unter den dazu gelieferten Inschriften desselben, die für den Ort und den Geschmack der Zeit paßte, Köln 1809.
- Wallraf**, F.F.: Ueber den neuen stadtkölnischen Friedhof zu Melaten, Köln 1809.
- Warsberg**, Alexander Freiherr von: Die Kunstwerke Athens usw. Nachgelassene Schriften, Wien, Leipzig 1892.
- Wegweiser** durch das jüdische Rheinland, hrsg. von Ludger Heid und Julius H. Schoeps, Berlin 1992.
- Weiß**, Thomas: Stildiskussion zur Sakralarchitektur des 19.Jahrhunderts in Deutschland, München 1983.
- Zacher** I.: Grabmäler Düsseldorfer Unternehmer. Selbstdarstellung eines Standes auf dem Friedhof. in: Aspekte Düsseldorfer Industrie 1831-1981. Ausstellungskatalog Stadtmuseum Düsseldorf 1981.
- Zacher**, I.: Düsseldorfer Friedhöfe und Grabmäler, Begräbniswesen und Brauchtum im 19.Jahrhundert, Düsseldorf 1982.
- Zacher**, Inge: Düsseldorfer Friedhöfe und Grabmäler, Düsseldorf 1982.
- Zander-Seidel**, Jutta: Kunstrezeption und Selbstverständnis, Eine Untersuchung zur Architektur der Neorenaissance, in: Deutschland in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts, Diss. Erlangen 1980.

## Abbildungsverzeichnis

- Abb.1) Grabstätte Boisserée, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.2) Grabstätte Schlegel, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.3) Grabstätte Rehfuß, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.4, 4b) Grabstätte Schopen, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.5) Grabstätte Reinkens, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.6) Grabstätte Frank, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.7) Grabstätte Schumann, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.8) Grabstätte Niebuhr, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.9) Grabstätte Creutz, Köln, Melaten.
- Abb.10) Grabstätte Beckmann, Köln, Melaten.
- Abb.11) Grabstätte Nasse, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.12) Grabstätte Argelander, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.13) Grabstätte Mintorp, Düsseldorf, Nordfriedhof.
- Abb.14) Grabstätte Schönen, Köln, Melaten.
- Abb.15) *Grabstätte Merken, Köln, Melaten, in Restaurierung, keine Abbildung.*
- Abb.16) Grabstätte Weber, Köln, Melaten.
- Abb.17) Grabstätte Hiller, Köln, Melaten.
- Abb.18) Grabstätte Pflücker, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.19) Grabstätte Busch, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.20) Grabstätte Noeggerath, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.21) Grabstätte Frankenberg, Köln, Melaten.
- Abb.22) Grabstätte Rehfuß, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.23, 23b) Grabstätte Ebbinghaus, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.24) Grabstätte Doetsch, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.25) Grabstätte Wirtz, Köln, Melaten.
- Abb.26) Grabstätte Peters, Köln, Melaten.
- Abb.27) Grabstätte Wolf, Bonn, Poppelsdorf.
- Abb.28) Grabstätte Euskirchen, Köln, Melaten.
- Abb.29) Grabstätte Brandt, Köln, Melaten.
- Abb.30, 30b) Grabstätte Henkel, Düsseldorf, Nordfriedhof.

- Abb. 31) Grabstätte Feith, Köln, Melaten.
- Abb. 32) Grabstätte Hölzken, Köln, Melaten.
- Abb. 33) Grabstätte Du Mont, Köln, Melaten.
- Abb. 34) Grabstätte Scheeben, Köln, Melaten.
- Abb. 35) Grabstätte Schier, Köln, Melaten.
- Abb. 36) Grabstätte Purschian, Köln, Melaten.
- Abb. 37) Grabstätte Thelen, Köln, Melaten.
- Abb. 38, 38b) Grabstätte Laute, Bonn, Poppelsdorf
- Abb. 39) Grabstätte Sauer, Köln, Melaten.
- Abb. 40) Grabstätte Grillo, Düsseldorf, Nordfriedhof.
- Abb. 41) Grabstätte Schumm, Bonn, Kessenich.
- Abb. 42-42e) Grabstätte Völler, Düsseldorf, Nordfriedhof.
- Abb. 43-43c) Grabstätte Henkel, Düsseldorf, Nordfriedhof.
- Abb. 44) Grabstätte Gronewald, Köln, Melaten.
- Abb. 45, 45b) Grabstätte Busch, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 46) Grabstätte Fröbus, Köln, Melaten.
- Abb. 47) Grabstätte Noeggerath, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 48) Grabstätte Vom Rath, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 49) Grabstätte Zirkel, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 50) Grabstätte Dechen, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 51) Grabstätte Klostermann, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 52) Grabstätte Burkart, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 53) Grabstätte Brassert, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb. 54, 54b) Grabstätte Von Horn, Münster, ehem.  
Überwasserfriedhof.
- Abb. 55-55d) Grabstätte Roth von Schreckenstein, Münster,  
ehem.Überwasserfriedhof.
- Abb. 56) Veteranendenkmal der napoleonischen Kriege,  
Koblenz,  
Hauptfriedhof.
- Abb. 57) Veteranendenkmal der napoleonischen Kriege,  
Köln,  
Melaten.
- Abb. 58) Grabstätte von Thielmann, Koblenz,  
Hauptfriedhof.

- Abb.59, 59b) Grabstätte von Griesheim, Koblenz,  
Hauptfriedhof.
- Abb.60) Grabstätte von Bonin, Koblenz, Hauptfriedhof.
- Abb.61) Grabstätte von Seydlitz, Köln, Melaten.
- Abb.62, 62b) Grabstätte von Garrelts, Düsseldorf, Golzheimer  
Friedhof.
- Abb.63) Grabstätte von Orthegraven, Köln, Melaten.
- Abb.64) Grabstätte Wynne, Köln, Melaten.
- Abb.65) sog. „Irisches Kreuz“, Bonn, Alter Friedhof.
- Abb.66-66f) Grabstätte Dernen & Wittgenstein, Bonn, Bad  
Godesberg, Burgfriedhof.
- Abb.67) Grabstätte Philipppson, Bonn, jüdischer Friedhof  
am  
Augustusring.
- Abb.68) Grabstätte Oppenheim, jüdischer Friedhof am  
Augustusring.
- Abb.69-69c) Ansicht jüdischer Friedhof Schwarzhindorf,  
Bonn.
- Abb.70) Grabstätte Cohen, jüdischer Friedhof  
Schwarzhindorf, Bonn.
- Abb.71, 71b) Ansicht neuer jüdischer Friedhof Ulmenstraße,  
Düsseldorf, Reformgrabmäler von L.  
Fleischhacker.

Abb. 1)



Abb. 2)



Abb. 3)





Abb. 4)



Abb. 4b)



Abb. 5)

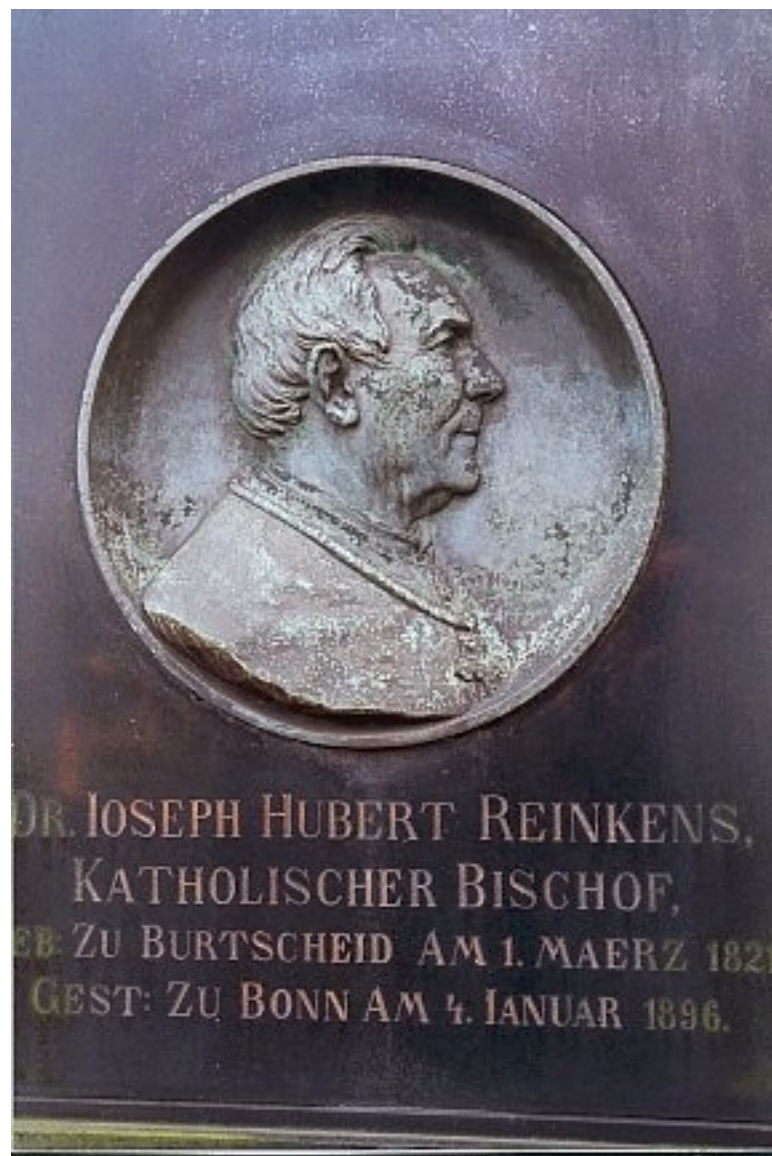


Abb. 6)



Abb. 7)



Abb. 8 )



Abb. 9)



Abb. 10)





Abb. 11)



Abb. 12)



Abb. 13)



Abb. 14)



Abb. 16)



Abb. 17)



Abb. 18)



Abb. 19)





Abb. 20)



Abb. 21)



Abb. 22)



Abb. 23)



Abb. 23b)



Abb. 24)



Abb. 25 )



Abb. 26)





Abb. 27)



Abb. 28 )



Abb. 29 )



Abb. 30)



Abb. 30b)



Abb. 31)



Abb. 32)

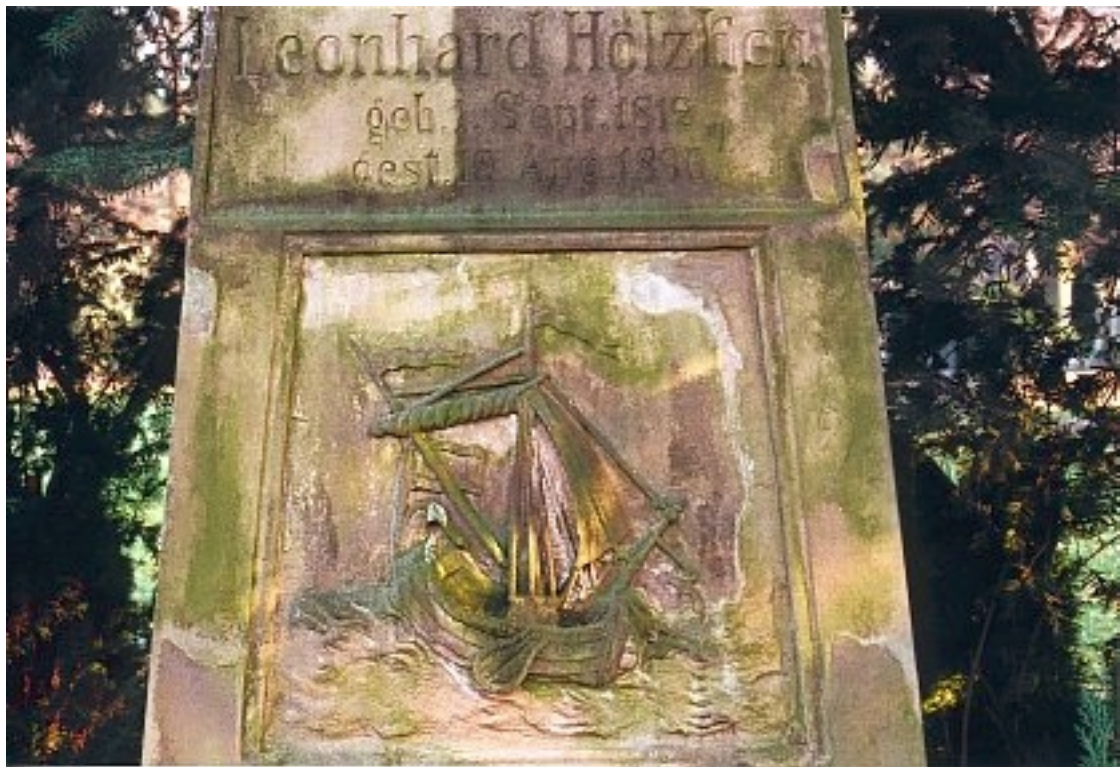


Abb. 33)





Abb. 34)



Abb. 35 )



Abb. 36 )



Abb. 37)



Abb. 38)

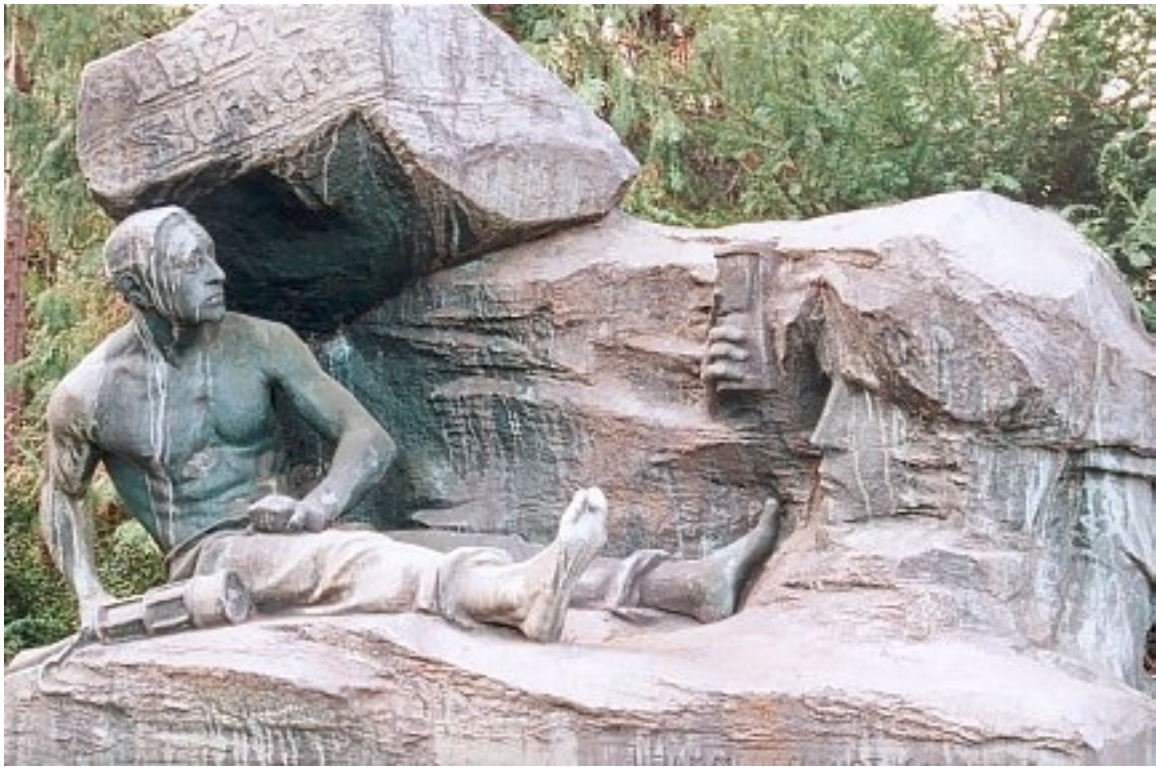


Abb. 38b)



Abb. 39)



Abb. 40 )





Abb. 41 )



Abb. 42 )



Abb. 42b)



Abb. 42c)



Abb. 42d)



Abb. 42e)



Abb. 43 )



Abb. 43b)





Abb. 43c)



Abb. 44)



Abb. 45)



Abb. 45b)



Abb. 46)



Abb. 47)



Abb. 48)



Abb. 49)





Abb. 50)



Abb. 51)



Abb. 52)



Abb. 53)



Abb. 54)



Abb. 54b)



Abb. 55 )



Abb. 55b)





Abb. 55c)



Abb. 55d)



Abb. 56)



Abb. 57)



Abb. 58)



Abb. 59)



Abb. 59b)



Abb. 60)





Abb. 61)



Abb. 62)



Abb. 62b)



Abb. 63)



Abb. 64)



Abb. 65)



Abb. 66)



Abb. 66b)





Abb. 66c)



Abb. 66d)



Abb. 66e)



Abb. 66f)



Abb. 67)



Abb. 68)



Abb. 69 )



Abb. 69b)





Abb. 69c)



Abb. 70)



Abb. 71 )



Abb. 71b)

